

Gerhard Josten

EINIGE

BLICHE

ZURÜCK

Eine Anthologie

Inhaltsverzeichnis

Autor	Titel	Seite
Gerhard Josten	Einige Rückblicke	4
Charles Darwin	Einige Blicke Zurück	26
Anita und Jörg	Beurteilung des Weltalls	37
Gerhard Josten	Zur ältesten Literatur	68
Gerhard Josten	Zum 2. Weltkrieg	74
Marilyn Adamson & Klaus Englert	Gott ist tot! Gott ist nicht tot!	88
Hild und Manfred	Zum Schrebergarten	105
Gerhard Josten	Zum Gilgamesch - Epos	120
Aus männlicher Sicht	Auf nach Finnland!	125
Aus weiblicher Sicht	Auf nach Finnland!	138
Gerhard Josten	Eine der Fragen an die Eltern	147

Gerhard Josten	Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft	152
Herma Brandenburger	Rückschau	185
Gerhard Josten	Einige Rückblicke	202
Martinus Thomsen	Weltmoral	218
Ursel und Karl	Eine besondere Freundschaft	241
Gerhard Josten	Erfahrung ist der Vater der Weisheit	253
Gerhard Josten	Mein Sohn Stefan	301
Gerhard Josten	Vom Rheinpark	321
Richard Dawkins	Missionar des Atheismus	329
Andrew Jaffe	Nachleuchten des Urknalls.	332
Anita und Manfred	Zu den Urknallstudien	339
Lisz Hirn	Anthropologie	354
Anhang	Fast alle meine Bücher und Ölgemälde	378

Gerhard Josten

EINIGE RÜCKBLICKE

Je älter ein Mensch wird, umso weniger verfolgt er die Idee, seine Blicke in die Zukunft zu werfen. Was erwartet er denn in seinen übrigen Phasen? In seiner Jugend verfällt er meistens in alle nur denkbaren Ideen, während sein Mittelalter die früheren wilden Vorstellungen Schritt für Schritt auf diejenigen Elemente reduziert, die ihm auf Dauer erfolgreich erscheinen.

Eine Anmerkung sei hier vorab hinzugefügt. Dieses Buch ist nicht als Memoriam zu verstehen. Hier kommen nämlich auch solche Autoren zu Wort, die gar nicht der Familie des Herausgebers angehören, diesem aber dennoch gefielen. Eine der ältesten Geschichten begann beispielsweise hier mit einem Holzschnitt, den ich während des zweiten Weltkriegs in meiner Zeit der Evakuierung schuf. Damals wurde ich in die Dorfschule eingeführt, die alle Schüler in einer einzigen Klasse unterrichtete.

Um dabei der Lehrerin eine gute Übersicht über alle Schüler zu gewähren, stieg der Schulungsraum nach hintenhin auf.

Die jüngsten Kinder waren dabei ganz vorn in der ersten Reihe untergebracht.

Nach dem Kriegsende kehrte die Familie in die Heimat zurück, die sie kaum noch erkannte: So besaßen die Schüler auch die Chance, sich in den diversen Ruinen auszutoben. Einer von ihnen zündete im Keller ein Feuerchen und er ließ seine Freunde daran teilhaben. Nein, keiner spürte dabei auch keine Angst. Ein anderer warf draußen alle vom Krieg zerstörten Gegenstände durch die Gegend und er erfreute sich seiner dabei erzielten Erfolge. Alle diese Erfolge wurden aber übertroffen von Franz, dem es gelang, einen Trecker, den dessen Fahrer nicht abgeschaltet hatte, rund um den Platz zu fahren, bis das Fahrzeug sich so verhakte, dass er überhaupt nicht mehr zu bewegen war. Als die Gruppe dann bemerkte, dass ein möglicher Fahrer diesem Auto etwas näherkam, flüchteten die Jungen blitzartig.

Sie besuchten dann aber auch weiterhin eine Schule, die sie in einem Provisorium aufnahm. Dort waren die Kinder nun in einer eigenen Klasse untergebracht. Die Lehrerin sah ihre erste Aufgabe auch darin, einen Schülersprecher wählen zu lassen. Und wer wurde dann gewählt? Kein anderer Schüler kandidierte außer Gerd, der sich immer schon besonders

hervorgetan hatte! Und mit einer hundertprozentigem Wahl wurde er gewählt.

Diesen Erfolg genoss er auch. Und danach leistete er sich einige Ausfälle, durch die er sich schon zuvor ausgezeichnet hatte. So ließ er zum Beispiel während der Physikstunde aus einer der hinteren Reihen ein papiernes Flugzeug durch die Klasse sausen, das er selbst zuvor daheim gebastelt hatte. Der Lehrerin gelang es nicht, den Täter herauszufinden. Sie unterbrach daher den Unterricht und bat den Schulleiter in die Klasse. Diesem gelang schnell die Entdeckung des Täters und nachdem dieser von ihm als der Klassensprecher sofort abgesetzt wurde, war diese seine Rolle beendet.

Ein Klassensprecher ist auch heute noch der Vertreter einer Schulklasse und damit Teil der Schülervvertretung. Er wird – meist zusammen mit einem oder zwei Stellvertretern – zu Beginn des Schuljahres für ein halbes, ein ganzes, oder auch für zwei Jahre demokratisch von der gesamten Klasse aus deren Mitte gewählt. Der Wahlmodus variierte je nach Bundesland; so kann es sein, dass der Klassensprecher in einer offenen oder geheimen Wahl bestimmt wird. In Ausnahmefällen ist es auch möglich, dass der Klassensprecher durch den Klassenlehrer festgelegt wird. Teilzeitschüler im

beruflichen Schulwesen wählen hingegen einen Tagessprecher, da sie oftmals nur an einem oder zwei Tagen der Woche in der Schule sind.

Nun möchte man meinen, dass irgendwann die jugendlichen Späße ein Ende finden und die kluge Weisheit sich dann doch zunehmend verbreitet. Gerd blieb seinem Wesen aber treu und seine schulischen Ergebnisse bewiesen immerhin dann doch eine solche Vielfalt und Güte, dass seine Mutter zu einem Gespräch in der Schule gebeten wurde.

Mein Vater war nämlich nach Franzens Geburt am 1.9.1939 und nach dem Kriegsende 1945 noch nicht vom Weltkrieg zurückgekehrt. Dieser schlimme Krieg nahm zunehmend neue Dimensionen an und daher nahm die Mutter ihre Familie dann mit in den inzwischen geschaffenen Bunker an. Gerd fühlte sich dort überhaupt nicht wohl und heulte immer mehr, was das Zeug hielt. Nach einigen dieser Ereignisse beschloss die Mutter, mit den Kindern bei ihrer Mutter im einem niedersächsischen Dorf auszuwandern, wo sie freudig aufgenommen wurden.

Sehr schnell fühlten die Kinder sich dort wohl. So ernten oder klauten sie die Äpfel längs der Straße, die eigentlich doch vermietet waren. Sie lernten das Radeln auf der Straße

mit einem Herrenrad, das sie mit viel Mühe und ihren Beinen unterhalb der Stange bedienten. Sie retteten ihre kleine Schwester Elisabeth, die plötzlich in einem Wasserbecken zu ertrinken drohte. Für die Familie kauften sie im Dorf alle diejenigen Artikel, die ihre Mutter ihnen aufgeschrieben hatte. Sie begleiteten ihre Mutter, wenn diese bei den benachbarten Bauern um Fressalien bat, für die sie als ihre Gegenleistung neue Pullover strickte. Auf den umgebenden Feldern suchten sie erfolgreich nach diversen Tieren.



Auftritt von Elisabeth als Hildegard Knef

Meine Schwester Elisabeth sei hier zwischendurch erwähnt, die mir später bei einem meiner Geburtstage mit einem selbst komponierten Lied gratulierte. Da gab es dann einen riesigen Applaus aus der Runde. Doch kehren wir wieder zurück in die Geschichte.

Die Mutter erhielt eines Tages einen Brief vom Vater, der sie zu einem Besuch im Norden Deutschlands bat, wo er als Soldat untergebracht war. Dieser Einladung war auch gleich eine Bahnkarte beigelegt. Und so fuhr die Mutter mit ihren zwei Jungen nach Hannover, wo Vater sie am Bahnhof abholte. Natürlich trug er dabei seine Uniform und er führte seine Besucher sogleich in ein Café. Auch sah er sich dort intensiv in der Runde um, denn er befürchtete sogar einige heimliche Beobachter in der Umgebung.

„Wie komisch sieht der Papa heute aus?“, fragte Willi, der gerade zwei Jahre alt geworden war, dann seine Mutter.

„Ja, bei besonderen Anlässen tragen Menschen oft auch ganz besondere Kleider. Erinnerst du dich nicht daran, wie du damals im Kindergarten angemeldet wurdest?“

„Auch ja, das war ein toller Tag! Keiner hatte damals ein so tolles Hemd wie ich an. Aber unser Papa ist ja hier nicht im Kindergarten!“

An den vielen anderen Dingen, die seine Eltern sonst noch besprachen und ihn auch nicht besonders interessierten, beteiligte er sich nicht. Wohl blieb ihm nicht verborgen, dass sein Vater der Mutter ein recht kleines Päckchen mit einem Papier überreichte, das sie nach einem sicheren Rundumblick sofort in ihrem rechten Schuh versteckte. Erst bei der Rückfahrt im Zug wagte Gerd, seine Mutter nach dieser so komischen Sache zu befragen:

„Mama, das war ein schöner Tag und die Sonne schien ja auch. Aber ich möchte gern noch etwas von dir wissen. Papa hat dir ja ein kleines Geschenk gemacht. Ich weiß auch, wo du es versteckt hast. Willst du mir sagen, was das ist?“

„Ja, aber ich glaube nicht, dass diese Geschichte dich ganz besonders interessiert.“

„Doch, doch!“

„Also gut, mein Schatz, Papa hat mir geschrieben, dass er sehr traurig darüber ist, seine tolle Familie für einige Zeit verlassen zu müssen. Du hast doch gelegentlich auch so traurige Ereignisse gehabt. Ich erinnere mich zu Beispiel daran, dass du hin und wieder Streit mit deinen Schulfreunden hattest und vor ihnen flüchten musstest. Du hast auch einmal einige leckere Sachen aus einer Bäckerei geklaut und bist

damit sofort geflüchtet. Hast du nicht einmal sehr viele Nüsse aus dem Garten unseres Priesters geklaut? Der erwischte dich sogar und du konntest dann einer Strafe nur dadurch entgehen, indem du das Amt eines Messdieners übernahmst. Zu Weihnachten hast du sogar zweimal in der Messe gedient, nichtwahr?“

Damit war seine Frage ausreichend beantwortet und es gab Frieden.

Auch die Schule mit der guten Lehrerin Stienes machte mir so allmählich Vergnügen. Oft erhielt Gerd nämlich von ihr auch ein Lob für seine Beteiligung am Unterricht. Im dritten Schuljahr gab sie ihm einen Brief für seine Mutter mit. Damit wurde Mama zu einem Gespräch gebeten. Diese sagte mir danach, dass sie ein großes Lob über mich erhalten und den Rat von ihr erhalten hätte, mich auf ein Gymnasium zu schicken. Meine Mutter erfuhr dann von der Lehrerin, dass ich Klassenbesten war.

Diesem guten Rat folgte sie dann auch. Welche Mutter wäre dieser Empfehlung nicht gefolgt? Und das geschah gegen den Willen meines Vaters, der eines Tages zurückgekommen war von dem schlimmen Weltkrieg, den Deutschland verloren hatte. Vater sah ganz erbärmlich aus und er wurde bei

seiner Ankunft in Glandorf kaum von meiner Mutter erkannt. Sein Fahrrad, das er wohl irgendwo geklaut hatte, schob er nur vor sich her. Viele Worte verlor er nicht bei uns. Eine Sache aber blieb in meinen Ohren hängen: Wohl äußerte er in wenigen Worten zur Mutter seine Meinung, bald doch einen eigenen Betrieb in Duisburg einzurichten. Das schaffte er dann auch, aber er schaffte es leider immer noch nicht, viele Worte von sich zu geben. Glandorf verließ der Vater dann also bald wieder, um sich in Duisburg bei seinen Eltern anzusiedeln.

Dann wechselte ich also die Schule. Immerhin brauchte ich etwas mehr als eine halbe Stunde, um das Gymnasium zu erreichen. Das änderte sich erst, als ich ein richtiges Fahrrad von Mutter erhielt und damit flott mein Ziel erreichte. Und dann geschah etwas, mit dem ich niemals rechnen konnte: Die Mitschüler wählten mich tatsächlich zum Klassensprecher. Diese Funktion blieb mir allerdings nicht lange erhalten, denn der Klassenlehrer setzte mich ab. Gut, ich hatte hin und wieder papierne Flugzeuge durch den Physiksaal fliegen und auch sonstige Untaten nicht ganz vermissen lassen. Und dann überfiel mich auch noch die Pubertät, die mich in der Untertertia erwischte. Ich blieb sitzen.

„Wie sollte es dann weiter mit dir?“ wurde ich von Mutter dann gefragt.

Auf jeden Fall wollte ich nicht in Vaters Betrieb arbeiten, wie er es einmal angedeutet hatte. Mir fiel auch gar keine gute Antwort ein. In meiner Verlegenheit mit der Mutter meinte ich dann, dass ich vielleicht das Zeug für einen Schornsteinfeger hätte.

„Also Gerd, das passt doch gar nicht zu dir. Hast du dir das wirklich schon einmal gewünscht? Ich kann mich nicht daran erinnern! Du kannst doch viel mehr und ganz ungefährlich ist dieser Beruf auch nicht. Manche jungen Leute passen nicht genug auf, stürzen ab und sterben Soll ich dir einen besseren Vorschlag machen, Gerd?“

„Was meinst du denn?“

„Ich schlage dir erst einmal vor, Papa nichts davon zu sagen. Der ist ja immer bei seiner Arbeit und da hat er kaum eine freie Zeit, sich um dich zu kümmern.“

„Nun gut! Aber was soll ich denn machen?“

„Weitermachen, Gerd. Ich glaube, dass du das Abitur dennoch schaffen wirst. Und jetzt will ich dir ein Geheimnis verraten, das ich meinen lieben Kindern bisher immer verschwiegen habe. Ich selber habe einmal das Klassenziel nicht

erreicht und dennoch den Abschluss geschafft. Also mache dich auf! Ich werde dir immer helfen. Und Papa wird davon nie etwas hören.“

Dieses Angebot erlöste mich und befreite mich von allen meinen Sorgen. Danach aber ging es Jahr für Jahr aufwärts mit mir und am Ende avancierte ich zum zweitbesten Schüler der Klasse vor dem Abitur. Es folgten dann anderthalb Jahre bei der Bundeswehr, denn damals galt noch die Wehrpflicht. Ich kam zu meiner Freude in einer Hamburger Kaserne unter, aber da ich mich auch als Offizier beworben hatte, trieb es mich anschließend zur Ausbildung durch viele Bundesländer.

Dem Rat meiner Mutter folgend, deren Vater ja Architekt geworden war, bewarb ich mich dann an einer Hochschule im Rheinland. Damit wollte ich auch meinen eigenen Weg gehen und Glandorf gedanklich hinter mir lassen – wenigstens für meine Studienjahre. Warum ich damals Aachen gewählt hatte, das weiß ich nicht mehr. Da gab es auch eine Vorprüfung, weil wohl viele junge Leute sich dort beworben hatten. Die Aufgaben fielen mir nicht sonderlich schwer und ich war gleich überzeugt, meinen Platz im Rheinland gefunden zu haben. Daher begab ich mich auch sogleich auf die

Suche nach einer geeigneten Wohnung. Dann aber kam die negative Überraschung. Ich wurde zum gewählten Studium nicht zugelassen. Weitere Angaben erhielt ich nicht außer dem Hinweis, dass in Aachen auch Bauingenieure ausgebildet würden.

Was blieb mir da über? Auch meine Mutter stimmte dieser Wahl zu. Wahrscheinlich sah sie mich dennoch ganz nah bei ihrem Vater. Das Studium fiel mir nicht besonders schwer und in recht kurzer Zeit schloss ich es mit einem mittelpächtigen Zeugnis ab. Anschließend begab ich mich auf die Suche nach einem Arbeitsplatz. Ich entdeckte viele Angebote, aber eines davon faszinierte mich sogleich über alle Maßen. In Ägypten liefen gerade die Arbeiten zum Aufstau des Nils bei Abu Simbel und dort musste ein uraltes Denkmal mit drei Pharaonen um viele Meter angehoben werden, um es vor den zu erwartenden Fluten des Nils zu retten. War ich da nicht der richtige Partner?

Natürlich! Sogleich schrieb ich meine Bewerbung, doch als meine damalige Freundin und heutige Frau Irmgard davon erfuhr, gab sie ohne jede Muße an, sie würde das überhaupt nicht mitmachen. Ja, sie drohte mir sogar mit einer Trennung unseres Verhältnisses. Diese schreckliche Drohung nahm

ich sogleich sehr ernst und überlegte, wie dann unser Verhältnis aufrechterhalten werden könnte. Große eigene Pläne musste ich jedenfalls aufgeben und eher den berechtigten Interessen meiner Irmgard folgen. Und so kam ich in den Alltag zurück. Und das geschah dann so:

Meine folgende Weiterbildung fand in einem Referendariat zum Bauwesen statt, das etwa zweieinhalb Jahre in Anspruch nahm. Regelmäßig wurde ich dann an verschiedenen Stellen im Rheinland und auch anderen Bundesländern eingesetzt. Um dennoch wenigstens einen nicht alltäglichen Abschluss dieses Weges zu beschreiten, nahm ich die Chance wahr, die finale Arbeit bei einer privaten Vereinigung vorzunehmen. Der erste Versuch ging in die Hose, aber immerhin waren mir damit die Beurteilungskriterien deutlich geworden.

Und so errang ich dann im folgenden Jahr den ersten Preis in einem Wettbewerb, der mit einer erheblichen Summe verbunden war. Der war an eine Studienreise gebunden, über die ich später noch berichten sollte.

Kurz vor meiner Pensionierung realisierte ich dann mein größtes Projekt: Gegen Widerstände aller Art entstand unter meiner Führung kurz vor meiner Pensionierung die neue

Rheinquerung einer Autobahn bei Düsseldorf mit einer Brücke.

Bald überfiel mich aber eine weitere Frage. Über viele Jahre hinweg war ich ratlos bei der Suche nach der Herkunft des Schachspiels geblieben, nachdem ich in einem örtlichen Verein spielerisch keine nennenswerten Leistungen zu verzeichnen hatte. So trat ich schließlich auf Anregung eines Freundes einer weltweiten Vereinigung bei, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Herkunft des Spiels zu klären. Und dort prallten über vier Jahre hinweg die Meinungen ganz heftig aufeinander.

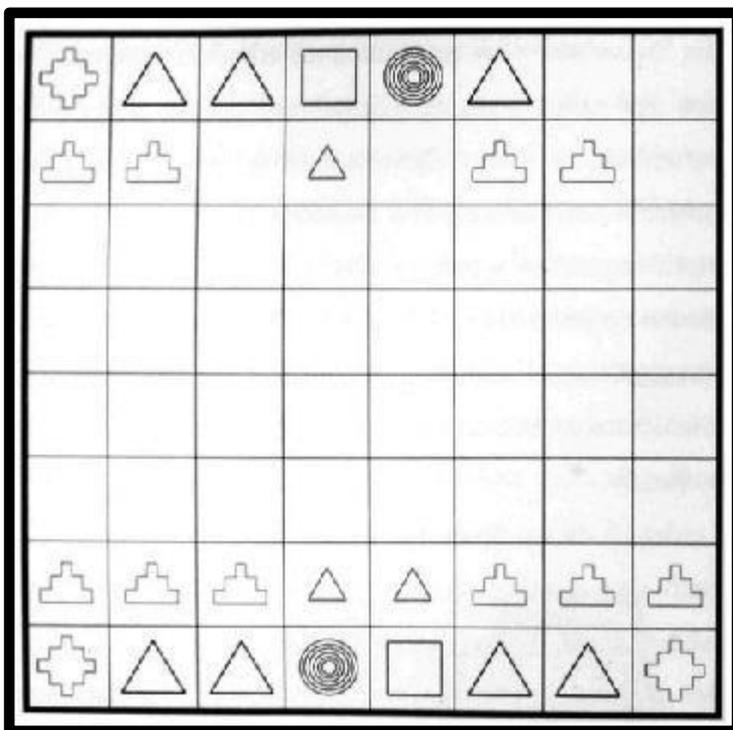
Als Favoriten galten – vom Osten her gesehen – China, Indien und Persien. Die Initiativgruppe Königstein war 1991 gegründet worden, um dem Schachursprung näher zu kommen. In der Folge fanden viele Symposien statt, die allerdings mit dem Ergebnis endeten, dass keine Einigung über den Ort und den Zeitpunkt der Erfindung zu erzielen war. Dann löste man sich endlich und unfriedlich auf. Mich selber aber ließ diese Frage nicht ruhen. Jahr für Jahr stöberte ich in einer universitären Bibliothek herum, um dort fündig zu werden. Eines Tages riet mir dann der leitende Professor voller Mitleid, meine Suche aufzugeben, denn er wäre sicher,

dass dort nichts zu entdecken wäre. Er kannte meinen Ehrgeiz allerdings nicht: Ich gab nicht auf!

Und eines Jahres geschah dann das Wunder: Ich entdeckte ein Schachspiel, das nicht nur etwa 2.000 Jahre alt war, wie man damals unter den Fachleuten gemeint hatte.

Es hatte ein Alter von etwa 5.000 Jahren! Und es stammte aus dem persischen Bereich in der Stadt Shar-i Sokhta. Persien hatte also nun klar gewonnen. Offenbar war es aber kein reines Verstandesspiel, wie wir es heute verstehen, denn zu diesem und gehörten einige Würfel, wie die folgende Abbildung es zeigt. Und eines Jahres geschah dann das Wunder: Ich entdeckte ein Schachspiel, das nicht nur etwa 2.000 Jahre alt war, wie man damals unter den Fachleuten gemeint hatte. Deutlich sind die zwei erhabenen Könige, die typisch für das Schachspiel sind, links unten im Bild zu erkennen. Ferner erkennen wir die Vielfalt der übrigen flachen Steine, die so typisch für das Schachspiel sind.

reines Verstandesspiel, wie wir es heute verstehen, denn zu diesem Fund gehörten einige Würfel, wie die weiter vorn stehende Abbildung es zeigt. Deutlich sind die zwei erhabenen Könige links unten im Bild zu erkennen. Ferner erkennen wir die Vielfalt der übrigen flachen Steine, die so typisch für das Schachspiel sind.



Die mögliche Aufstellung der gefundenen Steine
in einer vereinfachte Darstellung



Die Lage von Shar-i Sokhta

Nun blieb noch zu klären, wohin mich der gewonnene Preis führen sollte. Ist unsere Erde nicht voller Wunder? In meiner Not fragte ich meinen Freund Paul:

„Hallo! Ich habe jetzt ein großes Problem, bei dem du mir vielleicht helfen kannst. Hast du etwas Zeit für mich?“

„Na klar! Aber nur, wenn du von mir kein Geld geschenkt haben willst. Du weißt doch, dass ich in dieser Hinsicht sehr zurückhaltend bin. Worum geht es dir denn, Gerd? Vielleicht fällt mir dann etwas ein. Du weißt doch, dass ich immer helfe, wenn es die Not gebietet. Hast du vielleicht ein Problem mit deiner Freundin? Oder bist du etwa in großen Geldnöten?“

„Quatschkopp! Du weißt doch, dass ich diesen tollen Preis gewonnen habe. Der ist aber nun gebunden an ein größeres Reiseunternehmen mit einem folgenden Reisebericht und ich schreibe, wie du weißt, nicht so gerne. Willst du nicht mit mir reisen und den Bericht für mich schreiben?“

„Haha! Das hättest du mich doch schon vorher fragen können. Aber dann hättest du auch schon eine Absage von mir erhalten. Diese Suppe musst du nun schon selber auslöffeln. Hast du denn gar keine eigene Idee, Gerd?“

„Ich habe schon einmal an das Schachspiel gedacht, aber da bin ich nicht ganz zu Hause. Und wer interessiert sich schon für Alternativen wie Straßen oder technische Themen? Und Mordgeschichten wie um einen Schachweltmeister passen dort wirklich nicht hin. Ich bin nun drauf und dran, meinen Preis zurückzugeben, um diese Last loszuwerden.“

„Mordgeschichten? Da fällt mir doch etwas ein, Gerd. Der Schachweltmeister Alexander Aljechin wird von vielen Experten als einer der zehn besten Spieler aller Zeiten angesehen. Aljechins Brillanz erstreckte sich auf alle Aspekte des Schachbretts und darüber hinaus. Er ist bekannt für sein taktisches Können und seine Fähigkeit, in komplexen Stellungen komplizierteste Kombinationen zu finden. Aljechin war

jedoch auch in ruhigen Stellungen und Endspielen ein Meister seines Fachs und sein Einfluss auf die Schachtheorie ist unbestreitbar. Angeblich starb er auf seiner Flucht aus Deutschland nach Portugal. Dort soll er am 24. März 1946 im Alter von 53 Jahren gestorben sein.“

„Und das könnte ein Grund dafür sein, eine Studienreise nach Portugal zu machen?“

„Ja, denn Aljechin befand sich eigentlich auf seiner Flucht nach Südamerika. Er war angeblich in seinem Zimmer eines Hotels im portugiesischen Estoril unter Umständen tot aufgefunden worden, die als verdächtig angesehen wurden und die Notwendigkeit einer Autopsie angezeigt erschienen ließen, um die Todesursache festzustellen. Niemand ahnte damals, dass Aljechin sich eine ihm recht ähnlich erscheinende Leiche besorgt und dann auf seinem Platz untergebracht hatte, um nicht weiter verfolgt zu werden. Diese Leiche garantierte ihm seine unbeschwerte Reise. Und so gelang ihm seine Flucht.“

„Und dort unten soll ich ihn nun suchen? Du hast ja ganz verrückte Ideen, mein Freund! Da hätte ich noch eine weitere Idee für dich. Ich habe mich damals auch mit dem Schachspiel auf Briefmarken beschäftigt und dabei nahmen

die Südamerikaner eine vorrangige Stellung ein. Ich werde dir diese Sammlung einmal zeigen und du wirst dann bestimmt überrascht sein. Und vielleicht findest du dort auch noch diesen verschwundenen Weltmeister.“

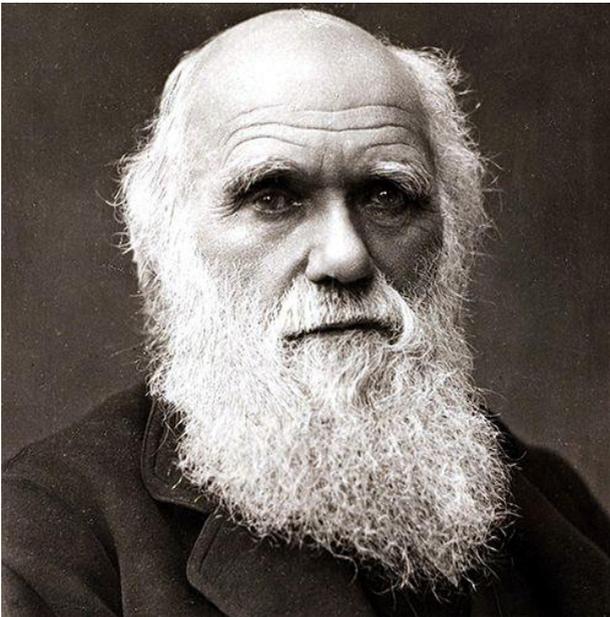
„Hm, du hast ja wirklich tolle Ideen! Ich werde mir das nun doch einmal durch den Kopf gehen lassen.“

Dann zeigte er ihm noch ein Foto, das Duisburg nach dem Beschuss der Engländer im Weltkrieg zeigt:



Charles Darwin

Kehren wir nun weder zurück in die Vergangenheit. Früher gab es auch einen Forscher, der den Menschen hier auf unserer Erde schuf, indem er sie gedanklich aus dem Weltall herbeiführte. Es war Charles Darwin: Hier erfahren wir, warum seine Reise zu den Galapagosinseln das Weltbild umkrempelte



Charles Darwin

Menschen und Affen haben gemeinsame Vorfahren und die Arten dieser Welt sind das Produkt Jahrhunderte langer Auslese, schrieb er. Mit dieser Theorie entzerrte Charles Darwin nicht nur die kirchliche Schöpfungsgeschichte, er zog auch den Zorn der Kirche auf sich. Das heutige Weltbild ist geprägt von Darwins Evolutionstheorie.

- Das heutige Weltbild ist geprägt von Darwins Evolutionstheorie.
- Darwin stieß auf große Kritik bei der Veröffentlichung seines Buchs „The Origin of Species“.
- Der Wissenschaftler zog den Schluss, dass Menschen vom Affen abstammen.

Darwin schlüsselte die Entwicklung aller Organismen auf. In der ersten, 1859 erschienenen Auflage von „The Origin of Species“ schlüsselte Charles Darwin die phylogenetische Entwicklung aller Organismen und ihre Aufspaltung in verschiedene Arten auf – und zwar durch Anpassung an den Lebensraum durch Variation und natürliche Selektion. Seine Angst vor Ablehnung war nicht unbegründet – einige

Freunde und Gelehrte wandten sich nach seiner Veröffentlichung von ihm ab.

Für Darwin kam allerdings nicht in Frage, sich der Öffentlichkeit zu beugen. In seinem dritten Buch „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ zog er sogar den Schluss, dass der Mensch mit dem Affen verwandt und keine eigenständige Schöpfung, sondern ein Evolutionsprodukt ist wie Millionen anderer Arten.

Bis heute sind Darwins Erkenntnisse für die Fortentwicklung der Naturwissenschaft unermesslich. Als Erster lieferte Darwin grundsätzliche Erklärungen für Phänomene der Verwandtschaft, Vielfalt und der Anpasstheit der Arten. Bis zum Ersten Weltkrieg war vor allem seine Selektionstheorie in falsch interpretierter Form populär.

Der Sozialdarwinismus zog aus seinen Werken die Schlüsse, dass gute Erbanlagen gefördert und schlechte ausgelöscht werden sollen. Als Schlüsselerlebnis in Darwins Leben gilt die Exkursion zusammen mit dem Kapitän Fitz Roy auf der HMS Beagle, auf der er die Erkenntnisse gewann, die er später zu seiner Evolutionstheorie ausbaute. Die Reise führte ihn fast fünf Jahre lang unter anderem nach Südamerika, zu den Galapagos-Inseln und nach Neuseeland.

Der detailversessene Jungforscher sammelte massenhaft geologische, zoologische und fossile Proben, seine Notizen umfassten am Ende weit über 1.000 Seiten. Etwa vier Jahre segelte das Schiff an den Küsten Süd- und Südostamerikas, bis es im September 1835 die Galapagosinseln erreichte. Darwin, gerade einmal 26 Jahre alt, war begeistert von der dort vorherrschenden Tier- und Pflanzenvielfalt, die seines Wissens nirgendwo sonst auf der Welt so vorkam.

Nach und nach reiften in Darwin – der sich nach der Rückkehr mit Büchern über seine geologischen Entdeckungen als Wissenschaftler etablierte – die Ideen vom Wandel der Arten, die er später zur Evolutionstheorie zusammensetzte. Damals war noch der Glaube weit verbreitet, Tiere und Pflanzen seien seit ihrer Entstehung beziehungsweise Erschaffung unverändert und unveränderbar.

Berühmt gewordene ist auch seine Skizze mit der Überschrift „I think.“ Im Sommer 1837 zeichnete der nun in London wohnende 28-Jährige in eines seiner Notizbücher eine berühmt gewordene Skizze: Unter der Überschrift „I think“ („Ich denke“) ist eine Art Stammbaum zu sehen, der das Entstehen, Variieren und Aussterben von Arten in Grundzügen zeigt.

Darwin zog mit seiner Familie auf ein Landgut südlich von London, wo er sich mehr Ruhe erhoffte. Zeit seines Lebens litt er unter einem chronischen Magenleiden und musste sich deshalb immer wieder langwierigen Kuren unterziehen. Insgesamt zogen er und seine Frau Emma Wedgwood neun Kinder groß. Zwei von ihnen starben schon früh, ein weiteres bereits kurz nach der Geburt.

Neben seinen geologischen Veröffentlichungen arbeitete Darwin seine Theorie der Entwicklung der Arten durch natürliche Selektion nach und nach aus. Die unterschiedlichen Arten stammen demnach von gemeinsamen Vorfahren ab und haben sich von Generation zu Generation auseinanderentwickelt. Dabei setzten sich jeweils die am besten an ihre Umwelt angepassten Individuen einer Art durch und pflanzten sich fort.

Darwin fasste dies in den Prinzipien Variation und Selektion zusammen, zeigte seine Aufzeichnungen vorläufig aber nur seiner Frau und einem befreundeten Wissenschaftler. Erst gedrängt von den Erkenntnissen des Forschers Alfred Russel Wallace, der zu den gleichen Schlüssen gekommen war, begann Darwin in den späten 1850er Jahren mit der Ausarbeitung eines Manuskripts für sein Hauptwerk.

Darwin schlüsselte die Entwicklung aller Organismen auf. In der ersten, 1859 erschienenen Auflage von „The Origin of Species“ schlüsselte Charles Darwin die phylogenetische Entwicklung aller Organismen und ihre Aufspaltung in verschiedene Arten auf – und zwar durch Anpassung an den Lebensraum durch Variation und natürliche Selektion. Seine Angst vor Ablehnung war nicht unbegründet – einige Freunde und Gelehrte wandten sich nach seiner Veröffentlichung von ihm ab.

Für Darwin kam allerdings nicht in Frage, sich der Öffentlichkeit zu beugen. In seinem dritten Buch „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ zog er sogar den Schluss, dass der Mensch mit dem Affen verwandt und keine eigenständige Schöpfung, sondern ein Evolutionsprodukt ist wie Millionen anderer Arten.

Bis heute sind Darwins Erkenntnisse für die Fortentwicklung der Naturwissenschaft unermesslich. Als Erster lieferte Darwin grundsätzliche Erklärungen für Phänomene der Verwandtschaft, Vielfalt und der Anpasstheit der Arten. Bis zum Ersten Weltkrieg war vor allem seine Selektionstheorie in falsch interpretierter Form populär. Der Sozialdarwinismus zog aus seinen Werken die Schlüsse, dass gute

Erbanlagen gefördert und schlechte ausgelöscht werden sollen. Ein Brief aus Südostasien schreckte Darwin auf. In 1858 schließlich sandte Wallace von einer südostasiatischen Insel aus einen Brief an Darwin, in der er eine Evolutionstheorie formulierte, die derjenigen Darwins glich. Darwin war schockiert und fürchtete um sein Lebenswerk. Mit Hilfe einiger befreundeter Forscher erreichte er dann, dass die getrennt entwickelte Theorie unter Nennung Darwins und Wallaces Urheberschaft am 1. Juli des Jahres erstmals öffentlich vorgestellt werden konnte.

Doch erst Darwins am 24. November 1859 veröffentlichtes Buch „Über die Entstehung der Arten“ („On the Origin of Species“) stieß auf großes öffentliches Interesse. Trotz der auch in Wissenschaftskreisen geäußerten Zweifel galt die Theorie schon bald als weitgehend anerkannt und wurde von ihren Befürwortern verbreitet. Kritik kam allerdings weiterhin von Kirchenvertretern, die die Schöpfungslehre in Gefahr sahen.

Von seiner Krankheit geschwächt musste Darwin die Debatten über seine Lehre meist aus der Ferne verfolgen. Darwin verfasste noch weitere Werke, die sich unter anderem mit der Evolution des Menschen beschäftigten.

Am 19. April 1882 starb er im Alter von 73 Jahren und erhielt ein Staatsbegräbnis in Westminster Abbey, London, wo traditionell auch die englischen Könige beigesetzt werden. Darwins Evolutionstheorie wurde in der Folge weiterentwickelt und untermauert. Sie ist die Grundlage der modernen Biologie geworden und gilt längst nicht mehr als Theorie, sondern als Tatsache, die auch weitere Disziplinen beeinflusst hat, wie etwa die Psychologie. Dennoch wird sie von zahlreichen Gruppierungen angezweifelt wie von so genannten Kreationisten, die wortwörtlich an die Schöpfungslehre aus der Bibel glauben. Die Diskussion über Darwins Erkenntnisse wird also auch 150 Jahre nach ihrer Veröffentlichung weitergehen.

Bis ins 19. Jahrhundert hinein glaubten viele Menschen, dass Gott den Menschen erschaffen hatte. Doch dann kam ein englischer Gelehrter, der dieses Weltbild umgestoßen hat. Er hieß Charles Darwin (1809-1882) und war einer der bedeutendsten Naturwissenschaftler aller Zeiten. Doch zu Beginn wollte ihm keiner glauben.

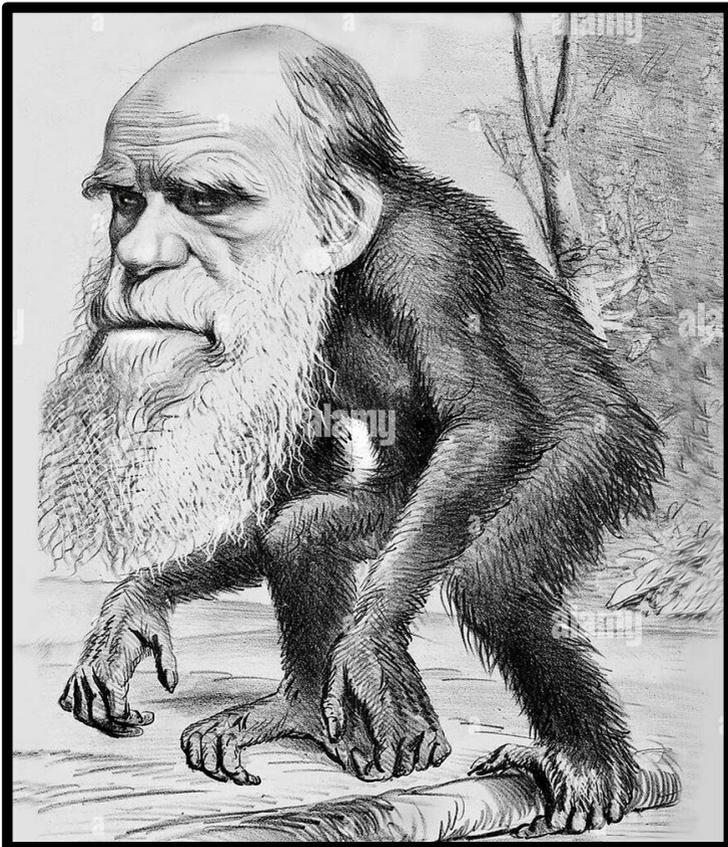
Schon der junge Darwin begeisterte sich für die Natur. Geboren wurde Charles Robert Darwin im Februar 1809. Schon der kleine Darwin sammelte mit Begeisterung

Muscheln, Steine und Insekten, beobachtete Vögel und hielt sich gerne in der Natur auf. Die Schule war ihm weniger wichtig und langweilte ihn meist. Aber die Naturwissenschaften und alles, was mit der Natur in Zusammenhang stand, interessierten ihn sehr. Zum Schachspiel verlor er allerdings kein einziges Wort.

Darwin studierte zunächst Medizin und Theologie. Sein Vater hätte ihn gerne im Beruf eines Pfarrers gesehen, aber den jungen Darwin packte immer wieder das Fernweh. 1831 erhielt er die Möglichkeit, als Forscher auf eine Reise zu gehen, die ihn an viele spannende Orte der Welt führen sollte. Der Schwerpunkt dieser Reise lag an den südamerikanischen Küsten. Hier sammelte, beobachtete und forschte Darwin mit großem Fleiß.

Seine auf dieser Fahrt gewonnenen Erkenntnisse flossen in die von ihm später veröffentlichte Evolutionstheorie ein. Doch es sollte noch eine Weile dauern, bis er seine Ideen und Theorien der Öffentlichkeit bekannt gab. Zu groß war seine Angst, dass er hier auf großen Widerstand stoßen würde. Eine Befürchtung, die sich bewahrheitete. So erschien 1859 in einer Auflage von 1250 Exemplaren

Darwins Werk „Über die Entstehung der Arten ...“. Dieses Werk gilt als Grundlage der so genannten Evolutionstheorie. Nach Veröffentlichung seiner Evolutionstheorie machten sich viele Leute über Darwin lustig. Ein Beispiel ist diese Karikatur: der Mensch solle vom Affen abstammen.



Was ist die Evolutionstheorie? Diese Theorie erklärt die Entstehung und Entwicklung des Lebens auf der Erde. Darwin glaubte, dass alle Arten, also auch der Mensch, eine gemeinsame Abstammung aufwiesen. Eine längere Entwicklung, die Evolution, führte dazu, dass sich am Ende verschiedene Arten entwickelten. Die besser ausgestatteten Lebewesen verfügten über bessere Chancen, zu überleben. Sie konnten sich geschickter an ihren jeweiligen Lebensraum anpassen und ihre Nachkommen entwickelten sich dann weiter.

Die Lebewesen kämpften ums Dasein. Darwins Theorie übertrug man später auf die menschliche Gesellschaft und leitete hiervon das Recht des Stärkeren über den Schwächeren ab. Eine Theorie, die schlimme Folgen mit sich brachte und bis zum Rassismus führte. Darwin persönlich hätte sich dagegen verwehrt.

Widerstand der Kirche oder stammt der Mensch vom Affen ab? Mit seinen Erkenntnissen hatte Darwin das Welt- und vor allem das Gottesbild erschüttert, denn nach Meinung vieler Menschen hatte ja Gott den Menschen erschaffen. Doch Darwins Theorie widersprach komplett den Aussagen der Bibel.

Beurteilung des Weltalls

Anita und Jörg

Anita und Jörg lernten sich in einer kirchlichen Jugendgruppe kennen. Neben vielen anderen Aktivitäten unternahmen diese Gruppen jährlich einen Ausflug in die nähere Umgebung. Jörg war mit seinem Alter von neun Jahren zwei Jahre älter als Anita.

Diese zwei Kinder kannten sich schon seit Jahren, weil sie in einer identischen städtischen Straße wohnten und ihre Eltern einen ständigen Kontakt pflegten. Verschiedene Aktivitäten dieser Kinder wurden auch dadurch gefördert, dass ihre Wohnstraße als Sackgasse gestaltet war. Dort lernten sie noch vor ihrer Schulzeit das Radfahren. Auch Ausflüge in den nahen Wald waren zu Fuß leicht zu arrangieren, wo besonders Erdbeeren und Blaubeeren leicht zu ernten waren. Ihre zwei Mütter gingen keinem Beruf nach, sondern sie pflegten mit aller Hingabe das Leben ihrer Familien. Ihre Väter gingen ganz unterschiedlichen Berufen nach.

Während also Jörgs Vater in einem Büro irgendwie als

Mathematiker beschäftigt war, ging Anitas Vater seinem Beruf als Priester nach. Ihre gelegentlichen Einladungen an die Kinder zur Teilnahme an ihren diversen Veranstaltungen wurden aber mit unterschiedlichem Interesse wahrgenommen.

War es nicht doch etwas interessanter, Ausflüge mit dem Fahrrad in die weitere Umgebung oder zu Fuß in den nahen Wald zu unternehmen? Konnte man sich nicht ohne jede elterliche Kontrolle auch über alle solche Themen unterhalten, die ihnen ganz besonders auf dem Herzen lagen?

Wohl aber ist diesen Kindern noch gut in Erinnerung der Besuch einer Sternwarte, die Jörgs Vater beruflich zu betreuen hatte. Er führte spät nachts die zwei Kinder während ihrer Ferien dorthin, während der Himmel sich sternenklar präsentierte, und ließ sie über das dort installierte Gerät in den Himmel schauen, der voller Sterne gefüllt war.

„Habt ihr den Himmel schon einmal so gesehen?“ fragte er die Kinder.

Die schauten sich erst einmal ganz ratlos an. Sie waren sich offenbar zunächst nicht einig darin, wer von ihnen die Antwort geben sollte.

„Na, wie ist es?“ fragte er nach.

„Nun denn, ich sehe da nichts Neues“, antwortete Jörg schließlich. „Überall funkeln ja dort die Sterne. Das habe ich schon oft gesehen. Und besonders interessant finde ich das auch nicht. Irgendwie ist das da oben nicht besonders aufregend für mich.“

„Ja, das meine ich auch“, warf Anita nun ein. „Ich erkenne auch nicht, wie groß dieses Weltall eigentlich ist. Und gibt es auch noch andere Menschen dort oben? Und sind die vielleicht auch noch größer als wir?“

„Wir sind nicht mal so groß wie die Ameisen“, antwortete der Vater, „und auch keine Staubkörner. Wir sind noch viel kleiner. Dennoch – oder gerade deshalb – ist die menschliche Existenz ein Ehrfurcht gebietendes Wunder. Es ist eine erstaunliche Sache, wenn man die Kosmologie anschaut, dass alles so eingerichtet ist, dass unsere Existenz möglich wird. Die Erde gibt es nun seit 4,6 Milliarden Jahren. Sie kreist stabil um die Sonne und es sind klimatische Bedingungen vorhanden, die menschliches Leben ermöglichen. Das ist kosmisch betrachtet etwas sehr Unwahrscheinliches.“

„Und wie groß ist nun dieses Weltall?“ fragte Jörg hartnäckig nach.

„Diese Frage könnte ich euch beantworten, wenn uns die

Mathematik nicht einen Riegel davor gesperrt hätte. Aber das ist etwas kompliziert zu erklären und daher will ich heute darauf verzichten, um euch nicht zu sehr zu strapazieren.“

Und so erklärte er Jörg an einem der folgenden Tage das mathematische Problem:

„Ich bin kein Mathegenie, aber... : Wenn man die Null durch eine beliebige Zahl außer Null teilt, ergibt dies immer Null. Es gilt also folgende Gleichung: $0 : a = 0$. Dies ist sicher ganz leicht nachzuvollziehen, wenn man sich vorstellt, dass ein Vater kein Geld auf seinem Konto hat und dieses Geld seinen drei Söhnen verteilt. Jeder der drei Söhne erhält genau Null. Man kann also null durch etwas teilen /null als Zähler haben, aber man kann nichts durch null teilen/null als Nenner.

„Dann spielt also dieser mathematische Wert ∞ eine ganz besondere Rolle? Das finde ich ziemlich komisch“, hakte Jörg nun nach. „Ich habe zwar die höhere Mathematik bisher noch nicht auf meinem Stundenplan, aber von einer solchen Ausnahme habe ich noch nie gehört. War das immer schon so?“

„Die Zahl Null wurde bereits vor mehr als 2.000 Jahren in Indien verwendet. Das haben jetzt Wissenschaftler im

britischen Oxford herausgefunden. Die Null spielt in der Mathematik eine ganz besondere Rolle. Diese Formel gibt es auch dazu:

$$\lim_{x \rightarrow 0} \frac{n}{x} = \infty$$

Sie ist die Schnittstelle zwischen dem Positiven und Negativen, die Zahl, durch die man nicht teilen kann, aber die ansonsten das praktische Rechnen überhaupt erst ermöglicht. Gemeinsam mit der Zahl Eins spielt die Null heute sogar die zentrale Rolle im Digitalzeitalter, in dem letztlich alles zu Nullen und Einsen gerinnt – Texte, Musik und Daten aller Art. Keinesfalls kommt der Null eine geringere Bedeutung als all den anderen Zahlen zu.“

„Außer im Weltall, nichtwahr?“

„Das war nicht immer so. Die Null war sogar eine Spätgeburt. Längst hatten sich die natürlichen Zahlen etabliert, da fehlte im mathematischen Denken noch das „Nichts“. Die deutsche Bezeichnung Null leitet sich übrigens vom lateinischen Wort „nullus“ (keiner) ab. Die noch heute verbreiteten römischen Ziffern kennen kein Symbol für die Null. Die war

bei den alten Römern nicht vorgesehen. Auch die alten Griechen kannten keine Null.“

In Europa gab es also in dieser Hinsicht eine geschichtliche Spätzündung. Es gibt Leben auf der Erde vermutlich schon seit vier Milliarden Jahren. Unsere Erde ist ein Planet, der um die Sonne kreist wie Venus und Mars. Gibt oder gab es Leben auf diesen Planeten? Diese Frage beschäftigt Laien wie Wissenschaftler, Schriftsteller wie Philosophen schon seit Jahrhunderten. Trotz intensiver Suche nach Lebensspuren auf unseren Nachbarplaneten ist bisher kein überzeugender Nachweis gelungen.

Unsere Milchstraße besteht aus Milliarden von Sternen. Viele sind der Sonne ähnlich. Aber selbst Wissenschaftler waren sich lange uneins, ob sie denn Planeten um andere Sterne erwarten sollten, oder ob gar das Sonnensystem einzigartig sei. Im Jahre 1995 wurde endlich der erste Planet um einen anderen Stern entdeckt. Inzwischen kennt man fast 300 solche „Exo-Planeten“, einige davon wurden von Heidelberger Wissenschaftlern gefunden. Es sieht so aus, als ob Planeten um Sterne „normal“ sind.

Damit stellt sich die Frage neu: Gibt es anderswo im Universum Leben? Die meisten Menschen verbinden mit „Leben“

auf Exo-Planeten den Gedanken an Kommunikation mit extraterrestrischen Zivilisationen oder gar interstellare Reisen. Was diese Aspekte angeht, sollte man aber sehr skeptisch sein. Der nächste Stern ist vier Lichtjahre entfernt. Mit gegenwärtiger Technologie wären Raumschiffe etwa 100.000 Jahre dorthin unterwegs. Das ist eine ziemlich lange Reise, nichtwahr?

Aber auch Kommunikation mit Licht oder Radiowellen scheinen ausgeschlossen zu sein. Denn „Leben“ bedeutet nicht, dass hochentwickelte Wesen existieren. Auch auf der Erde gab es Milliarden Jahre lang nur einfache Lebensstrukturen; es ist kaum eine Million Jahre her, dass der Homo Heidelbergensis hier lebte. Zudem gelingt es uns ja sogar mit uns nahen und höchst differenzierten Lebensformen – wie Delfinen, Pferden, oder Affen – nur sehr eingeschränkt, zu kommunizieren.

Diese vorstehenden Anmerkungen stammen von Professor Joachim Wambsganß, Professor am Astronomischen Rechen-Institut (ARI) des Zentrums für Astronomie der Universität Heidelberg (ZAH). Er ist Experte für Kosmologie, Gravitationslinsen und Röntgenastronomie. Außerdem beschäftigt er sich mit der Suche nach extrasolaren Planeten

und der Frage, ob es im Universum erdähnliche Planeten gibt, auf denen gar Leben möglich wäre.

Einen völlig anderen Weg beschritten Christa Spannbauer und Gerald Hüther bei einer gemeinsamen Lesung unter dem Titel „Verbundenheit – Warum wir ein neues Weltbild brauchen.“ Allerdings ist diese Vorstellung so schrecklich neu nicht. Das höchste Gebot nach der Bibel ist das:

„Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der Herr allein, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft“ (5. Mose 6). Das andere ist dies: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (3. Mose 19,18). Es ist kein anderes Gebot größer als diese.“

Mit den folgenden Worten übersetzen Christa Spannbauer und Gerald Hüther den zweiten Teil dieser biblischen Gebote auf den heutigen Tag. Die neuen Wissenschaften bestätigen uns heute, was die Weisen aus Ost und West immer schon lehrten: Die Welt ist nicht eine Ansammlung voneinander isolierter Teile, sondern ein lebendiges Netz, in dem alles miteinander verbunden und wechselseitig voneinander abhängig ist.

Der aktuelle Stand der Weltall-Forschung sei hier etwas

näher wiedergegeben. Das Mysterium Kosmos lässt uns zum Beispiel diese Fragen: Unendlichkeit und Existenz von Parallelwelten oder gar Multiversen? Haben wir Doppelgänger im All? Hier gibt es einige Hinweise:

- Entstehung des Universums

Nach herrschender Meinung der Wissenschaft ist das heutige Weltall aus einem Urknall hochverdichteter Masse entstanden und hat sich rasend schnell ausgebreitet. Das Alter des Universums schätzen Wissenschaftler heute auf 13,80 Milliarden Jahre \pm 0,04 Milliarden Jahre.

- Bestandteile und Struktur des Kosmos

Das Universum definiert sich nach der Relativitätstheorie des Schweizer Physikers Albert Einstein als Gesamtheit von Materie, Energie sowie Raum und Zeit. Es befindet sich zudem in einem „geordneten“ Zustand, wobei die Masse gleich verteilt ist. Das Universum besteht nach Größe geordnet aus Elektronen, Protonen, Atomen, Molekülen, Staubpartikeln, Gaswolken, Meteoriten (Durchmesser: Millimeter bis Meter), Asteroiden und Kometen (Durchmesser: wenige Kilometer bis mehrere 100 km), Monde, Planeten, Planetensysteme, Sterne, Sternenhaufen, Galaxien, Galaxie-Cluster, Superhaufen, fadenartige Filamente, Voids und noch größere

zusammenhängende Strukturen bis hin zu einem riesigen kosmischen Netz, das an den Knotenpunkten gleich mehrere Galaxien ansammelt.

- Die Form des Universums ist bislang unbekannt. Durch die Theorie des Urknalls bzw. einer Explosion könnte man vermuten, dass der Kosmos wohl kugelförmig ist oder eine Trompetenform aufweist. Auch eine flache (euklidische) Geometrie wird unter anderem diskutiert. Die Temperatur des leeren Raumes im Weltall beträgt rund minus 270° Celsius.

- Die Größe des Weltalls

Wissenschaftler rätseln über die wahre Größe des Universums. Bislang weiß man nur, dass es mindestens mehrere Hundert Milliarden Galaxien umfasst, wobei zwischen den Galaxien wiederum Wasserstoff-Gas-Gemische und andere Materie existieren. Unsere Planet Erde inklusive des dazugehörigen Sonnensystems sind Mitglied der großen Galaxie Milchstraße und an einem der spiralförmigen Ausläufer der Galaxie in einer ruhigeren Gegend positioniert. Allein die Milchstraße soll mehrere Hundert Milliarden Sterne, also so etwas wie unsere Sonne, beinhalten.

Um diese Sterne herum kreisen wiederum Planeten und

andere Materie. Um die Milchstraße zu durchqueren, würde man rund 100.000 Lichtjahre benötigen, wobei die Lichtgeschwindigkeit rund 300.000 km pro Sekunde beträgt. Man kann also erahnen, wie groß allein die Galaxie Milchstraße sein muss.

- Die der Galaxie Milchstraße nächst gelegene, größere Galaxie ist der Andromeda-Nebel. Beide Galaxien sind auf Kollisionskurs, sodass Wissenschaftler davon ausgehen, dass die beiden Galaxien in ferner Zukunft zu einer Super-Galaxie verschmelzen. Das dürfte einiges durcheinanderwirbeln. Das interessante am Universum ist, dass das Licht von sehr weit entfernten Sternen oder Sternensysteme uns noch gar nicht erreicht haben kann. Sterne müssen dann also weiter als 13,8 Milliarden Lichtjahre von uns entfernt sein. Berücksichtigt man noch die Expansion des Weltalls, so werden der Zeitraum und die zurückzulegende Strecke, die das Licht überwinden muss, noch größer. Aktuellere Berechnungen ergeben daher bei einer angenommenen Endlichkeit und Alter des Weltalls von rund 13,8 Mrd. Jahren von einem Mindestdurchmesser des Universums von rund 93 Milliarden Lichtjahren aus.
- Das Weltraum-Teleskop Hubble hat hierzu zahlreiche

Daten und Aufschlüsse über weit entfernte und früher unbekannte Galaxien an unsere Erde gesendet, indem es nur einen kleinen Punkt im All über einen längeren Zeitraum beobachtet und damit außerordentlich tief in das Universum geschaut hat.

- Nehmen wir nun mit Proxima Centauri b ein Beispiel, das unserer Erde doch sehr nahe steht. Der Planetenforscher Gerhard Schwehm hat eine klare Antwort dazu: Seit dem Altertum versuchten die Menschen, die beobachteten Bewegungen am Sternhimmel und auf der Erde zu erklären und die erkannten Regelmäßigkeiten zu einem Weltbild zu vereinen. Die Herausbildung des heutigen heliozentrischen Weltbildes war ein langer, mit Irrtümern, Umwegen und vielen Opfern gepflasterter Weg der menschlichen Erkenntnis.

Er begann mit dem geozentrischen Weltbild des Ptolemäus vor knapp 2.000 Jahren und ist untrennbar mit den Namen bedeutender Gelehrter des Mittelalters, wie Kopernikus, Kepler und Galilei verbunden. Bereits im Altertum konnten die Menschen Bewegungen der Himmelskörper, vor allem der Sonne, des Mondes und der Sterne, am Himmel beobachten. Sie sahen die Gestirne in östlicher Richtung

auf und in westlicher Richtung untergehen. Das führte zu der naheliegenden Vermutung, dass sich die Erde fest im Zentrum der Welt befindet und sich alle Himmelskörper um die Erde bewegen.

Zugleich erkannte man in den Bewegungen der Himmelskörper eine Reihe von Regelmäßigkeiten und nutzte sie, um Termine für Saat und Ernte zu bestimmen. So konnte man durch die Beobachtung der Sterne im alten Ägypten schon den Beginn der Nilüberschwemmung voraussagen.

Im antiken Griechenland versuchten Gelehrte, die beobachteten Fakten und erkannten Regelmäßigkeiten zu einem Weltbild zu vereinen, bei dem man aus wenigen Grundsätzen alles andere ableiten konnte. Wesentlich dabei waren die Auffassungen über Bewegungen im Kosmos und auf der Erde: Platon (427–347 v. Chr.) hatte zwei Voraussetzungen für die Bewegung am Himmel formuliert: Die himmlischen Körper sollten sich nur auf der vollkommensten geometrischen Bahnform, der Kreisbahn, und noch dazu mit gleichförmiger Geschwindigkeit bewegen können.

Für den griechischen Philosophen Aristoteles (384–322 v. Chr.) ruhte die Erde inmitten von sieben konzentrischen Kugelschalen, in die die sieben damals bekannten Planeten, zu

denen auch Sonne und Mond gezählt wurden, eingelassen waren. Diese Äther-Kugelschalen existierten für ihn als physikalische Realität. Darüber hinaus unterschied er zwischen den Bewegungen der Erde und denen der Gestirne.

All diese und weitere Erkenntnisse wurden im 2. Jh. n. Chr. von dem Astronomen und Mathematiker Claudius Ptolemäus aus Alexandria in seinem Hauptwerk „Syntaxis mathematica“ (Mathematische Zusammenstellung), arabisch auch „Almagest“ genannt, zusammengefasst. Mit diesem Werk begründete er das geozentrische Weltbild.

Danach befindet sich die Erde im Mittelpunkt der Welt, und alle anderen Himmelskörper, zu denen immer noch Sonne und Mond gehörten, bewegen sich auf Kreisbahnen um die Erde. Dieses Weltbild war eine großartige Leistung der antiken Wissenschaft. Man konnte mit ihm nach einem mathematischen Modell des Ptolemäus schon die Position von Planeten recht genau vorausberechnen.

Das war für die Navigation auf dem Meer von großer Bedeutung. Außerdem stimmte das Weltbild aufgrund der Relativität der Bewegungen am Sternhimmel mit der Beobachtung überein. Und es stimmte auch mit den physikalischen Auffassungen des berühmten Aristoteles überein, dass sich

schwere Körper zur Weltmitte hin bewegen: Man muss beachten, dass die Erde für die Menschen damals der schwerste bekannte Körper war. Also musste sie sich also in der Weltmitte befinden.

Das geozentrische Weltbild war jahrhundertlang bis weit ins Mittelalter hinein die vorherrschende Lehrmeinung. Aber trotzdem war es falsch: Zum einen konnten die Ergebnisse neuerer astronomischer Beobachtungen der Bewegungen der Gestirne mit dem Weltbild nicht mehr widerspruchsfrei geklärt werden. Zum anderen war die Genauigkeit von Berechnungen, die auf der Grundlage des Weltbildes erfolgten, für die Navigation auf den Weltmeeren und für den Kalender nicht mehr ausreichend. Zwar wurde das ptolemäische Weltbild immer mehr ausgebaut. Gleichzeitig nahm aber auch die Zahl der Zweifler an dem komplizierter werdenden Gebilde zu.

Es leuchtet ein, dass die Geozentrik hier keines weiteren Kommentars bedarf. Die Planetenbahnen müssen dem alten Forscher aber große Probleme bereitet haben, weil diese unsere Planeten sich regelmäßig auch etwas rückwärts bewegten. Auf geniale Weise löste Ptolemäus aber dieses gewaltige Problem. Er ließ die Planeten um einen Kreis kreisen!

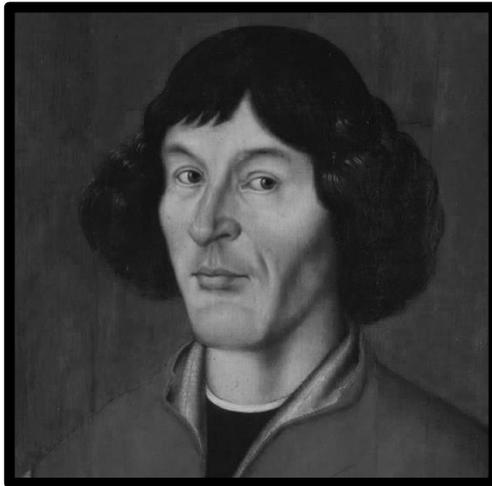
Die Idee von Ptolemäus war der Astronom und vielseitige Renaissance-Gelehrte Nikolaus Kopernikus zuwider. Er versuchte, wieder die Übereinstimmung zwischen dem „Modell der Welt“ und der zu beobachtenden physikalischen Realität herzustellen. heftig. Dabei war vor allem die Position, die Erde sei nur ein Planet unter anderen, Gegenstand von Angriffen, weil sie so gar nicht ins kirchliche Dogma passte. So formulierten 1616 die kirchlichen Würdenträger der katholischen Indexkommission:

„Zu behaupten, die Sonne stehe unbeweglich im Mittelpunkt der Welt, ist absurd, philosophisch falsch und außerdem ketzerisch, weil es ausdrücklich der Heiligen Schrift zuwider ist.“

Die Kirche bekämpfte aber nicht nur das heliozentrische Weltbild, sondern auch seine Verfechter. Der Widerstand der Kirche regt sich. Das vielleicht prominenteste Opfer war der Italiener Galileo Galilei, Mathematikprofessor, Physiker und Philosoph an der Universität Padua. Galilei war durch astronomische Beobachtungen zum glühenden Verfechter des heliozentrischen Weltbildes geworden: So entdeckte er mit selbst gebauten Fernrohren vier Jupitermonde, also Himmelskörper, die sich nicht um die Erde, sondern um

einen anderen Himmelskörper bewegen. Er entdeckte auch die bergige Struktur der Mondoberfläche, die Saturnringe, die Sonnenflecken und nicht zuletzt die Lichtphasen der Venus, die nur mit dem Umlaufen dieses Planeten um die Sonne erklärbar waren.

Diese Entdeckungen stützten seine Überzeugung von der Richtigkeit des heliozentrischen Weltbildes. Deshalb setzte er sich 1613 erstmals auch schriftlich für das neue Weltbild ein. Folgerichtig geriet er als berühmter Gelehrter jedoch in Widerspruch zur katholischen Kirche und zu deren eindeutigen Bekenntnis zum geozentrischen Weltbild.



Kopernikus

Seine entscheidenden neuen Ideen hatte Kopernikus schon in seinem um 1510 erschienenen Werk „Commentariolus“ festgehalten. Sein Hauptwerk „Von den Umdrehungen der Himmelssphären“ erschien erst viele Jahre später 1543 in Nürnberg. Im „Commentariolus“ formulierte er u. a. folgende Thesen:

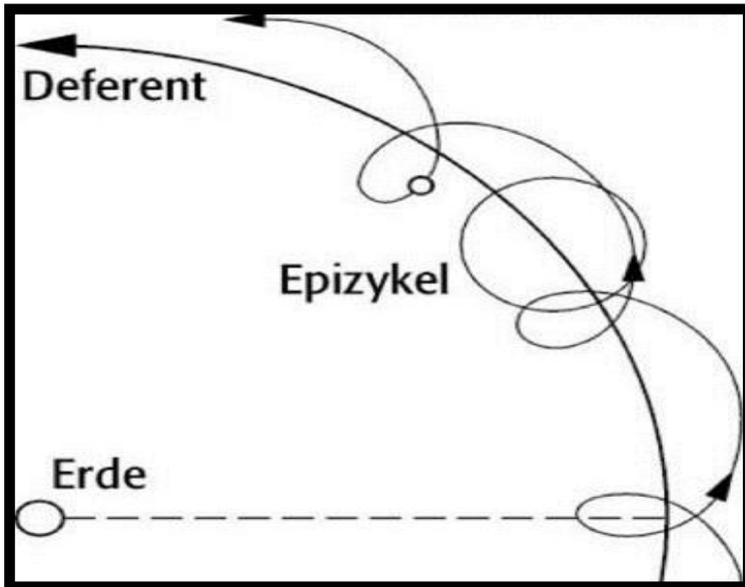
„Die Himmelsbewegungen haben verschiedene Mittelpunkte. Die Erde ist nicht Mittelpunkt der Welt. Der Mittelpunkt der Welt befindet sich in der Nähe der Sonne.“

Auf diese Weise rückte er die Sonne als Zentralstern in den Mittelpunkt des Planetensystems, um den sich alle Planeten auf Kreisbahnen bewegen.

Zugleich machte er damit den Menschen zur Randfigur im Weltall. Kopernikus brauchte fast 30 Jahre, um das heliozentrische Weltbild zu begründen. Das Weltbild des Kopernikus war zwar dem geozentrischen des Ptolemäus überlegen. Es war aber auch mathematisch recht kompliziert, u. a. weil er noch von der falschen Voraussetzung ausging, dass sich die Planeten auf Kreisbahnen um die Sonne bewegen.

Der Fehler wurde erst ein Jahrhundert später durch den deutschen Astronomen Johannes Kepler korrigiert, der die

gesamte damalige Astronomie erneuerte. Kepler konnte sich dabei auf die Beobachtungen des Planetensystems durch den dänischen Astronomen Tycho Brahe stützen und die verbesserten Instrumente von Brahe nutzen.



Bahnen der Planeten

Nach dem Tod von Kopernikus löste sein Werk einen heftigen Meinungsstreit aus, in dem es nicht nur um wissenschaftliche Ansichten ging. Insbesondere die christliche Kirche bekämpfte das neue Weltbild. In 1616 wurde Galilei

erstmal von der Inquisition ermahnt, von der Verteidigung des heliozentrischen Weltbildes abzusehen. Er beachtete in der Folgezeit diese Mahnung aber nicht und veröffentlichte weitere Schriften. Den besonderen Zorn der Kirche zog sich Galilei auch dadurch zu, dass er die Arbeiten des Mönchs Oratio Grassi über drei 1618 beobachtete Meteoriten widerlegte. In einer alten Komödie karikierte er sogar Papst Urban VIII. als wissenschaftlich ungebildeten „Simplicio“.

Im Jahre 1633 wurde Galilei deshalb vor ein Inquisitionsgericht in Rom, das „Gericht des Heiligen Offiziums“, geladen. Nach vier Verhören und unter Androhung von Folter wurde er von den katholischen Richtern gezwungen, öffentlich seinen Lehren und damit dem heliozentrischen Weltbild abzuschwören. Seine Schwurformel endete mit dem Satz:

„Ich halte jene Meinung des Kopernikus nicht für wahr und habe sie niemals für wahr gehalten.“

Mit diesem Lippenbekenntnis widerruft der damals 69-Jährige seine wissenschaftliche Überzeugung, rettet aber sein Leben vor dem Scheiterhaufen. Beim Verlassen des Gerichts soll er klammheimlich gesagt haben:

„Und sie bewegt sich doch!“

Die Äußerung ist allerdings historisch nicht belegt. Sie

entsprach wohl auch mehr seiner inneren Überzeugung. Obwohl Galilei nach dem Prozess unter Hausarrest gestellt wurde, konnten Buchmanuskripte von ihm mit Hilfe von Freunden ins Ausland geschafft und dort veröffentlicht werden. Nach Galilei stützten wichtige Entdeckungen vieler Wissenschaftler am Sternenhimmel das heliozentrische Weltbild immer aufs Neue. So wurde es im Laufe der Jahrhunderte zur allgemein anerkannten wissenschaftlichen Tatsache. Übrigens: Galilei wurde 1992, also 359 Jahre nach seinem Prozess vor dem Tribunal der heiligen Inquisition, von der Kirche rehabilitiert.

„Hast du nicht auch einmal davon erzählt, dass auch die Inder sich mit diesem Thema befasst haben, Jörg?“ fragte er dann Anita. „Haben sie nicht auch bereits vor mehr als 2000 Jahren die Zahl Null erfunden?“

„Oh, du hast ein gutes Gedächtnis, Anita. Daher werde ich meiner Arbeit noch ein zweites Thema hinzufügen.“

Gleich am nächsten Tag machte Jörg sich an die Arbeit und fasste seine Ergebnisse so zusammen: Das heliozentrische Weltbild ist ein Weltbild, in dem die Sonne als das Zentrum des Universums gilt. Die Planeten einschließlich der Erde bewegen sich um das Zentrum herum, während die

Fixsterne an einer ruhenden äußeren Kugelschale angeheftet sein sollen.

Dabei dreht die Erde sich täglich einmal um sich selbst und der Mond bewegt sich etwa jeden Monat einmal um die Erde. In seinen Anfängen geht das heliozentrische Weltbild auf die griechischen Astronomen Aristarchos von Samos und Seleukos von Seleukia zurück, es wurde aber erst im 16. Jahrhundert durch Kopernikus detailliert ausgearbeitet und im 17. Jahrhundert von Johannes Kepler und dann vor allem von Isaac Newton entscheidend verbessert.

Damit setzte es sich schließlich gegen das seit der Antike vorherrschende geozentrische Weltbild durch, in dem die Erde kein bewegter Planet ist, sondern ruht und das unbewegte Zentrum darstellt, um das sich Sonne, Mond, Planeten und Fixsterne drehen. Dieses entspricht zwar der unmittelbaren Wahrnehmung der Bewegungen der Gestirne, macht aber die Erklärung der kleinen, schon im Altertum beobachteten Unregelmäßigkeiten außerordentlich kompliziert.

Im strengen Sinn trifft die übliche Bezeichnung als heliozentrisches System nur auf den von Kepler erreichten Entwicklungsstand zu, denn bei Kopernikus kreisten die Planeten und sogar auch die Sonne selbst noch um einen Punkt

etwas außerhalb der Sonne und bei Newton schon um das meist etwas außerhalb der Sonne liegende Baryzentrum des Sonnensystems. Gleichzeitig reifte die moderne Vorstellung, dass das Weltall als Ganzes überhaupt keinen Mittelpunkt besitzt.

Gegenüber dem geozentrischen Weltbild war nämlich das heliozentrische Weltbild wesentlich einfacher und ebnete doch erstmals den Weg zu einer erheblich genaueren Beschreibung und Vorhersage der Positionen von Sonne, Sternen und Planeten. Es stand aber schon bei seiner Entstehung im Konflikt mit vielen religiösen Vorstellungen von der Rolle des Menschen und seinem Ort im Universum. Dass die Erde nicht im Zentrum stehe und darüber hinaus selbst in Bewegung sei, erschien lange Zeit nicht annehmbar. So traf das heliozentrische Weltbild auch auf heftigen Widerstand seitens der christlichen Kirchen.

Die Entstehung und Verbreitung des heliozentrischen Weltbilds sind eng verbunden mit dem Aufkommen der modernen Naturwissenschaften und werden daher auch als kopernikanische Wende bezeichnet. Nur wenig ist darüber bekannt, was im alten Griechenland über ein Weltbild, in dem nicht die Erde im Zentrum steht, gedacht wurde.

Für die pythagoreische Schule ab dem 6. Jahrhundert v. Chr. war das Feuer das wichtigste Element. So nahm etwa Philolaos (5. Jahrhundert v. Chr.) an, dass Sonne, Erde und die anderen Himmelskörper ein unter der Erde befindliches und daher unsichtbares Zentralfeuer umkreisen. Aristoteles (4. Jahrhundert v. Chr.) berichtet davon: Im Zentrum, sagen sie (die Pythagoreer), ist Feuer und die Erde ist einer der Sterne und erzeugt Nacht und Tag, indem sie sich kreisförmig um das Zentrum bewegt. Er lehnte dies Weltbild aber ab, gab Gründe für ein geozentrisches Weltbild an und blieb damit bis ins 17. Jahrhundert n. Chr. bestimmend.

Aristarchos von Samos (3. Jahrhundert v. Chr.), von dem ein Buch mit einem geozentrischen Weltbild erhalten ist, soll auch ein Buch mit einem heliozentrischen Weltbild verfasst haben. Darin soll erstmals die Bahnbewegung der Erde als natürliche Erklärung der zeitweise rückläufigen Bewegung der Planeten erschienen sein. Aristarch wusste auch, dass die Sterne dann eine Parallaxe zeigen müssten. Diese wurde aber damals nicht beobachtet, was er mit der Annahme einer sehr großen Entfernung der Sterne erklärte. Aristarch schätzte auch die Größe des Mondes und den Abstand der Erde zum Mond und zur Sonne.

Die Berechnungen für den Mond waren akzeptabel, bei der Sonne verschätzte er sich aber um viele Größenordnungen. Zugleich konnte sein Zeitgenosse Eratosthenes den Erdumfang annähernd genau berechnen. Seleukos von Seleukia (2. Jahrhundert v. Chr.) soll auch ein heliozentrisches Weltbild vertreten haben. Als er lebte, waren die Konsequenzen eines heliozentrischen Weltbilds wahrscheinlich bereits berechenbar, so dass das Weltbild anhand der Beobachtungen überprüft („bewiesen“) werden konnte. Genaueres ist über Seleukos nicht bekannt. Dann kam ein Italiener auf eine andere Idee.

Im zweiten Jahrhundert n. Chr. entwickelte Claudius Ptolemäus ein System, das auf geozentrischer Grundlage eine Epizykeltheorie beinhaltete, um die astronomischen Beobachtungen mit dem aristotelischen Prinzip der gleichförmigen Bewegung zu vereinbaren. Diese Theorie sieht für die beweglichen Himmelskörper eine so komplizierte Konstruktion von bis zu 80 mehrstufig zusammengesetzten Kreisbewegungen fiktiver Punkte im Weltraum vor, dass sie kaum noch verträglich mit den aristotelischen Geboten erschien und trotzdem in der Genauigkeit immer noch viel zu wünschen übrig ließ.

Dennoch wurde sie jahrhundertlang fast unverändert zur Berechnung der Bewegungen von Sonne, Mond, und Planeten benutzt. Aber kommen wir nun zum Islam! Der indische Astronom und Mathematiker Aryabhata (476–550) nahm an, dass die Erde sich um ihre eigene Achse dreht, und entdeckte, dass Mond und Planeten das Licht der Sonne reflektieren. Es wird vermutet, dass er ein heliozentrisches Weltbild vertrat, denn in seinem Modell zur Berechnung der Planetenpositionen gab er für Venus und Merkur die Umlaufzeiten um die Sonne an, nicht um die Erde.

Die islamischen Astronomen blieben im Mittelalter beim geozentrischen Weltbild, bemerkten aber die mangelnde Übereinstimmung mit den Beobachtungen. Als eine problematische Schwachstelle erkannten sie die Einführung des Äquanten, eines fiktiven Punktes abseits des Weltmittelpunkts, mit dessen Hilfe in der Epizykeltheorie Ptolemäus' nichtgleichförmige Bewegungen für den irdischen Beobachter als gleichförmig erscheinen; diese Hypothese stand auch im Widerspruch zum Prinzip der gleichmäßigen Kreisbewegung. Der Durchbruch zum heliozentrischen Weltbild in seiner heutigen Form vollzog sich in einer Vielzahl von Schritten.

- Anfang des 16. Jahrhunderts gab Nikolaus Kopernikus die Vorstellung von der Erde als Zentrum des Universums auf. Er schrieb ihr und den anderen Planeten eine Bewegung in Form von Umläufen um die Sonne zu. Als gemeinsamen Bewegungsmittelpunkt aller Planetenbahnen bestimmte er die Sonne.
- Anfang des 17. Jahrhunderts setzte sich Johannes Kepler über den Lehrsatz von der gleichförmigen Bewegung der himmlischen Körper auf Kombinationen von vorbestimmten Kreisbahnen hinweg. Er ging von jeweils einer elliptischen Bahn aus, bei der die Sonne in einem Brennpunkt steht und die Umlaufgeschwindigkeit durch den direkten Einfluss der Sonne ständig verändert wird.
- Ende des 17. Jahrhunderts beendete Isaac Newton die Trennung zwischen himmlischer und irdischer Mechanik und begründete damit die heutige Klassische Mechanik. Als Erster arbeitete Kopernikus den wesentlichen Vorteil des heliozentrischen gegenüber dem geozentrischen System heraus: Das heliozentrische System erklärt die veränderliche Geschwindigkeit der Planetenpositionen und insbesondere ihre zeitweise sogar rückläufige Bewegung einfach dadurch,

dass dies nur von der Erde aus so erscheine, weil diese selbst um die Sonne laufe.

- Entgegen verbreiteter Darstellungen benötigte Kopernikus bei insgesamt gleicher Genauigkeit aber nicht weniger Kreisbewegungen als Ptolemäus. Neben der konzeptionellen Vereinfachung des Systems sah er selber dabei seinen größten Erfolg darin, den aristotelischen Lehrsatz besser erfüllt zu haben als Ptolemäus, in dem er den Äquanten überflüssig gemacht hatte. Beide Systeme führten zu Positionsfehlern von bis zu 10 Bogenminuten ($1/3$ Monddurchmesser).
- Während Aristoteles die Kreisbewegung der Himmelskörper als natürliche, eigene Bewegung einer Himmelsmaterie (Äther oder quinta_essentia) ansah, war nach Kopernikus die Kreisbewegung die unmittelbare Folge der Kugelgestalt der Weltkörper, so dass er als Begründung weder – wie Aristoteles – eine besondere Art himmlischer Materie postulieren noch – wie in voraristotelischer Zeit – eine göttliche Ursache heranziehen musste.
- Während in der aristotelisch-ptolemäischen Denkweise Körper deshalb auf die Erde fallen, weil sie nach dem Weltzentrum streben, das im Erdzentrum liegend gedacht wird, fallen Körper bei Kopernikus auf die Erde, um sich mit ihrer

Materie wieder zu vereinigen; somit wird es dann also gleichgültig, ob die Erde im Weltzentrum steht oder nicht.

- Während Ptolemäus eine tägliche Drehung der Erde mit dem Argument ablehnte, ein vertikal hoch geworfener Stein müsse weiter westlich landen sowie Vögel und Wolken müssten nach Westen abdriften, weil sich die Erde unter ihnen wegdrehe, ging Kopernikus von einer Mitdrehung der Atmosphäre und der in ihr enthaltenen Objekte aus. Mit den letzten beiden Punkten eröffnete Kopernikus einen Weg in Richtung auf die späteren newtonschen Begriffe von Gravitation und Trägheit.

Es gab noch keine Naturwissenschaft mit dem heutigen Erklärungsanspruch. Das Weltbild wurde im Wesentlichen philosophisch-theologisch gedeutet und begründet, und daneben gab es rezeptartige Anleitungen zur praktischen Berechnung von Positionen der Sterne und Planeten, bei denen es hauptsächlich auf die erreichte Genauigkeit ankam und weniger darauf, ob sie zu den philosophisch-theologisch begründeten Ansichten passten.

Die ersten Beobachtungen, die dem geozentrischen Weltbild direkt widersprachen, gelangen Galileo Galilei 1609/1610.

Mit seinem (noch sehr einfachen) Fernrohr entdeckte er die Jupitermonde, also Sterne, die nicht um die Erde kreisen, und die Phasen der Venus, die anders verlaufen, als mit einer Umlaufbahn um die Erde verträglich gewesen wäre.

Das kopernikanische System bedeutete eine wesentliche Vereinfachung des ptolemäischen Systems, konnte aber dessen mangelhafte Genauigkeit nicht merklich verbessern. Doch durch seinen Paradigmenwechsel, als Mittelpunkt der Welt nicht länger die Erde anzusehen, gilt Kopernikus als Auslöser der kopernikanischen Wende und als ein wichtiger Wegbereiter des Übergangs vom mittelalterlichen zum neuzeitlichen Denken.

Diesen Artikel überreichte Jörg an Anita und bat sie um einen Kommentar. Der ließ sehr lange auf sich warten. Dann aber endlich meldete sie sich bei ihrem Freund und erklärte ihm, dass ihr der von Jörg übergebene Text sehr schwer zu verstehen und zu interpretieren wäre. Ja, sie konnte dieses Fachchinesisch, wie sie es nannte, gar nicht richtig verstehen. Jörg war das, wie er ihr gerne gestand, in ähnlicher Weise geschehen.

So nahm er es hin, dass Anita ihn fragte, ob er bereit wäre, einen Artikel in seine Unterlagen aufzunehmen, den sie

entdeckt hatte und der eine alternative Sicht aufwies. Da las er dann:

Martinus lebte in Dänemark von 1890-1981. Er ist wegen seines umfassenden geisteswissenschaftlichen Gesamtwerks bekannt, das den gemeinsamen übergeordneten Titel „Das Dritte Testament“ trägt. Er schuf ein völlig neues Weltbild unter dem Titel „Der Weg zu Humanität und Nächstenliebe.“ Martinus wohnte in seiner kleinen Wohnung im ersten Stock des Martinus-Instituts bis zu seinem Hinscheiden 1981. Aber seine „Sache“ lebt weiter – und erfreut sich eines ständig wachsenden Interesses unter geistig Suchenden in einer Reihe von Ländern weltweit. So sind zum Beispiel folgende Fragen an ihn gerichtet worden:

Warum erlebe ich Widerstand und Leiden? Was bedeuten die Dinge, die mir in meinem Leben geschehen? Und was soll ich aus ihnen lernen? Martinus gibt uns mit seiner Geisteswissenschaft ein analytisches Werkzeug, damit wir die Antwort durch die Erforschung der Erfahrungen finden können, die wir im täglichen Leben machen, also durch die an uns gerichtete direkte Sprache des Lebens. Die Erklärung liegt in einem tieferen Verstehen dessen, was Ursachen und was Wirkungen in unserem Leben sind.

Zur ältesten Literatur

Das geeignete Schlusswort zu finden ist nicht immer eine leichte Aufgabe, nachdem bereits eine große Masse an Informationen zum beiliegenden Buch vorliegt. Das Thema stand von Anfang an fest. Auch die notwendigen Informationen konnten im Internet aufgesucht werden. Die Gliederung ist bis auf das letzte Thema so gut wie abgeschlossen. Formale Vorgaben waren nicht zu beachten. Von einer Korrekturlesung wurde abgesehen.

Oft spielt im Leben auch eine ganz unvorhergesehene positive Überraschung eine entscheidende Rolle. So geschah es mir beispielsweise mit der Suche nach dem ältesten Schachspiel der Welt, das ich damals im uralten Gilgameschepos zu finden hoffte. Schamchat erzählte einst von Gilgamesch und seiner wilden Tyrannei am Volk, damit Enkidu sich mit Gilgamesch messen könne und dadurch die Gebete der Bewohner von Uruk erhört und so die Menschen von Gilgameschs Gewaltherrschaft befreit würden.

Die zweite Tafel erzählte von Enkidus Menschwerdung, wobei die Entwicklungs- und Urgeschichte der Menschheit

versinnbildlicht und etappenweise nachgezeichnet wird und von seiner ersten Begegnung mit Gilgamesch. Shamchat führte Enkidu zunächst in das Lager der Hirten, das an der Grenze zwischen Steppe und Zivilisation lag. Dort brachten die Hirten Enkidu bei, Bier zu trinken und Brot zu essen wie die Menschen, was Enkidu bisher fremd war. Nachdem ein Barbier Enkidu die Haare und den Bart schnitt, ihn ölte und Shamchat dem bisher nackten Enkidu ein Gewand anlegte, wurde er zu einem echten Menschen. Daraufhin wird Enkidu, der ehemalige Beschützer der Tiere, zum Hirten, der die Löwen und Wölfe abwehrt und tötet und Fleisch isst. Dadurch verliert er endgültig seine Gemeinschaft mit den Tieren.

Enkidu ging im weiteren Verlauf in Shamchats Begleitung nach Uruk und wurde nach einem heftigen Kampf mit Gilgamesch, der dann am Ende unentschieden endete, dessen Kampfgefährte und Wegbegleiter. Gilgameschs Mutter Ninsunna adoptierte den mutterlosen Enkidu, der so auch zum Bruder des Gilgamesch wurde. Nach ihren vielen gemeinsamen Abenteuern wurde Enkidu schließlich als Strafe für seine Beteiligung an der Tötung des Himmelsstieres von den Göttern zum Tode verurteilt und durch eine

vierzehntägige Krankheit qualvoll dahingerafft. Aus Rache wird Enkidu auf Geheiß der Götter von einer Krankheit befallen und qualvoll sterben. Er wird wieder zu Lehm, aus dem er gemacht wurde, er wurde somit wieder zu Staub.

Durch dieses Ereignis ist Gilgamesch so erschrocken und verzweifelt worden, dass er von nun an in der Wildnis umherwandert und das Geheimnis der Unsterblichkeit sucht. Gilgamesch weiß, dass ihn dasselbe Los erwartet und macht sich auf die Suche nach der Unsterblichkeit. Auf abenteuerlichem Weg gelangt er zu einem Fährmann, der ihn über das Wasser des Todes zu Utnapischtim – einem Vorfahren Gilgameschs – übersetzt.

Jener rät Gilgamesch, sechs Tage und sieben Nächte nicht zu schlafen, dann würde er Unsterblichkeit erlangen. Gilgamesch hält dies jedoch nicht durch. So erzählt ihm Utnapischtim von der Pflanze, die aus alt jung macht. Daraufhin taucht Gilgamesch in die Tiefen des Meeres und findet sie. Und so beschreibt das Epos den Verlust der Unsterblichkeit: Utnapischtim sprach zu ihm, zu Gilgamesch:

„Du, lieber Gilgamesch, kamst, hast dich abgemüht, abgeschleppt. Was soll ich dir geben, dass du kehrst in die Heimat? Ein Verborgenes, Gilgamesch, will ich dir enthüllen und

ein Unbekanntes will ich dir sagen: Es ist ein Gewächs, dem Stechdorn ähnlich, wie die Rose sticht dich sein Dorn in die Hand. Wenn dies Gewächs deine Hände erlangen, Findest du das Leben!“

Kaum hatte Gilgamesch dieses gehört, grub er einen Schacht. Da band er schwere Steine an die Füße, und als zum Apsû sie ihn niederzogen, da nahm er's Gewächs, ob's auch stach in die Hand, schnitt ab von den Füßen die Steine, dass ihn die Flut ans Ufer warf. Gilgamesch sprach zum Schiffer Urschanabi:

„Urschanabi, dies Gewächs ist das Gewächs gegen die Unruhe, durch welches der Mensch sein Leben erlangt! Ich will's bringen nach Uruk-Gart, es dort zu essen geben und dadurch das Gewächs erproben! Sein Name ist 'Jung wird der Mensch als Greis'; Ich will davon essen, dass mir wiederkehre die Jugend.“

Nach zwanzig Doppelstunden nahmen sie einen Imbiss ein, nach dreißig Doppelstunden schickten sie sich zur Abendrast. Da Gilgamesch einen Brunnen sah, dessen Wasser kalt war, stieg er hinunter, sich mit dem Wasser zu waschen. Eine Schlange roch den Duft des Gewächses. Verstohlen kam sie herauf und nahm das Gewächs ab; Bei ihrer Rückkehr warf

sie die Haut ab!

Um Menschen jung zu machen, will er die Verjüngungspflanze in seine Heimat bringen, doch eine Schlange raubt sie ihm also. Gilgamesch kehrt daraufhin verzweifelt nach Uruk zurück. Er hat nun Gewissheit über das Todesschicksal der Menschen gewonnen. Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit ist nichtig.

Da gab es aber trotz großer Mühen überhaupt nichts zum Schach zu entdecken, obgleich der Held alle denkbaren Herausforderungen überstand. An ganz anderer Stelle und nach jahrelanger Suche entdeckte ich – vielleicht auch nur per Zufall – eine Quelle, die alle bis dahin kalkulierten Annahmen total auf den Kopf stellte. Schach ist nämlich nicht nur etwa 2.000 Jahre alt, wie viele Forscher vermuteten, sondern – man glaubt es kaum – etwa 5.000 Jahre alt. Details sind hier im Buch weiter vorn zu lesen.

Die Bahnbewegungen von Mars und Erde erlauben keine beliebigen Transfers. Die synodische Periode für Erde-Mars liegt bei 764 bis 811 Tagen, sodass etwa alle 2 Jahre und 2 Monate ein günstiges Zeitfenster für den Start liegt. Die Zahlen für den Transfer schwanken durch die Exzentrizität der Planetenbahnen, was auch den Energiebedarf beeinflusst,

der etwa alle 15 Jahre einem Minimum zustrebt. Die nächsten Minima liegen in den Jahren 2033 und 2048, in der der Energieverbrauch gegenüber dem Maximum halbiert ist.

In der mittelalterlichen Phase der Pest war an Schach überhaupt nicht zu denken. Damals ging es nur um das Überleben. Und heute beherrschen diverse Schachprogramme das Spiel so gewaltig, dass selbst Schachweltmeister keine Chance haben, sie zu überlisten.

In den 1980er Jahren hatte Russe Garri Kasparow behauptet, er werde niemals von einem Schachprogramm besiegt werden. 1989 spielte er gegen den von IBM gebauten Computer Deep Thought zwei Partien, die er beide gewann. 1996 besiegte Kasparow dessen Nachfolger Deep Blue in einem Match über sechs Partien mit 4:2, verlor aber mit der 1. Wettkampfpattie als erster Schachweltmeister überhaupt unter Turnierbedingungen gegen ein Schachprogramm.

Im Jahr darauf unterlag Kasparow dann Deep Blue im Rückkampf mit 2,5:3,5. Kasparow erwog die Möglichkeit, dass unerlaubte menschliche Eingriffe stattgefunden haben könnten. Der Vorwurf war zum Teil darauf begründet, dass IBM ihm damals keinen Einblick in die Computerprotokolle gab. Diese wurden allerdings später veröffentlicht.

Zum 2. Weltkrieg

Ich selber erfuhr einen viel schrecklicheren Krieg. Der begann am 1. September 1939. Er brach gerade an dem Tag aus, als mein Bruder geboren wurde und ich gut ein Jahr alt war. Genau an diesem Tag erschien ein Soldat an der Haustür und fragte meine Mutter, wo der Vater zu erreichen wäre. Sie rief ihn in der Werkstatt an und bat ihn, nach Hause zu kommen. Dort gewährte der Soldat ihm nach einer kurzen Erklärung zum Kriegsbeginn zwei Stunden Zeit, um sich reisefertig zu machen.



Von heute auf morgen war die Mutter allein auf sich gestellt. Sie versuchte, den Handwerksbetrieb ihres Mannes mit der Unterstützung des Gesellen und der zwei Lehrlinge irgendwie weiterzuführen. Ihr gerade geborenes zweites Kind erforderte so viel zeitlichen Aufwand, dass sie nun nicht in der Lage war, eine ausreichende Zahl von Rechnungen für die geleisteten Arbeitsstunden und Materialien zu fertigen. Dank einiger hilfsbereiter Nachbarn, unter denen sich eine Frau mit ihrem Möbelgeschäft und eine Verkäuferin des gegenüber liegenden Lebensmittelgeschäfts besonders hervortaten, gelang es ihr, den Alltag zu überstehen.

Der Krieg rückte allmählich näher an die Stadt heran. Zunächst verrichteten sehr viele feindliche Flugzeuge ihren militärischen Job, indem sie über der Stadt viele Bomben abwarfen. Immerhin gab es dort einen Fluchtbunker, den Mutter regelmäßig aufsuchte, wenn der entsprechende Alarm die Bevölkerung laut über das drohende Unheil informiert hatte. Trotz seiner jungen Jahre verspürte ich dort wahrscheinlich eine sehr große Angst, weil ich dort in der schrecklichen Enge mein Zuhause wohl verloren zu haben glaubte. Mein jüngerer Bruder Franz kannte ursprünglich solche Probleme nicht. Der mächtige Bunker bot auf fünf

Etagen wahrscheinlich mehr als 300 Personen Platz. Eines Tages war es dann so weit: Meine Mutter ertrug das wachsende Kriegsgeschehen schließlich nicht mehr.

Sie schloss das heimische Geschäft und zog mit ihren Kindern nach Glandorf in Niedersachsen, so wie es ihre Mutter ihr geraten hatte, die dort ein Eigenheim besaß und genügend Platz für die dreiköpfige Familie hatte. Das Fuhrunternehmen Massmann aus diesem Dorf transportierte daraufhin die Flüchtlinge dort hin und lieferte sie bei der Oma ab. Und die freute sich darüber über alle Maßen. Vom Krieg war dort kaum etwas zu vernehmen.

Die vielen Flugzeuge, die in Richtung Osten unterwegs waren, nahmen die Kinder gar nicht wahr. Die jungen Flüchtlinge vergnügten sich vielmehr mit den einfachen Dingen vor Ort. Jeweils im Herbst ernteten sie die Äpfel, die die Bäume längs der Straße trugen und eigentlich an Interessenten vermietet waren. Auf den Feldern sammelten sie Frösche, die sich dort in kleinen Rinnsalen tummelten. Sie ließen fleißig ihre Drachen fliegen.

Auch lernten sie das Radeln auf einem alten Herrenrad, indem sie eines der Beine unter die Längsstange führten. Ihre Schwester, die in Glandorf geboren war, wäre beinahe auf

der dunklen Wasserfläche im Garten ertrunken, als sie dabei war, dort Forellen zu fangen. Wenn ihre Mutter die Kinder mit den damals noch üblichen Lebensmittelmarken zum Einkauf in das Dorf schickte, ließen diese es nicht nehmen, auf dem Heimweg ein wenig zu naschen. Ja, der Krieg spielte bei ihnen überhaupt keine Rolle.

Für ihre Mutter stellte sich diese neue Situation im Dorf doch schon etwas anders dar. Da ihre finanzielle Situation äußerst knapp bemessen war, blieb ihr keine andere Wahl, als sich auf das Hamstern zu begeben. So besuchte sie die Bauern in der näheren Umgebung und klagte ihnen ihr Leid. Um dabei eine hilfreiche Unterstützung zu erhalten, mussten ihre Kinder sie stets begleiten. Doch nicht nur aus diesem Grund wurde sie erfolgreich. Als Gegenleistung bot sie den Bauern immer an, irgendetwas für die Angehörigen des Hofes zu stricken.

Einmal wurde ihr dabei auch eine Wohnung angeboten. Sie selbst war ja bereits versorgt. Das Angebot meldete sie aber den Eltern ihres Mannes. Und bald darauf erschien die Tante Johannita in Glandorf, um diese Wohnung zu beziehen. Sie richtete diese Wohnung nach ihren Vorstellungen ein und dazu gehörte sogar ein so genanntes Betzimmer. Dazu

gehörte eine hölzenerne Muttergottes, vor der sie bei ihren Gebeten kniete.

Völlig überraschend kam es zu einer Fahrt der Mutter mit ihren zwei Kindern zum Vater, der sich damals als Soldat in der Gegend um Hannover aufhielt. Der Fahrer Massmann hatte dorthin nämlich einen Transport zu erledigen und die Mutter gefragt, ob sie ihren Mann dort besuchen wollte. Es war überhaupt keine Frage:

So geschah es denn auch im Jahr 1941, selbst wenn der Aufenthalt nur kurz sein konnte. So lieferte Herr Massmann die Mutter mit ihren Kindern vor der Kaserne ab. Dann ging es dort auf die Suche nach dem Vater. Nach einer guten Viertelstunde traf man sich endlich und es waren dann besonders die Kinder, denen sich der Vater widmete. Er führte seine Familie sofort in die Kantine, wo es etwas zu essen gab. Dann begab sich die Familie an das Kasernentor, wie es zuvor mit Herrn Massmann vereinbart worden war. Der Vater bot aber noch eine Überraschung, indem er der Mutter dort ein mehrseitig bedrucktes Papier überreichte, nachdem er sich zuvor eher seinen Kindern zugewandt hatte:

„Hier gebe ich dir noch etwas für die lange Rückfahrt in die Hand. Es könnte dich vielleicht interessieren.“

Dabei schaute er sich sorgfältig in der Umgebung herum, um sicher zu gehen, dass er nicht beobachtet wurde. Dann stöberte er in seiner rechten Socke, um ein fein gefaltetes Papier an das Tageslicht zu bringen. Die zwei Kinder bat er, am Tor auf den Fahrer zu warten. Die Mutter fragte sogleich:

„Um was geht es denn da? Sind das vielleicht militärische Geheimnisse?“

„Nein, darum geht es überhaupt nicht. Es handelt sich um ein Papier, das unser einstiger Militärseelsorger unter den gläubigen Soldaten verteilt hatte. Kurz darauf wurde es aus dem Dienst entlassen und danach haben wir ihn nie mehr gesehen.“

„Um was ging es denn darin? Du tust gerade so, als hätte der gegen einige Vorschriften verstoßen. Na?“

„Nein, um dienstliche Angelegenheiten ging es nicht. Er sprach mir aus dem Herzen. Jedenfalls geht es da um etwas ganz anderes. Du wirst es ja sehen. Wir können auch noch darüber sprechen, wenn du den Text gelesen hast und ich wieder daheim bin.“

Es war das Jahr 1943, als Hanni geboren wurde. Die Tante Johannita übernahm die Patenschaft über das dritte Kind, dem sie auch ihren eigenen Vornamen verlieh. Wer ahnte

damals schon, dass dieses Kind eines Tages die Kinder eines späteren Bundespräsidenten betreuen würde? Das vierte Kind war wieder ein Junge, der in Anlehnung an den Vater den Namen Willi erhielt. Die zwei älteren Brüder erfreuten sich der männlichen Überlegenheit in der Familie und ahnten nicht, dass sie sieben Jahre später ihre Mehrheit verlieren würden, als die Mutter dann sogar zwei Mädchen als Zwillinge zur Welt brachte.

Kehren wir nun nochmals zurück nach Hannover. Nach einiger Zeit kam Herr Massmann mit seinem LKW wieder an und schon ging es zurück nach Hause. Hatte sich die Mutter auf der Hinfahrt noch mit ihren Strickarbeiten beschäftigt, so stürzte sie sich nun sogleich auf das überreichte Papier. Dort las sie:

Martinus lebte in Dänemark von 1890-1981. Er ist wegen seines umfassenden geisteswissenschaftlichen Gesamtwerks bekannt, das den gemeinsamen übergeordneten Titel „Das Dritte Testament“ trägt. Er schuf ein völlig neues Weltbild unter dem Titel „Der Weg zu Humanität und Nächstenliebe.“ Martinus wohnte in seiner kleinen Wohnung im ersten Stock des Martinus-Instituts bis zu seinem Hinscheiden 1981. Aber seine gute Sache lebt weiter – und erfreut sich

eines ständig wachsenden Interesses unter geistig Suchenden in einer Reihe von Ländern weltweit.

So sind zum Beispiel folgende Fragen an ihn gerichtet worden: Warum erlebe ich Widerstand und Leiden? Was bedeuten die Dinge, die mir in meinem Leben geschehen? Und was soll ich aus ihnen lernen? Warum hatte der Vater dieses Papier weitergegeben? Martinus gibt uns mit seiner Geisteswissenschaft ein analytisches Werkzeug, damit wir die Antwort durch die Erforschung der Erfahrungen finden können, also durch die an uns gerichtete direkte Sprache des Lebens, die wir im täglichen Leben machen.

Die Erklärung liegt in einem tieferen Verstehen dessen, was Ursachen und was Wirkungen in unserem Leben sind. Das alte Sprichwort „Was der Mensch sät, wird er ernten“ erhält durch die Geisteswissenschaft eine logisch untermauerte Erklärung, die dem Bewusstsein des modernen Gegenwartsmenschen angepasst ist. Die Aussage soll nämlich ganz buchstäblich verstanden werden:

Bei allem, was uns im Leben begegnet, wird die tiefere Ursache immer bei uns selbst gefunden werden. Fühlen wir uns von anderen schlecht und ungerecht behandelt, haben wir andere selbst etwas Ähnlichem ausgesetzt – entweder in

diesem oder in einem früheren Leben. Bekommen wir eine Krankheit, ist die Ursache die, dass wir unseren Körper früher aus Unwissenheit schädlichen physischen oder psychischen Einflüssen ausgesetzt haben. Haben wir auch ein sehr starkes Mitgefühl mit den Leiden anderer, dann ist das eine Fähigkeit, die wir entwickelt haben, weil wir selbst früher entsprechende Leiden erlebt haben.

Das Leben gestaltet sich als ständiger Lernprozess, in dem das Karma oder Schicksalsgesetz als das pädagogischste Werkzeug funktioniert, das man sich überhaupt vorstellen kann. Wir bekommen nämlich ständig unsere eigenen Handlungen und unsere eigene Mentalität als Spiegel vorgehalten. Wir werden uns darüber klar, dass in Wirklichkeit niemals etwas Zufälliges und auch niemals etwas Ungerechtes geschieht, obwohl es vielleicht so aussieht.

Ein Wesen, das im Besitz des Lebensmutes ist, der durch Liebe zu allem, was lebt, gewonnen worden ist, kann nicht gebunden werden, wie sehr man es auch zum Sklaven machen will. Durch diese an uns gerichtete direkte Sprache des Lebens werden wir uns darüber klar, wie wir uns entwickeln müssen und wie wir ein glücklicheres und zufriedenstellenderes Leben finden.

Das geschieht, indem wir unser Handeln und unsere Denkweise in eine humanere Richtung verändern. Martinus nennt das die „mentale Kursänderung“, weil der Fokus unseres Lebens sich von der Selbstbezogenheit und dem Selbstmitleid zur Fürsorge für andere verschiebt. Von „sich selbst der Nächste“ zu sein, zu „der Nächste seines Nächsten“ zu werden: Von sich als Opfer der Handlungen anderer Menschen zu fühlen und selbst die Verantwortung für seine persönliche humane Entwicklung zu übernehmen.

Allmählich wird diese mentale Kursänderung nicht weniger als eine neue humane und friedliche Weltkultur schaffen, sagt Martinus voraus. Obwohl wir bereits heute Elemente dieser neuen Kultur bei einigen Menschen finden, müssen wir nur verstehen, dass es Zeit braucht – vielleicht Tausende von Jahren –, ehe sie die Welt richtig prägen wird.

Das beruht darauf, dass sie aus einem organischen Entwicklungs- und Reifungsprozess eines jeden einzelnen Individuums hervorgeht. Ein solcher Prozess erfordert seinen eigenen natürlichen Verlauf durch den allmählichen Gewinn von Erfahrungen und den Aufbau neuer humaner Talente. Darum kann er nicht durch künstliche Methoden forciert werden. Nach Martinus wird jeder von uns noch viele physische

Inkarnationen durchleben, ehe wir das werden, was er „wahre Menschen“ nennt, d. h. Menschen von allumfassender Nächstenliebe und einer vollkommen logischen und intellektuellen Denkfähigkeit.

Diese Einsicht gibt Freude und Lebensmut. Obwohl die Entwicklung sehr lange dauert – sowohl für uns selbst als auch für alle Anderen –, haben wir dann eine mächtige Quelle der Lebensfreude und des Lebensmutes in dem Erkennen der Lebensgesetze, zu denen uns die Geisteswissenschaft einen Zugang gibt.

Wir bekommen nämlich einen Überblick, der zeigt, dass wir volles Vertrauen in den Gang der Entwicklung haben können. Das Leben enthüllt sich als eine lange Reise, in der wir uns über die Erlebnisse auf dem Weg freuen können, sowohl über die angenehmen als auch – bei näherem Nachdenken – über die unangenehmen.

Das beruht darauf, dass wir einsehen, dass sie alle notwendig sind, um uns zu größerer Menschlichkeit weiterzuführen. Die Geisteswissenschaft gibt einen Einblick in den bisherigen Verlauf der Reise, bei der wir zahlreiche Inkarnationen im Tierreich durchlebt haben. Sie zeigt uns, dass wir an der Evolution als unbewusste Akteure auf der großen Bühne des

Lebens teilgenommen haben. Gerade jetzt befinden wir uns in einem Stadium, in dem wir eine Art „Sphinxwesen“ sind. Wir sind weder Tiere noch wahre Menschen, sondern haben sowohl eine Reihe tierischer, egoistischer Seiten als auch ein dämmerndes, den Nächsten liebendes Bewusstsein.

Die weitere Reise wird ungeheuer spannend, weil wir immer besser darin werden, eine bewusste Wahl auf der Bühne des Lebens vorzunehmen. Wir gewinnen allmählich genug Wissen und Erfahrungen, um unser eigenes Leben in einer Art zu inszenieren, die den Frieden und die Liebe fördert, nach denen wir uns so sehr sehnen.

Die Denkart, die am meisten den Lebensmut unterminiert, ist das Martyrium. Das Martyrium ist einer der schlimmsten Feinde des Menschen, weil es eine Lebenslüge ist. In Wirklichkeit gibt es kein Martyrium. Keiner kann in Wirklichkeit Unrecht erleiden und keiner kann Unrecht tun.

Martinus' Vorschlag, wie wir mit unserer persönlichen Entwicklung arbeiten können, klingt ganz einfach. Er weist nach, dass wir – ein jeder – durch die direkte Sprache des Lebens ein persönliches Übungsgebiet benannt bekommen. Jedes Mal dann, wenn wir Widerstand, Stress, Krankheit und anderen Leiden begegnen, ist das ein Signal dafür, dass es

etwas in unserem Handeln und Verhalten gibt, das wir lernen sollen anders zu machen. Das verlangt aber, dass wir lauschen und selbst die Willenskraft einsetzen, um die notwendigen Veränderungen zu schaffen. Als Entgelt werden wir erleben, dass der Gewinn immer größer wird, je mehr wir fürsorglich, vergebend und liebevoll gegenüber anderen Lebewesen zu sein vermögen.

Das gilt auch für das Verhältnis zu unserem eigenen Organismus, wo eine gesunde Lebensweise und frohe positive Gedanken eine weit größere Bedeutung haben, als wir uns normalerweise vorstellen. Außerdem haben wir einen glänzenden Führer in unserem eigenen Gewissen, das in den Worten von Martinus ein „leuchtendes Mentalfeld“ des Bewusstseins ist.

Es gibt uns nämlich meistens ein sehr deutliches Signal, wenn wir nicht nach unseren eigenen humanen Idealen leben, sondern davon abweichen. In einem Beitrag im dänischen Kosmos gab Martinus einige konkrete Hinweise für Gebiete, wo wir uns alle mit großem Gewinn in der Entwicklung unserer eigenen Mentalität üben können, indem wir unsere Willenskraft einsetzen für:

- Streiche den Begriff „Feinde“ aus deinem Bewusstsein.
- Sage selbst niemals etwas Schlechtes über jemanden oder etwas.
- Sei absolut unbeeinflussbar von Schmeicheleien, Lob oder Tadel.
- Sei in allen Lebensverhältnissen absolut wahr und ehrlich.
- Lass niemals dein Denken davon abweichen, sich damit zu beschäftigen, wie du deinen Mitwesen am allerbesten dienen kannst.

Dann führst du die allerhöchste Form des Yoga oder die vollkommenste Übung jenes Teils der Entwicklung aus, der in der Reichweite deines Willens liegt und der – in Verbindung mit der Bearbeitung des übrigen Teils deiner Natur durch das Leben selbst – dich schließlich zur moralischen Genialität führen wird oder dich dazu umschaffen wird, das vollkommene Wesen oder ein „Gottmensch“ zu sein.

Soviel hier zu Martinus. Nicht nur einmal las Mutter uns diese Zeilen vor. Ich selber verstand sie kaum, denn ich war einfach nur noch zu jung. Erst später fand ich den Zugang zu diesen Worten.

Marilyn Adamson

contra

Klaus Englert

Würdest du gerne wissen, wie das nun ist mit Gott, ob es ihn jetzt gibt oder nicht? Und nicht mit solchen Sätzen abgespeist werden wie: „Das musst du eben glauben.“ Dann untersuch doch mal die folgenden Hinweise.

Über einige Dinge sollten wir uns zuerst klar werden. Wenn jemand ablehnt, dass es überhaupt einen Gott geben kann, dann müssen wir nicht weiter reden. Das wäre ja genauso, wie jemand nicht glauben würde, dass Menschen den Mond betreten haben. Man könnte noch so viele Argumente bringen, wie Fotos, Interviews, Steine vom Mond... Alles würde angezweifelt werden, weil die Person schon ihre Meinung gefasst hat und immer ein Argument findet es dagegen zu halten, z.B. Das ist eine Fotomontage, die Interviews sind gestellt, die Steine sind von der Erde...

Über die Existenz Gottes schreibt die Bibel: Dass die Menschen genügend Hinweise haben, um zu erkennen, dass es einen Gott gibt, aber sie wollen diese Tatsache nicht wahrnehmen. Die anderen aber, die sich auf die Suche machen, zu denen sagt Gott: „Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so werdet ihr mich finden.“ Bevor wir uns einige Fakten über die Existenz Gottes ansehen, sollten wir uns fragen:

„Bin ich bereit, Gott zu suchen, ihn zu entdecken, wie er wirklich ist und nicht so hinzudrehen wie ich ihn haben will?“

Ok, dann lass uns mal folgendes betrachten...

1. Gibt es Gott? Während allen Epochen und durch alle Kulturen, waren Menschen davon überzeugt, dass es einen Gott gibt. Milliarden von Menschen aus verschiedensten sozialen, intellektuellen und bildungsmäßigen Umgebungen sind überzeugt, dass es einen Schöpfer der Welt gibt, der es wert ist, angebetet zu werden. Allein die Tatsache, dass viele Leute etwas tun, heißt natürlich noch nicht, dass es richtig ist. Trotzdem ist es schwer zu behaupten, dass sich all diese

Menschen, oft mit starker Überzeugung, nur etwas eingebildet haben.

„Anthropologische Untersuchungen zeigen, dass selbst bei den entlegensten Stämmen ein universeller Glaube an einen Gott vorhanden ist. In der frühesten Geschichte der Völker und ihren Legenden steht am Anfang ein Gott, der die Welt erschaffen hat. Auch bei den polytheistischen Religionen deuten die Wurzeln auf einen schaffenden höchsten Gott.

2. Existiert Gott? Die Komplexität unserer Welt weist darauf hin, dass es jemand geben muss, der sie geschaffen hat und erhält. Es gibt unendlich viele Beispiele, die man an dieser Stelle nennen könnte, aber hier eine kleine Auswahl:

Die Erde...ihre Größe ist perfekt. Durch ihre Größe und damit ihre Anziehungskraft hält sie die dünne Atmosphäre von ca. 30 km mit ihren lebenserhaltenden Gasen fest. Wäre die Erde kleiner, hätte sie keine Atmosphäre, wie der Planet Mercury. Wäre die Erde größer, würde sie auch freien Wasserstoff festhalten, wie Jupiter. Die Erde ist der einzige bekannte Planet, der die richtige Mischung von Gasen enthält, um einen Lebensraum für Pflanzen, Tiere und Menschen zu bieten.

Die Erde steht im optimalen Abstand zur Sonne. Der Temperaturbereich hier erstreckt sich von ca. -40°C bis $+60^{\circ}\text{C}$. Wenn der Erdbestand zur Sonne größer wäre, würde die Erdoberfläche einfrieren. Wäre der Abstand geringer, würden wir gegart werden oder verbrennen. Nur die kleinste Änderung des Erdbestandes würde ein Leben auf der Erde unmöglich machen. Die Erde behält ihren exakten Abstand, während sie mit ca. 107.000 km/h um die Sonne kreist. Durch die Eigenrotation erfährt jeder Ort auf der Erde täglich eine Erwärmung mit anschließender Abkühlung.

Auch der Mond hat die perfekte Größe, um mit seiner Anziehungskraft die Gezeiten hervorzurufen. Durch die Bewegung dieser großen Wassermassen wird auf allen Kontinenten vermieden, dass das Wasser steht und gammelt.

Wasser...farblos, geruchlos, ohne Geschmack und doch kann nichts und niemand ohne dieses Nass leben. Pflanzen, Tiere und Menschen bestehen zu einem Großteil aus Wasser (der Mensch besteht zu ca. $2/3$ aus Wasser).

Lass uns die einmaligen Eigenschaften von Wasser betrachten, die so optimal für das Leben geschaffen sind: Es hat einen außergewöhnlich hohen Schmelz- und Siedepunkt. Nur durch Wasser können wir in einer Umgebung mit

Temperaturschwankungen leben und trotzdem unsere Körpertemperatur auf 37,2°C halten.

Wasser ist ein vielseitiges Lösungsmittel. Diese Eigenschaft des Wassers ermöglicht es, dass eine Vielzahl von Mineralien, Nährstoffen und chemischen Substanzen durch unseren Körper transportiert werden können und so bis in die kleinsten Blutgefäße in unserem Körper gelangen.

Wasser ist chemisch neutral und verändert dadurch die Substanzen, die im Wasser gelöst werden nicht. Nährstoffe, Medikamente und Mineralien werden unbeschadet in unserem Körper transportiert und können vom Körper aufgenommen werden.

Wasser hat eine einmalige Anhangskraft. Deshalb kann Wasser in Pflanzen gegen die Erdanziehung in die Spitzen der höchsten Bäume steigen und sie mit Wasser und Nährstoffen versorgen. Wasser hat die einmalige Eigenschaft, dass es sich beim Gefrieren ausdehnt. So können Fische unter einer schwimmenden Eisdecke den Winter überleben.

97% des Wassers auf der Erde findet man in den Ozeanen. Ein riesiges Entsalzungssystem holt das Wasser aus dem Meer und verteilt es über die Erde. Durch die Verdunstung entstehen Wolken, die von den Winden über das Festland

geblasen werden. Der Regen fällt auf Pflanzen, Tiere und Menschen. Reinigung wird ermöglicht und Leben erhalten. Das Wasser befindet sich in einem genialen System, das Wasser reinigt und wieder verwendbar macht. Nichts geht verloren.

2. Das menschliche Gehirn...verarbeitet parallel riesige Informationsmengen. Dein Hirn nimmt die Farben und Formen deiner Umgebung wahr, die Temperatur um dich herum, den Druck mit dem deine Füße den Boden berühren, die Musik im Hintergrund, deinen trockenen Mund und den Text des Artikels, den du gerade liest. Dein Hirn merkt sich Emotionen, Gedanken und Erinnerungen. Gleichzeitig steuert dein Gehirn alle Prozesse, die zum Überleben notwendig sind: Atmen, Lidschlag, Herztätigkeit, Nahrungsverarbeitung.

Das menschliche Gehirn verarbeitet über eine Million Informationen innerhalb einer Sekunde. Dein Gehirn prüft all die Daten, die du liest und sortiert die nicht relevanten aus. Diese Funktion ermöglicht es erst, die Gedanken zu fokussieren und in der Welt zu überleben. Ein Organ, das eine Million Informationseinheiten verarbeiten kann, gleichzeitig selektiert, was wichtig ist und die Gedanken in die Tat

umsetzt...kann man da sagen, dass ein solcher „Hochleistungsrechner“ einfach so entstanden ist?

Wenn die NASA ein Raumschiff ins All schießt, dann glaubt kaum jemand, dass ein Affe das Konzept entwickelt hat, sondern hochintelligente Leute, die „einiges drauf haben“. Wie können wir uns erklären, wie das menschliche Gehirn entstanden ist? Nur eine Intelligenz, die umfassender ist konnte in der Lage sein, das menschliche Gehirn zu schaffen.(Unvollständigkeitssatz von Goedel)

3. Gibt es Gott? Nur der Zufall reicht nicht aus, um die Entstehung des Lebens zufriedenstellend zu erklären. Stell dir vor, du siehst auf den Mount Rushmore, in dem Bilder von den amerikanischen Präsidenten Washington, Jefferson, Lincoln und Roosevelt eingeschlagen sind. Kannst du dir vorstellen, dass die Bilder durch Erosion entstanden sind? Selbst wenn man unendlich viel Zeit verstreichen lassen würde, Wind und Regen wirken lässt, dann ist es trotzdem schwer vorstellbar, dass etwas aus der Menschheitsgeschichte so getreu nachgebildet wurde. Der gesunde Menschenverstand legt uns nahe, dass es Leute gab, die ihr Vorhaben geplant haben und anfangen, mit Geschick die Figuren in den Fels zu hauen.

Dieser Artikel kann nur einige Außergewöhnlichkeiten unserer Erde streifen: Die Position der Erde zur Sonne, die Eigenschaft des Wassers, ein menschliches Organ. Kann eines von denen einfach so entstehen?

Der bekannte Astronom Sir Frederick Hoyle zeigt auf Grund der Wahrscheinlichkeitsrechnung, wie weit hergeholt es ist, dass sich Aminosäuren zusammenfinden und eine Zelle bilden. Sir Hoyle, vergleicht die Unwahrscheinlichkeit mit folgender Illustration. „Wenn man annähme, auf einem Schrottplatz lägen alle Einzelteile für eine Boing 747 und es fegte ein Tornado darüber, dann würde mit derselben Wahrscheinlichkeit hinterher ein Flugzeug dastehen, das startbereit ist. Das Ereignis ist so zu vernachlässigen, dass sich auch nichts daran ändert, wenn das ganze Universum voller Schrottplätze wäre!“

Wenn wir die Komplexität unseres Lebens und des Alls betrachten, dann ist es vernünftig anzunehmen, dass ein intelligenter Schöpfer alles geschaffen hat. Die Bibel beschreibt Gott als den Initiator und Erhalter des Lebens.

4. Gibt es Gott? Die Entscheidungsfähigkeit von Gut und Böse kann nicht biologisch erklärt werden. Jeder Mensch, egal welcher Kultur hat ein universelles Gefühl von Richtig

und Falsch. Selbst ein Dieb spürt Unrecht, wenn jemand seinen Besitz stiehlt. Wenn jemand ein Kind von seiner Familie raubt und es misshandelt, entsteht in uns Ärger und Wut. Diese Tat wird als Unrecht bezeichnet, egal aus welcher Kultur wir kommen. Woher haben wir diese Empfindung von Unrecht? Wie kommt es, dass man in allen Kulturen sagt, dass Morden aus Spaß falsch ist?

Und woher kommen Liebe, Pflichtbewusstsein und Mitgefühl? Wenn die Menschen allein das Ergebnis von Evolution, von „survival of the fittest“ sind, warum helfen wir einander und setzen uns füreinander ein? Woher stammt unser innerer Sinn für Gerechtigkeit? Die Evolutionstheorie liefert hier keine Erklärungen. Unser Gewissen kann dagegen leicht durch einen liebevollen Schöpfer erklärt werden, der sich auch selbst um die Harmonie zwischen Menschen und ihr Wohlergehen sorgt.

5. Gibt es Gott? Gott spiegelt sich in der Natur und im menschlichen Leben wieder und kann so erkannt werden. In der Bibel wird Gott allerdings noch deutlicher sichtbar.

Was Gott denkt, meint und wie er ist erfahren wir nur, wenn er uns seine Gedanken mitteilt. Alles andere ist Rätselraten. Aber Gott will uns nicht im Ungewissen lassen und zeigt uns

seinen Charakter in der Bibel und wie wir zu ihm Kontakt aufnehmen können. Deshalb ist natürlich die erste Frage, wie zuverlässig ist die Bibel?

Archäologische Funde bestätigen die Bibel anstatt dass sie sie widerlegen. Beispielsweise hat man 1993 im Norden Israels Hinweise gefunden, dass David, der König von Israel gelebt hat. Er hat viele Psalmen in der Bibel geschrieben. Dann die Schriftrollen vom Toten Meer haben erstaunliche Ergebnisse geliefert, wie exakt die Bibel überliefert wurde. Die Bibel wurde über 1500 Jahre von 40 verschiedenen Autoren unterschiedlicher Herkunft und an unterschiedlichen Orten in drei verschiedenen Sprachen geschrieben. Erstaunlich dabei ist, dass alle Teile zusammenpassen. Durch die ganze Bibel wiederholt sich die gleiche Botschaft.

Gott schuf unsere Welt und er schuf uns, damit wir in Beziehung zu ihm leben.

Er liebt uns absolut.

Aber wir haben ihn ins Gesicht geschlagen und uns von ihm getrennt.

Gott ist bereit, einen neuen Anfang mit einem jeden von uns zu machen.

Er bietet uns seine Vergebung an und eine Beziehung, die selbst den Tod übersteht.

Mit dieser Hauptbotschaft verrät die Bibel gleichzeitig den Charakter Gottes. Psalm 145 drückt die Gedanken und Gefühle aus, die Gott uns gegenüber hat. Gibt es Gott? Alle anderen Offenbarungen Gottes übertrifft diejenige, die Jesus Christus uns gab. Er übermittelte uns die klarste Darstellung davon wie Gott ist.

Warum Jesus? Untersucht man die Weltreligionen, dann entdeckt man, dass sich Buddha, Muhammad, Konfuzius und Moses alle als Lehrer oder Erleuchtete bezeichnen. Keiner von ihnen behauptete jemals, Gott gleich zu sein. Jesus tat es. Jesus hat im Gegensatz zu den Religionsgründern gesagt, dass er Gottes Sohn ist. Ja, noch mehr: Dass sie einfach ihn ansehen sollen, wenn sie wissen wollen, wie Gott ist. Er versicherte, dass er nicht seine eigenen Gedanken auslebte, sondern nur das tat, was Gott ihm zeigte.

Jesus sagte: „Ich bin das Licht für die Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht mehr in der Dunkelheit umherirren, sondern folgt dem Licht, das ihn zum Leben führt.“

Er schrieb sich Eigenschaften zu, die nur Gott gehören: Nach seiner Aussage hatte er die Kraft die Trennung

zwischen Gott und Mensch aufzuheben (Sündenvergebung). Das alte Verhaltensmuster der Rebellion gegenüber Gott, die Sucht Böses zu tun und die Abhängigkeit von all unseren Launen, mit denen wir anderen schaden, diesen Teufelskreis durchbrach er.

Jesus sagte nicht: „Befolge meine Worte und du wirst die Wahrheit finden.“ Er sagte, „Ich bin der Weg, ich bin die Wahrheit, und ich bin das Leben! Ohne mich kann niemand zum Vater (Gott) kommen.“

Es ist nicht sonderlich schwer solche Behauptungen aufzustellen. Obwohl - man bräuchte schon einiges an philosophischen Erfahrungen und Menschenkenntnis um solche Aussagen zu formulieren, die genau ins Schwarze treffen. Trotzdem wären es noch Behauptungen, wie es schon viele gibt.

Welchen Beweis liefert Jesus, dass er Gottes Sohn ist?

Er tat, was andere Leute nicht tun konnten. Jesus vollbrachte Wunder. Er heilte Leute... Blinde, Verkrüppelte, Taube, er weckte sogar Tote auf. Er hatte Macht über Gegenstände ... aus ein paar Broten und Fischen machte er Essen, genug, dass mehrere tausend Menschen satt wurden.

Er vollbrachte Wunder in der Natur... lief auf dem Wasser, stillte einen heftigen Sturm. Und das tat er am laufenden Meter, Leute waren dabei, sie konnten es selbst sehen. Leute folgten ihm, weil er ihre Bedürfnisse sah. Und er sah nicht nur die vordergründigen Bedürfnisse wie Hunger, Krankheit, Gefahr, sondern die eigentlichen Bedürfnisse, einen Schutzraum, wo Menschen bedingungslos angenommen werden und wieder Zugang zur Lebensquelle finden. „Kommt alle her zu mir, die ihr euch abmüht und unter eurer Last leidet! Ich werde euch Frieden geben. Nehmt meine Herrschaft an und lebt darin! Lernt von mir! Ich komme nicht mit Gewalt und Überheblichkeit. Bei mir findet ihr, was euerm Leben Sinn und Ruhe gibt. Ich meine es gut mit euch und bürde euch keine unerträgliche Last auf.“

Was erfahren wir durch Jesus über die Persönlichkeit Gottes? Was denkt Gott über die Menschen? Was denkt er über dich und mich?

Gott sieht uns in unserer Egozentrik in unseren Süchten in unserer Abkehr von ihm. Eigentlich hätten wir es verdient, dass wir in unser Elend laufen und uns selbst und andere kaputt machen, denn das haben wir ja immer angestrebt oder

kaum etwas dagegen unternommen. Den „Vertrag“ haben wir schon unterschrieben. Tod ist unsere Wahl, auch wenn wir sagen „Aber ich wollte doch nur...“. Wie ein Schaf, das seinen Weg ohne seinen Hirten gegangen ist und sich jetzt mit der Wolle in einer Hecke verfangen hat. Zu wissen, dass es nur noch eine Frage der Zeit ist, bis das nächste Raubtier kommt und es frisst.

Gottes Vaterherz blutet, wenn er uns so verirrt sieht. Er sieht die Konsequenzen, die auf uns zu kommen. Und doch muss Recht halt Recht bleiben. Kann man die Sache nicht einfach vergessen? Gott ist gerecht. Jemand muss bezahlen. Gott reißt sich sein allerliebstes vom Herzen, weil er uns liebt und nicht unser Schicksal besiegelt sehen will. Jesus, Gottes Sohn, willigt ein und gibt sein Leben für uns. Er trägt unsere Krankheit und unsere Schmerzen, damit wir Überleben können. Er tat es nicht aus einer Berechnung heraus, sondern aus Liebe, ohne dass wir dazu einen Beitrag hätten leisten können.

Gott hat Sehnsucht nach unserer Gemeinschaft. Er will, dass wir da sind, wo es uns gut geht. „Ich habe euch schon immer geliebt, darum bin ich euch stets mit Güte begegnet.“ So geht Gott mit uns um.

Ein deutliches Zeichen, dass Jesus mehr war als ein Mensch. Ein weiteres Wunder ist, dass Jesus nach 3 Tagen auferstanden ist. Weil bereits bekannt war, dass Jesus auferstehen sollte, unternahmen seine Gegner einiges, um dies zu verhindern. Trotz Bewachung, 2 Tonnen-Felsblock vor dem Eingang und einer verängstigten Jüngerschar, die nicht im Traum an Diebstahl dachte, war die Leiche weg. Dazu kam noch, dass viele Jesus auferstanden gesehen hatten. Ein weiteres Zeichen, dass Jesus nicht nur ein normaler Mensch war. Gibt es Gott? Man wird sich immer an einem Argument aufhängen können, nicht an Gott glauben zu müssen. Gottes Haltung, uns gegenüber ist klar: „Denn Gott hat die Menschen so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn für sie hergab. Jeder, der an ihn glaubt, wird nicht verlorengehen, sondern das ewige Leben haben.“

Willst du jetzt mit Gott eine Beziehung anfangen und erleben, dass du von ihm angenommen wirst?

Er wartet auf dich: „Merkst du es denn nicht? Noch stehe ich vor deiner Tür und klopfe an. Wer jetzt auf meine

Stimme hört und mir die Tür öffnet, bei dem werde ich einkehren. Gemeinsam werden wir das Festmahl essen.“

Wenn du gerne mit Gott eine Beziehung anfangen willst, aber nicht weißt, wie du dich ihm gegenüber ausdrücken sollst, dann können die folgenden Worte ein erstes Gespräch mit ihm sein:

„Danke Jesus, dass du für mich gestorben bist. Du weißt, was in meinem Leben schief liegt. Ich bitte dich um Vergebung und bitte dich, dass du in mein Leben kommst. Danke, dass du eine Beziehung mit mir haben willst. Amen.“

Gott ist wirklich treu. Er verspricht: „Ich kenne sie, und sie folgen meinem Ruf. Ihnen gebe ich das ewige Leben, und sie werden niemals umkommen. Niemand kann sie aus meiner Hand reißen.“

Gibt es Gott? Alle diese Tatsachen weisen darauf hin, dass es einen Gott gibt, der uns liebt und den Kontakt zu dir und mir sucht. Wenn du mehr über Jesus oder Gott wissen willst, dann schick uns einfach eine Email.

Über die Autorin: Als ehemalige Atheistin war es für Marilyn Adamson schwierig, die Gebetserhörungen ihrer Freunde und ihre positive Ausstrahlung einzuordnen. Sie war

verblüfft, wie viele Fakten es gibt, die darauf hinweisen, dass es Gott gibt. Nachdem sie ein Jahr lang alles genau geprüft hatte, entschloss sie sich, mit diesem Gott eine Beziehung einzugehen. Auch heute, noch Jahre nach diesem gemeinsamen Start empfindet sie den Glauben an Jesus Christus für ihr Leben als sehr bereichernd.



Klaus Englert

Gott ist tot!

„Gott ist tot!“ – und Nietzsche unsterblich. Als die Menschen Gott zum höchsten Wert herab-würdigten, schlug Friedrich Nietzsche Alarm. Im Christentum seiner Zeit sah er eine sinnentleerte, lebensfeindliche Religion. Sein Ausspruch vom toten Gott ist längst Kult geworden und hat ein Eigenleben entwickelt.

„Der tolle Mensch sprang mitten unter sie und durchbohrte sie mit seinen Blicken: Wohin ist Gott? Rief er, ich will es euch sagen! Wir haben ihn getötet, – ihr und ich! Wir alle sind seine Mörder!“

Mit diesen Worten beginnt Friedrich Nietzsches berühmtes Textstück aus der „Fröhlichen Wissenschaft“. Protagonist ist der „tolle Mensch“, der Wahnsinnige und Seher, der vom Volk nicht verstanden wird. Denn er verkündet Unerhörtes: „Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet! Wie trösten wir uns, die Mörder aller Mörder? Das Heiligste und Mächtigste, was die Welt bisher besaß, es ist unter unseren Messern verblutet.“

Der Autor Friedrich Nietzsche schlüpft in die Rolle des „tol-
len Menschen“, um den Lesern et-was mitzuteilen, das of-
fenbar ihren geistigen Horizont übersteigt. Die Menschen
tappten noch im Dunklen, weshalb der tolle Mensch „am
hellen Vormittage eine Laterne anzündete“. Deswegen ist
der Wahnsinnige ein Seher, ein Prophet, ein Aufklärer:

„Ich komme zu früh, ich bin noch nicht an der Zeit. Dies
ungeheure Ereignis ist noch unterwegs und wandert, – es ist
noch nicht bis zu den Ohren der Menschen gedrungen.“

Wie ist es möglich, dass der Mensch Gott erschlagen konnte?
Und wie kann der Mensch als Sterblicher überhaupt Gott als
unsterbliches Wesen umbringen? Nietzsches These scheint
para-dox zu sein, der Sachverhalt ist offensichtlich mit logi-
schen Argumenten nicht zu klären.

„Mit dem Christentum werde ich nicht fertig“

Friedrich Nietzsche, Sohn eines lutherischen Pfarrers aus
dem sächsischen Röcken, stritt zeit seines Lebens mit Kirche
und Christentum. Er war weder Atheist noch gläubiger
Christ, und doch setzte er sich in sämtlichen seiner Schriften
mit religiösen Themen auseinander – mit der Götterwelt der
alten Griechen, mit Katholizismus und Protestantismus, mit
Buddhismus, Hinduismus und Islam. Nietzsche war auch

kein Theologe, obwohl er in Bonn kurze Zeit protestantische Theologie studierte. Vielmehr wurde er bereits mit 25 Jahren zum außerordentlichen Professor für Altphilologie in Basel berufen. Aber Nietzsche stand in ständigem Austausch mit anderen Gelehrten, beispielsweise mit seinen Basler Kollegen, dem Religionswissenschaftler Johann Jacob Bachofen und dem Kulturhistoriker Jacob Burckhardt.

In Nietzsches nachgelassenen Notizen findet sich die beiläufige Bemerkung: „Mit dem Christentum werde ich nicht fertig.“

Friedrich Nietzsches grundlegendes Thema, das er immer wieder in die unterschiedlichsten Werke seiner kurzen, 18-jährigen Schaffenszeit einfließen ließ, ist der Wandel unserer Gottesvorstellungen: Der Wandel vom sinnlich erfahrbaren Gott zu einem Wert, den wir als Gott verehren; der Übergang von einer Religion des Lebens zu einer der *décadence*. Das ist der zentrale Nerv seiner Argumentation: Der Kampf gegen die nihilistische, gegen die verneinende Kultur.

Bissige Kommentare gegen die Kirche

Der Altphilologe Friedrich Nietzsche bewunderte die hellenische Welt, besonders das Gottesverständnis der alten Griechen. Bereits seine berühmte Frühschrift „Die Geburt

der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ zeichnet mit großer Anteilnahme die apollinische und dionysische Götterwelt der Griechen nach. Aus dieser Zeit, den frühen 1870-er Jahren, stammt auch die Abhandlung „Die Geburt des tragischen Gedankens“. Kurz nach Antritt seiner Basler Professur schrieb der 26-Jährige:

„Nicht um sich vom Leben abzuwenden, schaute das Auge des Hellenen gläubig zu ihnen empor. Aus ihnen spricht eine Religion des Lebens, nicht der Pflicht oder der Askese oder der Geistigkeit. Alle diese Gestalten atmen den Triumph des Daseins, ein üppiges Lebensgefühl begleitet ihren Kultus.“

Als junger Professor für Griechisch und Latein widmete sich Friedrich Nietzsche dem kultischen Leben der Griechen. An diese Beschäftigung mit der hellenischen Welt sollte denken, wer Nietzsches leidenschaftliche Kritik des nihilistischen Zeitalters, der *décadence*-Kultur liest. Geschrieben in bissigen Aphorismen und Kommentaren, gerichtet gegen Kirche, Monarchie und Parteien. Die Religion der Zeit, verstanden als eine Form kulturellen Verfalls, lässt sich bereits in einem nachgelassenen Fragment von 1873 nachlesen:

„Ich bemerke eine Erschöpfung, man ist an den bedeutenden Symbolen ermüdet. Alle Möglichkeiten des christlichen

Lebens, die ernstesten und lässigsten, die harmlosesten und reflektiertesten, sind durchprobiert, es ist Zeit zur Nachahmung oder zu etwas Anderem.“

Erschöpfung, *décadence*, Nihilismus – das sind die von Nietzsche aufgedeckten Symptome, von denen auch die Religion befallen wurde. Was das „Andere“ sein könnte, wird Nietzsche erst in seinen späteren Schriften – vornehmlich im Antichrist – ausführen. Zunächst zeigt er sich als Zeitdiagnostiker, der sich fragt: Wie kam es, dass sinnliche Religion und Kult, kurz: „die Religion des Lebens“ zusehends abgewertet wurden?

Der Philosoph, der den Kult in „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ fast wollüstig beschrieb, führt den tief greifenden Wandel auf das technisch-wissenschaftliche Zeitalter, auf die rationalistische Geisteshaltung zurück. Zudem habe sich das Bewusstsein des schlechten Gewissens, von Schuld und Sühne zunehmend in den Vordergrund gedrängt.

Aus der Welt sei der Zauber entwichen, etabliert habe sich stattdessen eine hierarchische Ordnung der Werte. Eine Ordnung, in der – wie die Scholastiker einst sagten – Gott

der höchste Wert ist. Vor diesem höchsten Wert, bemerkte Nietzsche einmal, sei es ihm unmöglich zu tanzen.

In Wirklichkeit ist der „tolle Mensch“ ein Weiser. Wenn er ausruft: „Gott ist tot! Wir haben ihn getötet!“ dann ist das zugleich die zivilisationskritische Diagnose des Basler Professors. Der fügt erklärend hinzu: Die Menschen holten zum letzten Schlag gegen Gott aus, als sie Gott zum höchsten Wert herabwürdigten. Als Resultat der Entwicklung erkennt Nietzsche:

Das Christentum als sinnenleere, lebensfeindliche Religion. In seinen letzten produktiven Jahren, vor der schweren Erkrankung, wird die Kritik zusehends schärfer. Das war die Zeit zwischen der früh-zeitigen Emeritierung 1879 und dem geistigen Zusammenbruch im Januar 1890 in Turin. Den 1888 geschriebenen „Antichrist. Fluch auf das Christentum“ konnte der Philosoph zu Lebzeiten nicht mehr publizieren. Darin schreibt er:

„Das ist es nicht, was uns abscheidet, dass wir keinen Gott wieder finden, weder in der Geschichte, noch in der Natur, noch hinter der Natur, – sondern dass wir, was als Gott verehrt wurde, nicht als ‚göttlich, sondern als erbarmungswürdig, als absurd, als schädlich empfinden, nicht als Irrtum,

sondern als Verbrechen am Leben. Wir leugnen Gott als Gott. Wenn man uns diesen Gott der Christen bewiese, wir würden ihn noch weniger zu glauben wissen.“

Heidegger und Bloch auf Nietzsches Spuren

„Das Heiligste und Mächtigste, was die Welt bisher besaß“, ist also endgültig verschwunden. Den Bereich des Heiligen, den die Sterblichen mit den Göttern teilten, verklärte noch der schwäbische Dichter Friedrich Hölderlin, der kurz vor Nietzsches Geburt verstarb. Friedrich Nietzsche erkannte um 1870 nur noch die „Weltnacht“, in der Gott bereits verschwunden war.

Beide – der Dichter und der Denker – hatten schließlich großen Einfluss auf einen Philosophen gehabt, der im Jahr der Niederschrift des Antichristen unweit von Nietzsches Wirkungsstätte Basel geboren wurde – Martin Heidegger. Der schwäbische Philosoph, der Ende der dreißiger Jahre in Freiburg einen Vorlesungszyklus über Nietzsche hielt, schrieb einmal:

„Vor diesem Gott kann der Mensch weder beten, noch kann er ihm opfern. Vor der causa sui kann der Mensch weder aus

Scheu ins Knie fallen, noch kann er vor diesem Gott musizieren und tanzen.“

Das könnte ein Zitat Nietzsches sein, denn der Autor des Antichristen beschrieb die dionysischen Rauschszenen in „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ mit ganz ähnlichen Worten. Dagegen empfand er die Kirche als blasphemisch, weil sie Gott nicht achtet, sondern verachtet. Martin Heidegger verlangte eine Neubesinnung auf Gott, eine Preisgabe unserer Vorstellungen von Gott. Einzig ein neues Denken könne uns „vielleicht näher zum göttlichen Gott“ hinführen.

Auch der Tübinger Philosoph Ernst Bloch, ein Zeitgenosse Heideggers, wandelte in der religionskritischen Spur Friedrich Nietzsches. Schon früh widmete er sich den häretischen und aufmüpfigen Gestalten innerhalb der Kirche – zum Beispiel dem Priester und Revolutionär Thomas Müntzer. Der Marxist Bloch deutete das Neue Testament politisch, indem er seinen humanistischen Kern freilegte. Das zeigt sich in seinem Hauptwerk „Das Prinzip Hoffnung“:

„Die Wahrheit des Gottesideals ist einzig die Utopie des Reichs, zu dieser ist gerade die Voraussetzung, dass kein

Gott in der Höhe bleibt, indem ohnehin keiner dort ist oder jemals war.“

Kein Gestern und kein Übermorgen

Ernst Bloch zitiert als Beleg für seine humanistische Deutung des Neuen Testaments Jesu Worte aus dem Lukas-Evangelium:

„Das Reich Gottes ist mitten unter euch (Lukas 17,12).“

Bloch sprach vom „Atheismus im Christentum“ und Nietzsche vom „Antichristen“, doch beide Buchtitel zielten keineswegs auf eine bloße Abkehr vom Christentum. Die beiden Philosophen suchten das „Menschliche, allzu menschliche“ in der Religion. Nietzsche hat im Grunde niemals den mythischen Urgrund der Religion verlassen, nämlich das Heilige als das Menschen und Götter Einigende. Seiner scharfen Zivilisationsdiagnose stellte er das von Jesus gelebte Christentum entgegen:

„Das Evangelium war doch gerade das Dasein, das Erfüllte, die Wirklichkeit dieses ‚Reichs‘ gewesen.“ –

“Das Reich Gottes‘ ist nichts, das man erwartet: Es hat kein Gestern und kein Übermorgen, es kommt nicht in ,tausend

Jahren‘ – es ist eine Erfahrung an einem Herzen: Es ist überall da.“

Friedrich Nietzsche erteilt also den Vertröstungen auf ein besseres Leben im Jenseits eine klare Absage. Ebenso dem Glauben an ein übersinnliches Reich: In vorbereitenden Notizen zum Antichrist schreibt er:

„Das vorbildliche Leben besteht in der Liebe und Demut; in der Herzens-Fülle, welche auch den Niedrigsten nicht ausschließt, im Glauben an die Seligkeit hier, auf Erden, trotz Not, Widerstand und Tod, in der Versöhnlichkeit, in der Abwesenheit des Zorns, der Verachtung.“

Messianischer Erlösungsanspruch

In „Das Prinzip Hoffnung“ erläutert Ernst Bloch die zweifache Ausrichtung des christlichen Atheismus: Jesus als Menschensohn und als messianischer Heilsbringer auf Erden. In seinen griechischen Namen „Messias“ und „Christos“ – der von Menschenhand Gesalbte – erkannte Ernst Bloch das eigentliche Selbstverständnis Jesu. Der Name weist ja voraus auf die berühmte Szene in Bethanien, als Maria Jesus – kurz vor dem Kreuzestod – mit dem kostbaren Nardenöl einrieb. Aus dieser Perspektive versteht Bloch das

Christentum als Hoffnungsappell für den nach Erlösung dürstenden Menschen:

„Die christliche Hoffnung war, dass alles erlöster Mensch sei. Und keine anthropologische Kritik der Religion raubt die Hoffnung, auf die das Christentum aufgetragen ist. Sie bringt die Religionsinhalte auf den menschlichen Wunsch zurück.“

Blochs humanistische Auslegung des Neuen Testaments geht unmittelbar auf Nietzsche zurück, der bis in die Weimarer Republik hinein einen kaum zu unterschätzenden Einfluss auf Intellektuelle und Künstler, auf Linke und Rechte hatte. Und der – nach dem Zweiten Weltkrieg – in der Theologie zu undogmatischen Interpretationen biblischer Quellen anregte.

Nietzsches Umdeutung des „Erlösers“ wird besonders in der 1887 geschriebenen Streitschrift „Zur Genealogie der Moral“ deutlich. Der messianische Erlösungsanspruch geht hier unmittelbar vom Gottessohn auf den Menschensohn über. Auf den Menschensohn, der bei Nietzsche einen anderen Namen erhält:

„Aber irgendwann, in einer stärkeren Zeit, als diese morsche, selbstzweiflerische Gegenwart ist, muss er uns doch kommen, der erlösende Mensch der großen Liebe, dessen

Einsamkeit vom Volke missverstanden wird, wie als ob sie eine Flucht vor der Wirklichkeit sei, während sie nur seine Versenkung in die Wirklichkeit ist, damit er einst aus ihr, wenn er wieder ans Licht kommt, die Erlösung dieser Wirklichkeit heimbringe. Dieser Mensch der Zukunft, der uns erlösen wird vom großen Ekel, vom Willen zum Nichts, vom Nihilismus, dieser Glockenschlag des Mittags und der großen Entscheidung, der Erde ihr Ziel und dem Menschen die Hoffnung zurückgibt, dieser Antichrist und Antinihilist, dieser Besieger Gottes und des Nichts – er muss einst kommen.“

„Dieser heilige Anarchist“

1921 porträtierte Ernst Bloch den Kirchen- und Sozialrevolutionär Thomas Müntzer: Der Theologe und Antipode Luthers rebellierte nicht nur gegen das Papsttum, sondern auch gegen die ständisch geprägte Gesellschaft während der Bauernkriege. Müntzer kämpfte gegen die Hierarchien in Kloster und Kirche, ebenso gegen die Leibeigenschaft der Bauern in der Feudalgesellschaft. Der mittelalterliche Priester, der 1525 verhaftet, gefoltert und öffentlich hingerichtet wurde,

könnte sich das Leben Jesu' zum Vorbild genommen haben. Das legt Nietzsches Kommentar nahe:

„Dieser heilige Anarchist, der das niedere Volk, die Ausgestoßenen und ‚Sünder‘ zum Widerspruch gegen den ‚herrschenden Stand‘, gegen die Kaste, das Privilegium, die Ordnung, die Formel aufrief, war ein politischer Verbrecher.“

Friedrich Nietzsche hält am Glauben fest, trotz aller rationaler Gegenargumente, die er immer wieder selbst vorbrachte. Damit zeigte er sich einig mit dem Dänen Sören Kierkegaard, der sich mit der „Schwierigkeit zu glauben“ abmühte.

An dem Glauben wollte auch der protestantische Philosoph aus Kopenhagen festhalten, obwohl er ihm angesichts des wissenschaftsgläubigen Zeitalters als absurd vorkam. Für Nietzsche war die „Schwierigkeit zu glauben“ – übereinstimmend mit dem dänischen Kollegen – etwas sehr existentielles. Denn es kam beiden darauf an, einen sehr persönlichen Weg zum Glauben zu finden, der sich nicht um katechistische Lehrsätze schert:

„Die ‚gute Botschaft‘ ist eben, dass es keine Gegensätze mehr gibt; das Himmelreich gehört den Kindern; der Glaube, der hier laut wird, ist kein erkämpfter Glaube, – er

ist da, er ist von Anfang an, er ist gleichsam eine ins geistige zurückgetretene Kindlichkeit. Ein solcher Glaube zürnt nicht, tadelt nicht, wehrt sich nicht; er bringt nicht ‚das Schwert‘, – er ahnt gar nicht, inwiefern er einmal trennen könnte. Er beweist sich nicht, er selbst ist jeden Augenblick sein Wunder, sein Lohn, sein Beweis, sein ‚Reich Gottes‘. Dieser Glaube formuliert sich auch nicht – er lebt, er wehrt sich gegen Formeln.“

Sinnlichkeit des Islam

Die Befreiung von der knöchernen Formelwelt christlicher Dogmatik gehörte schon zum Gemeinplatz der Frühromantiker um Novalis und Friedrich Schlegel. Deswegen ihre beständige Suche nach einer neuen, sinnlichen Religion – wie sie im „Systemprogramm“ des deutschen Idealismus gefordert wurde.

Der radikale Aufklärer Friedrich Nietzsche ist im 19. Jahrhundert der wirkungsmächtigste Denker eines neuen Christentums, einer säkularen Religion. Sie geht auf Jean-Jacques Rousseaus ‚Religion civile‘ zurück, die er bereits 1758 in seinem Gesellschaftsvertrag formulierte. Rousseau verstand sie als Fundament und Bindemittel, durch die sich jeder als

Mitglied einer sozialen Gemeinschaft erfährt. Die säkulare Religion nahm im 20. Jahrhundert verschiedene Formen an: Spiritistische Menschheitsbeglückung, atheistische Gegenreligion, kommunistisches Heilsversprechen einer klassenlosen Gesellschaft. Durchgespielt wurden friedliche und gewaltsame, messianische und apokalyptische Szenarien.

Nietzschanische Religion bedeutete zu Beginn des 20. Jahrhunderts: Kampf gegen die etablierte kirchliche Ordnung, Suche nach den Wurzeln des Christentums, nach dem Leben der ersten christlichen Gruppen. Kurz und gut: Die erstarrte Religion soll neu belebt werden.

Es trifft sicher zu, dass viele – wie Peter Sloterdijk im Buch „Gottes Eifer“ nahe legte – die sinnliche Religion im Eifer tum des Islam suchen. Aber der führt im Gegenzug allzu viele kodifizierte Verhaltensweisen ein – von der Verschleierung bis zum Ramadan. Weshalb dieser jüngste Monotheismus sofort wieder in eine Zwangsjacke gesteckt wurde.

Es hat den Anschein, als ob gewisse islamische Werte auf westliche Bürger eine große Anziehungskraft besitzen – das Gemeinschaftsgefühl unter den Muslimen, die identifikationsstiftende Kleidung, die Ausrichtung sämtlicher Lebensbereiche nach den Regeln des Korans. Zweifellos haben die

Muslime niemals die Geisel des Nihilismus und des religiösen Zweifels gespürt. Darin liegt vielleicht die größte Faszination für die Sinnsuchenden aus dem Abendland.

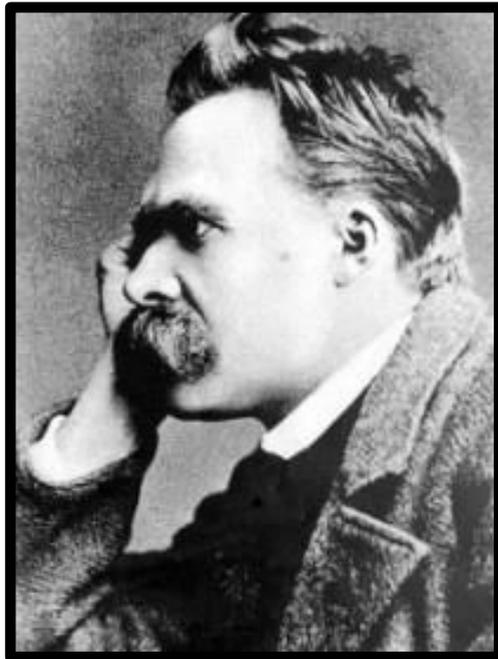
Allmacht war gestern

Der große Zweifler Friedrich Nietzsche war kein profunder Kenner des Islam. Aber eines ist klar: Der Basler Philosoph wollte niemals zurück zu einem naiven Einverständnis mit Gott. Seine Position ist die einer aufgeklärten Religion. Deswegen kann es für ihn auch keinen allmächtigen, allwissenden Allah geben. Keinen Gott, der all das verkörpert, woran es dem schwachen Menschen gebricht.

Die Überwindung derart kindlicher Projektionen hat ja der „tolle Mensch“ vorausgesagt. Denn der verkündete, dass wir einem „ungeheuren Ereignis“ beiwohnen – dem Tod Gottes. Seither stehen wir – wie Nietzsche schreibt – „an der Schwelle“ zu einer neuen Religion, einer neuen Lebensweise. Die „Fröhliche Wissenschaft“ bereitet die Leser auf das neue Ereignis vor:

„Das größte neuere Ereignis, dass Gott tot ist, beginnt bereits seine ersten Schatten über Europa zu werfen. Wir Philosophen und ‚freien Geister‘ fühlen uns bei der Nachricht,

dass der ‚alte Gott tot‘ ist, wie von einer neuen Morgenröte angestrahlt, unser Herz strömt dabei über von Dankbarkeit, Erstaunen, Ahnung, Erwartung, – endlich erscheint uns der Horizont wieder frei, endlich dürfen unsere Schiffe wieder auslaufen, auf jede Gefahr hin auslaufen, jedes Wagnis des Erkennenden ist wieder erlaubt, das Meer, unser Meer liegt wieder offen da, vielleicht gab es niemals ein so ‚offenes Meer‘.“



Friedrich Nietzsche

Zum Schrebergarten

Hildegard und Manfred

Doch kommen wir nun nochmals zurück zu dem Paar, das uns damals so behilflich unterstützte, in Köln eine neue Heimat zu finden. Das Paar Hildegard und Manfred hat unseren Dank verdient. Oft besuchten wir Neulinge das Paar in seinem Schrebergarten, den es gemietet hatte. Das neue Paar konnte seinen Garten in einer guten halben Stunde mit seinen Fahrrädern erreichen, wenn das Wetter mitspielte.

Hildegard und Manfred pflegten ihr grünes Stück Garten äußerst sorgfältig und oft erhielten ihre Gäste von ihnen Mitbringsel wie Obst oder Gemüse aus ihrem Garten. Auf der Terrasse ihres schönen hölzernen Gartenhauses gab es Kaffee und Kuchen, wenn das Wetter unter der Sonne einen Aufenthalt auf der Hollywoodschaukel im Garten nicht ausreichend Schatten gewährte.

Über Gott und die Welt redeten diese zwei Paare immer wieder. Dazu gehörten Geschichten über unsere Familien, das Wetter oder die Politik. So erfuhren wir Neulinge zum Beispiel, dass ihre Gastgeber immer ganz unterschiedliche

Parteien wählten. Hildegard scheute sich dabei auch nicht freimütig anzugeben, dass sie immer schon die Arbeiterpartei SPD gewählt hätte und dabei in Zukunft stets bleiben würde. Immer gehört auch das alte Kartenspiel Doppelkopf zu unseren Beschäftigungen dort in diesem Garten. Wenn Hildegard und Manfred bei uns daheim einkehrten, dann verfahren wir natürlich auch dort so.

Der geldliche Erfolg beim Kartenspiel landete dann in unserer Kasse, bis dort so viel angesammelt war, dass wir uns daraus einen Ausflug leisten konnten. Der führte uns zunächst in die nähere Umgebung und längs des Rheins. Dieser bot uns mit seinen beidseitigen und sehr gut ausgestatteten Uferwegen beste Alternativen. Eine unserer Radtouren mit diesem Paar und Manfred als der Autor des Berichts sei hier als Beispiel wiedergegeben:

Samstag

Heute ging die Fahrt bis nach Weilburg, 43 Kilometer überwiegend durch Sonne. Etwa acht Kilometer nach dem Start in Wetzlar besichtigten wir – außer dem klaustrophobisch veranlagten Manfred – ein ehemaliges Erzbergwerk. Hier wurde der Erzabbau anschaulich und teilweise mit viel Lärm erklärt und vorgeführt. Die Einfahrt in das Berginnere

erfolgte mit einer Grubenbahn. Manfred hätte es uns nicht verziehen, wenn wir einfach an diesem Schatz vorbeigefahren wären. Nach vielem Auf und Ab, aber dennoch nur in kleineren Steigungen, sind wir schließlich gut in Weilburg angekommen.

Die Unterkunft – eine kleine Privatpension mit Hausdrachen – war, wie uns natürlich schon vorher vom Preis her bekannt war, in keiner Weise mit dem herrlichen Hotel in Wetzlar oder in Marburg zu vergleichen. Unsere Fahrräder wurden beispielsweise in einem Kellerloch verstaut. Nach dem Auspacken und Einrichten war die übliche Stadtbesichtigung angesagt. Manfred versuchte sich als Stadtführer, weil er schon zweimal dort war, und hat das auch ganz gut gemacht. Die Besichtigung des schönen Schlosses dagegen war ein ziemlicher Reinfile, da der Schlossführer überhaupt kein Talent hatte, uns Besuchern die Schönheit anschaulich zu vermitteln.

Hieraus resultierend wurde Manfred für den Fortgang des Rundganges zu einem richtigen Besichtigungsmuffel. Zwischendurch haben wir auch noch zu Abend gegessen. Leider war im Biergarten des Restaurants kein Platz mehr für uns frei. Fortgesetzt wurde der Rundgang mit der Besichtigung

einer alten Kirche, eines sehr alten Friedhofs und des einzigen Schiffstunnels von Deutschland. Jetzt wurde Manfred angesichts der Technik wieder putzmunter. Natürlich mussten wir die Schleusen nach allen Regeln der Kunst ausprobieren und unser imaginäres Boot (auf gut Deutsch: Traumschiff) durch die zwei Kammern der Schleuse schleusen. Die technikfeindlichen Frauen hatten sich derweil flott in ein Eiskaffee zurückgezogen. Den Abschlusstrank für diesen Tag nahmen wir auf dem Schlossvorplatz zu uns.

Sonntag

Heute wollten wir Limburg erreichen und dabei 52 km zurücklegen. Bevor wir abfahren konnten, mussten wir jedoch noch auf Hannelore warten, die zwei Tage mit uns fahren wollte. Außerdem konnten wir ihr Auto auch für den Gepäcktransfer gut gebrauchen, wie sich später herausstellen sollte. Hannelore ist die Schwester von Hildegard und Manfreds liebste Schwägerin. Einige Zeit nach unserem Frühstück kam sie dann auch angereist.

Während sie das Gepäck mit dem Auto nach Limburg brachte und mit dem Zug zurückkam, besichtigten wir derweil noch etwas die Stadt. Sie war ziemlich schnell zurück, so dass wir die Fahrt nach Limburg zu fünft antreten

konnten.

Ab hier begann wohl einer der schönsten landschaftlichen Abschnitte. Diesmal ging es tatsächlich überwiegend an der Lahn entlang, umsäumt von schönen, blühenden Wegrändern und begleitet von unzähligen Paddelbooten. Zwischendurch wichen wir – wohl wegen meiner mangelnden Lese und Leitfähigkeit – ein Stück von dem vorgegebenen Weg ab und sind eine schmale holperige Spur gefahren. Mann, und bergig war die auch!

Dafür ging es zum Schluss aber dann wieder mit Schmackes bergab! Die Mittagspause haben wir in Runkel gemacht. Nach einigen Schwierigkeiten fanden wir dort auch ein gutes italienisches Restaurant auf einem Berg und haben dort lecker gegessen.

In Limburg waren wir im Hotel „Zur Eisenbahn“ untergebracht, auch nicht herausragend, aber schlafbar. Nach dem üblichen Duschen haben wir wie üblich die Stadt und den Dom besichtigt. Gott, hatten wir da schon eine Routine! Da es Sonntag war, meinte ich, ich müsste für mich und für uns Heiden eine heilige Messe besuchen, um für unser Wohlergehen zu beten und Gott für das schöne Wetter und das gute Gelingen sowie die Harmonie unserer Gruppe zu danken.

Im Dom war keine Messe mehr zu sehen, denn der wurde gerade geschlossen.

Schließlich kamen wir auch an der Stadtkirche vorbei, die ich dann allein aufsuchte. Etwas musste er aber dennoch an diesem Abend falsch gemacht haben. Petrus hat uns zwar weiterhin das beste Wetter beschert, aber der platte Reifen, den ich am vorletzten Tage bekam, wurde nicht verhindert. Inzwischen waren wir aber nicht untätig geblieben und hatten ein Restaurant ausfindig gemacht, wo wir draußen sitzen konnten. Hannelore konnte am folgenden Tag insbesondere wegen ihrer Erkältung und der Rückkehr ihres Mannes Manne, der auf einer sehr sportlichen Fahrradtour gewesen war, nicht weiter mitfahren.

Es entzündete sich dann doch noch eine mehr als zweistündige Diskussion über das Problem, unser Gepäck nach Bad Ems zu schaffen, eine lautstarke Auseinandersetzung, an der schließlich auch die Gäste an den umliegenden Tischen im Restaurant teilnahmen. Nur Hannelore sah darin kein Problem, denn sie bot sich wiederholt an, unser Gepäck nach Bad Ems zu transportieren, um sich mit Manne dann dort zu treffen und ihn nach Hause zu fahren. Mit Handy heute kein Problem! Als nun endlich alle Probleme gelöst waren,

steuerten wir nach einem kleinen Stadtbummel unser nicht besonders erwähnenswertes Hotel an.

Montag

Nachdem wir uns von Hannelore bis zum Nachmittag verabschiedet hatten, bestiegen wir unsere Drahtesel, um die letzten 56 km längs der Lahn nach Bad-Ems zu fahren. Es sollte ein anstrengender Tag werden. Neben der großen Hitze, die wir erdulden mussten, waren auch anstrengende Berge zu bewältigen. Hinter Geilenau gab es wegen eines Gebirgszuges keine Möglichkeit, an der Lahn entlang zu fahren. Wir wurden vor die Wahl gestellt, entweder mit dem Zug die Strecke zu überbrücken oder sportlich die Strecke über den Berg zu bewältigen.

Mit Hilfe von Einheimischen und unserer Karte fanden wir einen akzeptablen Weg, ohne die gefährliche Straße benutzen zu müssen. Wir schoben die Räder eine halbe Stunde über einen Waldweg den Berg hoch, um nachher auf einer anderen Straße eine schöne Abfahrt ins Tal zu machen. Schließlich kamen wir ziemlich kaputt in Nassau an, wo wir wieder in einem italienischen Restaurant unseren Durst mit großen Gläsern Apfelschorle stillten und Salat aßen.

Auf dem Weg nach Bad Ems kamen wir auch an dem

Städtchen Dausenau vorbei, das uns vorher angepriesen worden war. Die Enttäuschung war groß, denn dort es gab nur aufgerissene Straßen und viel Autoverkehr. Verschwitzt in Bad Ems angekommen haben wir wieder Hannelore und ihren Mann Manne getroffen. In einem Kaffee saßen wir noch bei einem Getränk zusammen.

Hannelore und ihr Mann haben sich dann auch bald verabschiedet, um nach Hause zu fahren. In dem Gasthaus Sporckenburg wurden wir von einer netten blonden Ungarin betreut, die uns auch etwas Leckeres kochte, was wir im Innenhof des Gasthauses verspeisten. Von den Zimmern waren wir angenehm überrascht. Abends sind wir noch etwas auf der Promenade gewandelt und haben auf der Lahnbrücke ein Eis auf der Hand gegessen. Das Städtchen Bad Ems hält nicht ganz das, was man sich von ihm verspricht.

Dienstag

Das Frühstück hier in der Sporckenburg war ausgezeichnet. Frische Brötchen, frische Wurst und Käse, alles in bester Qualität. Hervorzuheben ist hier, dass es als selbstverständlicher Service angesehen wurde, unser Gepäck kostenlos nach St. Goarshausen zu transportieren.

Die noch restliche Strecke bis zum Rhein war schnell

bewältigt. Um 10.15 Uhr saßen wir schon in Lahnstein am Rhein mit Blick auf die Burg Stolzenfels. Nun ging es stramm weiter nach St. Goarshausen. Die Strecke nach dorthin von ca. 30 km zog sich aber wie Gummi, da es nur auf der Landstraße ohne Radweg entlang ging. Alles in allem sind wir 42 km gefahren.

Da passierte das bereits angekündigte Malheur trotz inbrünstigen Gebets: Ich bekam den Platten. Übrigens die einzige Panne bei der Tour. Nach anstrengender Fahrt kamen wir total verschwitzt in St. Goarshausen an und freuten uns schon auf unser vermeintlich tolles Hotel mit Schwimmbad. Das Wort „vermeintlich“ sagt schon alles aus. Unfreundliches Personal, ein muffiges und ungepflegtes Schwimmbad und laute Zimmer an Bahn und Straße machten nicht glücklich. Ich gab aus Frust bei der Empfangsdame meine kaputte Fahrradtasche ab.

Diese Dame meinte pikiert, die Tasche müsse sie mit zusätzlichem Aufwand entsorgen. Auch mit den Zimmern gab es Ärger. Trotz Mief sind wir schwimmen gegangen. Übrigens: Es war der erste Tag, an dem nicht die ganze Zeit die Sonne geschienen hatte. Aber es war sehr warm. Am Nachmittag sind wir mit der Fähre nach St. Goar übersetzt.

Nach einem Bummel haben wir „Im Löwen“ gut gegessen und tiefsinnige Gespräche geführt. Nach St. Goarshausen wieder übergesetzt, haben wir auf der Dachterrasse eines alten Lokals mit Rheinblick noch einen Trunk genommen. Ich habe mich hier in kleinem Rahmen spendabel gezeigt. Käseplatte, Eis für die Damen, Bier und Wein haben besonders gut geschmeckt.

Mittwoch

Wie schon bei einer früheren Übernachtung am Rhein gewohnt, sind während der ganzen Nacht die Züge fast durch unsere Zimmer gefahren, da wir infolge der stickigen Luft die Fenster auflassen mussten. In diesem Hotel haben wir auch sehr bescheiden gefrühstückt. Wir haben uns deshalb schnell dünne gemacht. Mit der Fähre wieder übergesetzt, ging es über St. Goar heimwärts, Richtung Koblenz. Natürlich wieder bei strahlendem Sonnenschein und großer Hitze, diesmal über den Radweg am Rhein entlang.

Der Reifen hielt, und weil ich der ganzen Sache doch nicht traute, kaufte ich in Boppard einen neuen Reifen nebst Schlauch und wechselte ihn aus. In der Bäckerei an der Ecke kauften wir als zweites Frühstück Hefegebäck.

Als wir kurz vor Koblenz an der Königsbacher Brauerei

vorbeikamen, haben wir noch eine Bierpause im Biergarten der Brauerei gemacht. War das lecker! Hier haben wir auch endgültig beschlossen, ab Koblenz mit dem Zug nach Hause zu fahren, da 42 km am letzten Tag wirklich genug des Radelns sei. In Koblenz angekommen haben wir auch bald einen Zug in Richtung Köln bekommen. Manfred und Hannelore sind bis Bonn mitgefahren und wollten von dort aus weiter mit der Straßenbahn fahren.

Eine tolle Fahrradtour war nun zu Ende. Es war rundum schön. Eine gute Stimmung, schönes Wetter, wir haben uns gut vertragen, und von den Kölnern wurde alles vorzüglich vorbereitet. Es sollten noch weitere Touren folgen. Das alles meinten die Autoren Hildegard und Manfred, die eine als aktuelle Notizenschreiberin und der andere für das in mühsamer Büroarbeit hergestellte Manuskript.

Donnerstag

Das Frühstück, das für den nächsten Tag vereinbart war, sah uns stundenlang allein da sitzen und auf die Mitradler warten. Auf Anrufe gab's keine Reaktion. War da doch etwas schiefgelaufen? Ja, ein Verkehrsunfall am Rheinufer hatte nahezu die ganze Stadt lahm gelegt und den Weg nach Köln versperrt. Mit dem Fahrrad wären die Beiden sicher eine Stunde

eher da gewesen.

Außer dem Frühstück blieb uns nur, die noch fehlenden Bilder zu diesem Bericht zu liefern und einzubauen. Ja, wir haben nichts dagegen, dass noch weitere solcher Touren folgen! Und so geschah es denn auch. Soweit der Bericht von Jörg. Eine Eigenart des Paares blieb mir allerdings doch sehr lange verborgen. Es ist nämlich wirklich nicht alles Gold, was glänzt. Je länger wir zwei Paare uns kannten, umso klarer wurde deutlich, dass Hildegard bei diesen Paartreffen eigentlich klar die Hosen anhatte, wie der Volksmund gern zu sagen pflegt. Sie dirigierte ihren lieben Mann nicht nur daheim sondern auch im Garten und auf unseren Radtouren. Sie führte das Gespräch, wenn wir uns unterhielten. Sie allein verteilte das Geld des Paares und kaufte alles ein.

Das hätte ich noch irgendwie ertragen können, denn in Köln sagt man ja gern, jeder Jeck wäre anders. Aber ihre ungewohnten Umgangsformen übertrug Hildegard dann allmählich auch auf uns Neukölner. Sie hatte immer Recht und wusste alles besser als wir Neulinge.

Sie unterbrach uns, wenn diese auch einmal einen Redebeitrag leisten wollten. Sie dirigierte die Gäste wie ein Dirigent, der mit seinen Orchestermusikern ein Werk zur Aufführung

bringt. Eines Tages war es dann so weit, dass ich mit Hildegard diese alte Runde auf Dauer verließ. Zufällig gab es aber einen Ersatz für die zuvor verlorene Beziehung. Und das passierte so: In 1972 hatte Irmgard im gewohnten Krankenhaus ihr drittes Kind Gabriele zur Welt gebracht. Sie teilte dort ihr Zimmer mit Annemarie, die dort ihr erstes Kind geboren hatte. Regelmäßig besuchten die zwei Väter dort ihre Frauen und ihre Kinder und man kam dort oft in ein Gespräch.

Einmal erwischte ich dabei den zweiten Vater Hans Werner, als der im Nebenzimmer die dort gespeicherte Muttermilch aus einem Fläschchen probierte. Alle lachten dann, als er angab, dass diese Milch sehr gut schmeckte. Diese Beziehung der beiden Mütter und damit der Paare blieb auch nach der Entlassung aus dem Krankenhaus erhalten. Sie besuchten sich gegenseitig in ihren Wohnungen und pflegten auch diese Beziehung.

Die neuen Bekannten verfügten in Ihrer Wohnung über eine riesige Bibliothek und sie besuchten oft das Theater oder die Philharmonie. In dieser Hinsicht waren sie uns weit voraus. Ihre vielen ausgewählten Reisen führten dieses Paar quer durch ganz Europa und dabei stand immer die Kultur im

Mittelpunkt ihrer diversen Unternehmungen. Dagegen beschränkte sich die im Krankenhaus gewachsene Beziehung auf gegenseitige Besuche und Gespräche. Dabei erfuhren wir zum Beispiel, dass die neuen Eltern mit den Wegen, die ihre zwei Kinder eingeschlagen hatten, nicht so recht zufrieden waren.

So führte der Sohn mit seinen zwei Kindern eine lockere Liaison mit einer Frau, bis sich dieses Paar nach rund zehn Jahren endlich trennte und eine neue Beziehung sich auf tat. Sogar eine kirchliche Trauung gehörte dann dazu. Ihre Tochter war ganz seltsame Wege gegangen. Ihre Eltern hatten sie fast schon aufgegeben. Am Ende hungerte sie sich dahin und bestand fast nur noch aus Haut und Knochen, obwohl sie dennoch einige behinderte Kinder als Lehrerin betreute.

Eines Tages geschah dann das Ereignis, das wir überhaupt nicht mehr erwartet hatten oder konnten. Nein, es war nicht das neu gewonnene Paar: Es war Hildegard, die sich zusammen mit Manfred völlig unerwartet an Irmgards Geburtstag telefonisch bei uns meldete. Mit recht vielen Worten entschuldigten sie sich nach ihrem Glückwunsch dann für ihr damaliges Verhalten uns gegenüber.

Alte Liebe rostet offenbar nicht. So trafen wir uns in alter Freundschaft bald wieder. Und auch neue Unternehmungen zierten unser Verhältnis nun im alten Glanz. Wie oft waren wir eigentlich gemeinsam mit den Rädern unterwegs? Wir können es kaum zählen! Zu den alltäglichen und einfachen Erlebnissen gesellten sich im Laufe der vielen Jahre drei gemeinsame und größere Reisen auch ins Ausland.



Mit Hildegard und Manfred im Urlaub

Zum Gilgamesch - Epos

Oft spielt im Leben auch eine ganz unvorhergesehene positive Überraschung eine entscheidende Rolle. So geschah es mir beispielsweise mit der Suche nach dem ältesten Schachspiel der Welt, das ich damals im uralten Gilgamesche Epos zu finden hoffte. Da gab es aber trotz großer Mühen überhaupt nichts zum Schach zu entdecken, obgleich der Held alle denkbaren Herausforderungen überstand.

An ganz anderer Stelle und nach jahrelanger Suche entdeckte ich – vielleicht auch nur per Zufall – eine Quelle, die alle bis dahin kalkulierten Annahmen total auf den Kopf stellte. Schach ist nämlich nicht nur etwa 2.000 Jahre alt, wie viele Forscher vermuteten, sondern – man glaubt es kaum – etwa 5.000 Jahre alt. Details sind hier im Buch weiter vorn zu lesen.

Die Bahnbewegungen von Mars und Erde erlauben keine beliebigen Transfers. Die synodische Periode für Erde-Mars liegt bei 764 bis 811 Tagen, sodass etwa alle 2 Jahre und 2 Monate ein günstiges Zeitfenster für den Start liegt. Die Zahlen für den Transfer schwanken durch die Exzentrizität der

Planetenbahnen, was auch den Energiebedarf beeinflusst, der etwa alle 15 Jahre einem Minimum zustrebt. Die nächsten Minima liegen in den Jahren 2033 und 2048, in der der Energieverbrauch gegenüber dem Maximum halbiert ist.

In der mittelalterlichen Phase der Pest war an Schach überhaupt nicht zu denken. Damals ging es nur um das Überleben. Und heute beherrschen diverse Schachprogramme das Spiel so gewaltig, dass selbst Schachweltmeister keine Chance haben, sie zu überlisten. Der Russe Garri Kasparow trat als Schachweltmeister mehrmals in Wettkämpfen mit Turnierbedenkzeit gegen Schachprogramme an.

In den 1980er Jahren hatte er behauptet, er werde niemals von einem Schachprogramm besiegt werden. 1989 spielte er gegen den von IBM gebauten Computer Deep Thought zwei Partien, die er beide gewann. 1996 besiegte Kasparow dessen Nachfolger Deep Blue in einem Match über sechs Partien mit 4:2, verlor aber mit der 1. Wettkampfpartie als erster Schachweltmeister überhaupt unter Turnierbedingungen gegen ein Schachprogramm. Im Jahr darauf unterlag Kasparow dann Deep Blue im Rückkampf mit 2,5:3,5.

Kasparow erwog die Möglichkeit, dass unerlaubte menschliche Eingriffe stattgefunden haben könnten. Der Vorwurf

war zum Teil darauf begründet, dass IBM ihm damals keinen Einblick in die Computerprotokolle gab. Diese wurden allerdings später veröffentlicht.



Gilgamesch unterwegs

Und im Weltall hatte Schach niemals das Glück, sich dort anzusiedeln. Auch mehren sich zunehmend solche Stimmen, die von diesen Unternehmungen zur Erkundung des Spiels im Weltalls dringend abraten. Die Flugbahn zum Mars orientiert sich meist am energetisch günstigsten Hohmann-Transfer zwischen Planeten. Für den Transfer zum Mars würde diese Reise etwa neun Monate dauern. Der Mars Reconnaissance Orbiter hat jedoch mit einer abweichenden Flugbahn und höherem Energieaufwand den Weg auch schon in sieben Monaten bewältigt.

Die Verweildauer auf dem Mars bis zum nächsten Hohmann-Transfer zurück zur Erde würde etwa 500 Tage betragen. Theoretisch errechnet wurde, dass mit entsprechendem Energieaufwand die kürzeste Dauer einer vollständigen Mission etwa 450 Tage betragen könnte.

Proxima Centauri wurde wegen seiner geringen Entfernung oft als sinnvollstes erstes Ziel für interstellare Reisen vorgeschlagen, obwohl er als Flarestern ein schwieriges Ziel darstellt. Bei der jetzigen Entfernung würde eine Raumsonde, die beispielsweise mit 61.000 km/h so schnell ist wie die Raumsonde Voyager 1, ca. 75.000 Jahre für die Reise benötigen. Macht das Sinn? Doch es tat sich am Ende meiner

Arbeit zum vorliegenden Buch eine positive Wendung auf, als mir eine Information aus dem Internet bekannt wurde, von der ich eigentlich nie zuvor zu träumen gewagt hatte. Dabei ging es um einen gewissen Martinus. Von Martinus kann man das Umgekehrte sagen: Er hat das Märchen zur Wirklichkeit gemacht. Er hat den ewigen Kern und die unbegrenzte Liebesbotschaft der Religionen in geistige Wissenschaft verwandelt!

Auf nach Finnland!

Aus männlicher Sicht

Aller guten Dinge sind immerhin drei. Und der Dritte war der Langweiler Helmut. Seine Eltern hatten sich zu einer verspäteten Reise aufgemacht, eine Vorstellung, die sie schon über Jahre hinweg verfolgt, aber nicht realisiert hatten. Ihre verspätete Hochzeitsfahrt führte das Paar in eine Region, die zuvor niemand vermutet hätte. Es handelte sich um Finnland und speziell um den Bereich der Stadt Kuopio dort im kühlen Norden Europas.

War es der Zufall, dass gerade zu dieser Zeit eine finnische Gruppe von Schülern die Heimat von Manfred und Anita besuchte? Jedenfalls war die örtliche Schule gerade dabei, nach Unterküften für diese Gruppe zu suchen. Die Eltern des jungen Paares beteiligten sich daran und nahmen jeweils eines der Kinder auf. Keines von ihnen beherrschte die deutsche Sprache und nur die begleitende Lehrerin half bei den Gesprächen aus, so gut es ging.

So erfuhren die Gastgeber, dass es auch eine Einladung gäbe, im Gegenzug einmal die Familien in Finnland zu besuchen.

Und so kam es bei Manfreds Eltern zur Idee, diese Einladung anzunehmen. Danach sperrte sich Anita nicht länger gegen seinen Vorschlag, die Hochzeitsreise in Finnland zu verbringen. Hinzu kam später aber das Problem, dass der Coronavirus sich gerade auch in Finnland verbreitete und erhebliche Einschränkungen zum Reiseverkehr eingeführt worden waren.

Nun stand aber diese Reise nicht unter dem Problem eines Zeitdrucks, denn erst im folgenden Jahr war diese Reise möglich und bis dahin sollte sich dieses Hindernis erledigt haben. Und so startete das junge Paar seine Hochzeitsreise mit erheblicher Verzögerung erst im darauf folgenden Jahr. Wegen der geringen Anzahl von Flughäfen in Finnland und unzureichender Zugverbindungen wählten also Manfred und Anita ihr Auto, um ihr Ziel zu erreichen.

Sie blieben aber nicht die einzigen Interessenten. Gerd und Irmgard hatten ebenfalls Interesse an einer solchem Tour bekundet. Recht schnell hatten sich diese zwei Paare sich geeinigt, wie diese Tour ablaufen sollte. Man wollte dort oben zwei Wochen bei den Finnen verbringen. Aber nach Überquerung der Ostsee der Urlauber gab es dann leider keine telefonische Verbindung für Helmut mehr.

Schließlich kamen die Besucher auf der Insel an. Dessen schon ständige Langeweile steigerte sich in unerhörte Dimensionen. Diese Entwicklung blieb dem Hauseigentümer nicht ganz verborgen und bald darauf sprach er seinen jungen Hausgast an:

„Ja, mein junger Freund, ich habe viele Möglichkeiten, wie du mit deinen Kunststücken erfahren konntest, aber leider habe ich keinen Einfluss auf das Wetter. Aber ich glaube, dass sich das bald wieder bessern wird. Kannst du Schach spielen? Ich habe hier ein ganz tolles Spiel. Warte nur, ich habe es fotografiert und.... Siehe doch nur einmal, gefällt es dir auch?“

Helmut zeigte seinem freundlichen Wirt gegenüber aber leider kein besonderes Interesse an diesem Spiel. Dann aber raffte er sich zusammen und überlegte eine kurze Zeit lang, wie er darauf reagieren sollte. Und daraufhin meinte er:

„Habe einen ganz herzlichen Dank für dieses Angebot! Aber die Verbindung klappt leider nicht, wie ich es seit einiger Zeit feststellen musste. Und das macht mich recht traurig und nachträglich sogar wütend. Auch erhalte ich keinen Anruf mehr aus Finnland.“

Zwei Tage waren die Urlauber mit dem Auto unterwegs, bis

sie Leppävirta in Finnland erreichten, wo dann ihre Partnerstadt mit den Gasteltern lag. Sie wurden dort freundlich begrüßt, obgleich man dort kaum ein deutsches Wort beherrschte, und die Gäste verbrachten ihre erste Nacht im Gästezimmer.

Am nächsten Tag führten die Finnen ihre Besucher auf ihre Insel, wo diese ihre zwei geplanten Wochen verbringen sollten. Ja, es war wirklich die private Insel der Finnen! Mit einem Ruderboot setzte man über. Das hölzerne Ferienhaus lag direkt am Strand und bot eigentlich alles das, was man zu einem dauerhaften Aufenthalt benötigte. So gehörten zum Beispiel eine Sauna und eine Küche dazu. Das Schlafzimmer war recht sparsam ausgestattet. Es wies eine Gesamtfläche von vielleicht $3 \times 3 \text{ m}^2$ für vier Personen auf.

Nach einer Einweisung verließen die Eigentümer die Insel wieder und hinterließen für mögliche Sonderfälle auch ihre Telefonnummer. Danach erkundeten Manfred und Anita zunächst einmal das Haus und die Umgebung. Dabei begegneten ihnen viele Dinge, die sie nicht gewohnt waren. Dazu gehörten zum Beispiel die vielen Mücken, die die Insel bewohnten. Auch bot sich kaum Platz für Ausflüge auf der Insel selbst an, denn sie wohnten nun auf einem Terrain, das sie

später mit höchstens 120 m² schätzten.

Man war also nach einigen Tagen ganz allmählich über alle Maßen einsam. Manfred versuchte sich zwischenzeitlich mit dem Angeln, denn er hatte seine privaten Geräte mit von der Partie. Aber selbst nach dem dritten und stundenlangen Versuch blieb ihm der Erfolg versagt. Der fertige Grill der Finnen blieb also erst einmal unbenutzt. Manfred war es leid. Er nahm am vierten Tag den Kahn, ruderte zum Ufer, stieg in das Auto, fuhr mit seiner Frau nach Kuopio und kaufte dort den Fisch, den er nicht hatte angeln können.

Das alles hätte er besser lassen sollen! Denn während seiner Abwesenheit befielen Irmgard auf der Insel heftige Schmerzen im Bauch und sie jammerte lauthals, aber wer sollte sie denn in dieser unendlichen Einsamkeit hören und auch fahren? Sie fand sich am Ende sogar damit ab, auf dieser Insel zu sterben.

Noch einmal gingen ihr die vielen so positiven Erfahrungen mit Gerd durch den Kopf. In diesem Augenblick kehrte Manfred mit seiner Frau voller Freude und mit seinem großen Fischpaket zur Insel zurück. Blitzartig führte er Irmgard zum Auto am Festland, fuhr mit ihr wieder nach Kuopio und suchte das Krankenhaus auf. Und hier geschah das Wunder:

Nach einer recht kurzen ärztlichen Behandlung erholte sich Irmgard und der Spuk war vorbei. Und noch am Abend gab es ein Festessen. Als wäre nichts passiert, so gab es dann den Fisch zu essen!

Um die Langeweile auf der Insel zu unterbrechen, unternahm das Paar auch gelegentlich Ausflüge per pedes in die nahe Nachbarschaft. So erreichten sie auch eine Stufe des Konnuskanals, die etwa in einer Stunde zu erreichen war. Der Wärter versuchte, ihnen die Funktionseigenschaften der Schleuse zu erklären, aber die Sprachprobleme verhinderten einen Erfolg. Und so erkundete das Paar die Anlage auf eigene Faust. Aber dabei passierte der recht harmlose Unfall von Manfred:

Er hielt eine der Anlagen der Schleuse für einen Sandkasten und betrat ihn auch. Und schon war Manfred fast ganz verschwunden – nämlich recht tief in einem Wasserbecken, das von einer Laubschicht bedeckt war und den Blick auf das Wasser nicht freigab. Der Anlagenwärter kam ihm zu Hilfe, zog ihn heraus und fragte nach einer Telefonnummer, unter der er Hilfe zum Rücktransport bestellen könnte. So kam das finnische Paar bald mit einem Auto heran und transportierte ihn damit nach Hause.

Seit diesem Vorfall nahm die Redseligkeit von Manfred peu à peu ab. Nur in den Situationen, wenn man sich auf der gemieteten Insel der Entspannung hingeben wollte, dann war er es, der sich besonders über die vielen Mücken ärgerte, die ihm zu schaffen machten. Am sechsten Tag auf der Insel war es dann so weit:

„Anita, gerade habe ich die neuen Nachrichten gehört“, wandte er sich an Anita. „Bisher hatten wir hier ja gutes Wetter und die Sonne hat uns sehr verwöhnt. Aber morgen soll hier eine Regenfront erscheinen. Hast du eine Idee, wie wir uns nun verhalten sollen? Einsamkeit im Regen ist ja wirklich nicht das, was wir uns damals vorgestellt hatten, als wir diesen Urlaub planten. Auch unsere Gastgeber lassen sich nicht mehr blicken. Und wir haben ja inzwischen alles entdeckt, was hier zu sehen ist. Und die Mücken werden wir dann auch endlich los. Was meinst du?“

„Deine Meinung kann ich eigentlich nur teilen, Manfred. Ich habe sie auch schon von dir erwartet. Ende gut, alles gut! Sollen wir uns nun persönlich verabschieden oder reicht ein Anruf?“

„Ja, ich rufe gleich an.“

So räumten die Urlauber schnell im Haus auf, packten ihre

Klamotten ins Auto und traten ihre Heimreise gleich am Abend an. Der Himmel verdunkelte sich Schritt für Schritt und zeigte immer mehr Sterne.

Nirgendwo war aber das Zentrum zu entdecken, dachte Manfred. Er wurde nachdenklich. Hat das Universum also überhaupt einen Mittelpunkt? Populärwissenschaftliche Darstellungen bemühen oft das Beispiel eines sich aufblähenden Ballons, um zu demonstrieren, dass unser Universum keinen Mittelpunkt besitzt. Dies waren seine Überlegungen. Flächenhafte Bewohner der Ballonoberfläche würden ganz ähnliche Beobachtungen machen wie wir: Ihr Kosmos expandiert, aber es gibt keinen ausgezeichneten Ort auf der Ballonoberfläche, von dem diese Expansion ausgeht.

Er fügte dann noch diese Informationen hinzu. Denn der Mittelpunkt der Ballonoberfläche liegt im Inneren des Ballons, also außerhalb des für die Flächenbewohner beobachtbaren zweidimensionalen Kosmos. Doch wir können vermutlich nur einen kleinen Teil des Kosmos überschauen und vermessen. Wenn das Universum vor 13,7 Milliarden Jahre entstanden ist, dann kann uns maximal Licht erreichen, das 13,7 Milliarden Lichtjahre zurückgelegt hat.

Die Teile des Kosmos, von denen aus der Lichtweg zu uns

größer ist als das Weltalter multipliziert mit der Lichtgeschwindigkeit, liegen für uns unbeobachtbar hinter dem kosmologischen Horizont. Wenn das Universum aber erheblich größer ist als dieser von uns beobachtbare Bereich – und vieles deutet darauf hin –, dann können wir auch keine definitiven Aussagen über den physikalischen Zustand und die Topologie des Universums als Ganzes machen – und damit auch keine endgültige Antwort auf die Frage nach einem Mittelpunkt des Universums erhalten.

Um im Ballonbild zu bleiben: Der Ballon ist so riesig, dass wir die Krümmung in dem winzigen Bereich, den wir überblicken können, zu schwach ist, um sie zu erkennen. Da das Universum weder einen Mittelpunkt noch einen Rand besitzt, existiert kein spezieller Referenzpunkt, von dem aus eine absolute Position der Erde im Universum angegeben werden könnte. Die Möglichkeit, entfernte Objekte zu beobachten, ist in alle Richtungen in gleicher Weise begrenzt. Daher kann man sagen, dass die Erde im Mittelpunkt des von uns aus beobachtbaren Universums liegt.

Diese Aussage setzte sich bei Manfred ganz besonders fest. Außerdem können Angaben zur Position der Erde nur in Bezug auf astronomisch sichtbare Strukturen gemacht

werden. So ist etwa ihre Position im Sonnensystem oder wiederum dessen Position innerhalb der Galaxis bekannt. Ein Wissenschaftler muss immer wieder zweifeln, das Unmögliche denken, alles in Frage stellen. Nur dann kann er prüfen, ob er der Wahrheit auf der Spur bleibt – Irrwege sind dabei nicht ausgeschlossen. Und so gibt es immer wieder Forscher, die gegen den Mainstream schwimmen und Meinungen vertreten, für die sie von ihren Kollegen belächelt werden. Vielleicht aus gutem Grund womöglich aber auch zu Unrecht.

Auf ihrer Rückfahrt nach Deutschland besuchte das Paar die Künstlerin Slöjd-Detaljer in Helsinki mit ihrer Ausstellung, die den Namen Sichtweisen trägt. Diese spiegelt verschiedene Aspekte des täglichen Lebens, gibt aber auch die unterschiedlichen Sichtweisen von Künstlern und Betrachtern wieder. Die Zeichengruppe Klatschmohn rund um Simone Briaire Schulz trifft sich dort seit mittlerweile vielen Jahren regelmäßig in gemütlicher Runde, um mit diversen Techniken und Materialien zu experimentieren, so die vier Damen, die ihrer Gruppe den seltsamen Namen Klatschmohn gegeben haben.

„Unser Ansporn besteht darin, die Freude am Malen ohne

professionellen Anspruch zu entdecken und mit verschiedenen Techniken Erfahrungen zu sammeln“, bestätigen die Damen einvernehmlich. Ohne professionellen Anspruch bedeutet dies jedoch nicht, dass die Werke eine mindere Qualität aufweisen würden. Diese grundsätzliche Haltung der Runde sorgt jedoch dafür, ohne künstlichen Druck in kreative Prozesse einzusteigen und ergebnisoffen arbeiten zu können. Neben Techniken mit Bleistift-Buntstiftzeichnungen, Aquarellmalerei, Pastellmalerei und vielen anderen haben sie sich auch z.B. mit dem Linoldruck beschäftigt. Das Ziel der Gruppe ist klar:

„Wir wünschen uns, den Besuchern dieser neuen Ausstellung unsere Freude am Zeichnen weitergeben zu können.“

So fragte Manfred nach der Rückkehr von Finnland behutsam seine Anita:

„Befinden sich diese Forscher nicht auf einem Irrweg? Ist es nicht so, dass sie auf der Flucht von der Erde und damit unserer Heimat sind. Flüchten sie eigentlich nicht?“

„Nun ja, Manfred. Das kann man so sehen, wenn man ganz andere Interessen verfolgt. Unter Interesse versteht man die kognitive Anteilnahme respektive die Aufmerksamkeit, die eine Person an einer Sache oder einer anderen Person

nimmt. Je größer diese Anteilnahme ist, desto stärker ist das Interesse der Person für diese Sache. Als Kriterien gelten zum Beispiel:

- Selbständiges und verantwortungsvolles Arbeiten
- Motivation
- Leistungsfähigkeit
- Kooperationsbereitschaft
- Einfühlungsvermögen
- Konflikt- und Kritikfähigkeit
- Kommunikationsfähigkeit
- Interkulturelle Kompetenz und
- Führungskompetenz.

Es gibt also durchaus nennenswerte Fluchtwege. Kritisch aber entwickeln diese Wege sich dann, wenn sie in eine Einsamkeit führen. Denke doch noch einmal an Finnland zurück, wo uns die einsame Insel kaum eine nennenswerte Abwechslung bot.“

„Ja, so war es. Aber bis heute verfolgen mich immer noch die vielen Mücken, die uns dort über alle Maßen belasteten. Der finnische Begriff „Jedermannsrecht“ bedeutet, dass man sich überall in der Natur des Landes frei bewegen und

aufhalten darf. In den Wäldern gibt es Pilze, Beeren und herrlich frische Luft, und auch wir genießen den Duft, den Geschmack und die Geräusche eines der letzten Wildnisgebiete Europas. Wenn es dort nicht noch regnen würde!“



Das Wappen von Finnland

Auf nach Finnland!

Finnland aus weiblicher Sicht

Erst lange Zeit später gelang uns eine neue Überraschung. Hans und Anne hatten nämlich kurz zuvor zusammen mit anderen Eltern eine Gruppe von Schülern aus Finnland bewirtet. Von dort erreichte diese Gruppe dann nach deren Rückkehr eine Nachricht mit der Frage, ob man nicht auch einmal dorthin kommen wollte. Hans zögerte zusammen mit Anne recht lange mit einer Antwort, weil die Finnen kein einziges deutsches Wort beherrschten und auch der englischen Sprache nicht mächtig waren.

Man hätte sich dort auch nicht einer Gruppe oder einem Begleiter anvertrauen können, wie es zuvor in Deutschland der Fall gewesen war. Schon kurz nach meiner Rückkehr fragte ich Manfred, ob er vielleicht doch bereit wäre, mit mir einen Ausflug nach Finnland zu machen. Auch könnten wir, so meinte ich im Vorbeigehen, unsere Frauen mitnehmen. Nach der Frage, wie er denn auf diese so seltsame Idee gekommen wäre, antwortete er, dass gerade in seiner Stadt ein Besuch von finnischen Schülern angekommen wäre. Von

denen hatte es eine solche Gegeneinladung gegeben und man könnte den Gästen sogar ein ganzes Haus mit Sauna auf einer schönen Insel anbieten. Sie gehörte zur Stadt Leppävirta und hieß Hirvisaari. Und angeln könnte man dort auch ganz gut.



Unsere klitzekleine Insel Hirvisaari

Hans verstand mich offenbar nicht mehr. Einmal hatte er mich in einer Lage erlebt, die mich sehr unentschlossen gezeigt hatte – bis er mich dann endlich mit der Vielfalt von Brasilien erlöste. Und dieses Mal kam meine Reaktion wie

aus der Pistole geschossen. Aber mein Freund konnte nicht wissen, dass dieser Plan schon eine Geschichte hatte. Dann zeigte er mir auch gleich eine Karte von Finnland, auf der zu erkennen war, wo genau wir in Leppävirta untergebracht werden könnten: Es war eine klitzekleine Insel mit dem Namen Hirvisaari. Eine Entscheidung wollte Karl nicht sogleich treffen, denn er hätte diese Angelegenheit auf jeden Fall vorher mit ihrem Freundespaar besprechen müssen. Und für beide Paare galt auch noch die Pflicht, die Großeltern zur Kinderbetreuung zu befragen. Wider Erwarten kam eine positive Entwicklung zustande und es ging los.

Nach zwei Tagen erreichten wir unser Ziel. Das heißt, wir landeten in der Einsamkeit. Irgendwie verständigten uns gegenüber den Finnen mit Hand und Fuß. Sie zeigten uns das Boot am Strand, mit dem die Insel zu erreichen war. Dann verabschiedeten sie sich von uns. Zweimal besuchten sie uns noch einmal auf der Insel. Und wir richteten uns Tag für Tag schrittweise ein. Am Ufer stießen wir auf ein Ruderboot, das uns zur Insel brachte. Nun ja, es war eher ein Inselchen. Vielleicht bot es uns etwa viermal so viel Platz wie unsere heimischen Gärten. Die Hütte zeichnete sich durch eine große Einfachheit aus, bot aber immerhin eine Sauna, die wir auch

gerne nutzten. Die Toilette war nicht nach jedermanns Geschmack, so dass Hans es vorzog, auch sein großes Geschäft direkt dort im See zu verrichten. Sparte es das nicht auch unser Toilettenpapier?

Und in einem Anbau war unser Schlafzimmer eingerichtet. Ja, es gab nur eines davon, und welches Paar oben zu schlafen hatte, das entschied der Würfel. Die ersten Tage waren wir also irgendwie mit unseren neuen Aufgaben beschäftigt. Dazu gehörte auch die Abwehr von Mücken, die uns in großen Massen belästigten. Für meine so diversen Geschäfte zur Entledigung meiner körperlichen Abfälle suchte ich immer das Wasser auf.

Dann waren schließlich noch unsere Einkäufe in Leppävirta zu erledigen. Tag für Tag benutzten wir die Sauna. Ich selber nahm auch die Angel und beschäftigte mich im See mit der Jagd nach Fischen, doch nach drei Tagen mit erfolglosen Versuchen gab ich dieses Unternehmen im See gefrustet auf. Die Einsamkeit machte sich allmählich bei uns breit. Wir zwei Paare waren es nicht gewohnt, uns Tag für Tag miteinander zu unterhalten. Das war nun wirklich eine ganz neue Erfahrung.

Kennengelernt hatten wir uns einst an der deutschen

Nordseeküste und dort waren wir auch oft auf getrennten Wegen unterwegs gewesen. Hier in Finnland fühlten wir uns dagegen zunehmend gefesselt. Um der Langweile wenigstens etwas zu entgehen, beobachteten wir zwei einsamen Männer einmal unsere Frauen, die den frischen See nach der Sauna verlassen wollten. Nun waren sie wegen ihrer Nacktheit in großer Verlegenheit und verharrten lange in der Kälte.

Erst lange Zeit später gelang uns die Wiederherstellung unseres gewohnten so guten Verhältnisses. Hans und Anne hatten nämlich kurz zuvor zusammen mit anderen Eltern eine Gruppe von Schülern aus Finnland bewirtet. Von dort erreichte diese Gruppe dann nach deren Rückkehr eine Nachricht mit der Frage, ob man nicht auch einmal dorthin kommen wollte. Hans zögerte zusammen mit Anne recht lange mit einer Antwort, weil die Finnen kein einziges deutsches Wort beherrschten und auch der englischen Sprache nicht mächtig waren. Man hätte sich dort auch nicht einer Gruppe oder einem Begleiter anvertrauen können, wie es zuvor in Deutschland der Fall gewesen war.

In ihrer Not meldete sich dann unser Freundespaar bei uns und wir sagten sogleich zu, dass wir es gern nach Finnland begleiten würden. Wir starteten dann also gemeinsam, aber

das Unternehmen verlief dann völlig anders als bei der damaligen Tour nach Ägypten.

Wir wählten das Auto zur Anreise, weil der Wohnort irgendwo mitten im walddreichen Finnland lag. Abwechselnd lenkten es die zwei Männer. Zwei Tage benötigten wir für die Anreise. Und endlich erreichten wir die Insel, die wir nach vielen Irrfahrten fanden. Das war 1988. Am Ufer stießen wir auf ein Ruderboot, das uns zur Insel brachte. Nun ja, es war eher ein Inselchen. Vielleicht bot es uns etwa viermal so viel Platz wie unsere heimischen Gärten.

Die Hütte zeichnete sich durch eine große Einfachheit aus, bot aber immerhin eine Sauna, die wir auch gerne nutzten. Die Toilette war nicht nach jedermanns Geschmack, so dass Hans es vorzog, auch sein großes Geschäft direkt dort im See zu verrichten. Sparte es das nicht auch unser Toilettenpapier?

Hans hatte seine Angeln nach Finnland mitgenommen und probierte es in unserem See mehrfach aus, um unsere Mahlzeiten etwas zu bereichern. Doch kein einziger Fisch biss bei ihm an. Unsere Langeweile auf der Insel begann uns dort allmählich mehr und mehr zu nerven. Unsere gelegentlichen Ausflüge in die Umgebung brachten auch nicht die

Abwechslung, die wir uns davon versprochen hatten.

Als Hans eines Tages in einem Becken versank, das er nicht richtig erkannt und für einen Sandkasten gehalten hatte, retteten wir ihn mit Hilfe eines finnischen Streckenwarts, der dort seinen Dienst verrichtete. Der rief dann unsere Wirtsleute an, die Hans dann mit ihrem Auto zurück zu unserer Insel transportierten. Eines Tages hatten unsere Freunde das Bedürfnis, einmal einen Ausflug zu unternehmen – oder uns einmal etwas loszuwerden. Sie wollten dabei die Stadt Kuopio aufsuchen, die im unteren Drittel des Landes liegt und auf kurzem Weg leicht zu erreichen war. Am folgenden Tag haben wir die Insel für einige Stunden verlassen, um einzukaufen und uns anschließend im örtlichen Schwimmbad von Leppävirta eine Wiedergutmachung anzutun.

Kaum hatten wir unsere Insel verlassen, da begann Irmgard über ein Unwohlsein zu klagen. Im Laufe der Zeit verschlimmerte sich ihr Zustand. Leider konnten wir unsere nun ferneren Freunde nicht telefonisch erreichen, weil wir im Gegensatz zu den Finnen noch nicht über Handys verfügten. Wir waren also fern von unserer Insel.

Das hätten wir besser unterlassen, denn auf der Insel spielte sich ein Drama ab. Irmgard ging es plötzlich ganz schlecht.

Offenbar hatte sie sich beim letzten Aufenthalt im See erkältet oder sonst etwas angetan und nun ging es ihr von Stunde zu Stunde schlechter. Man glaubt es kaum: Ich sah sie bereits in ihrer Einsamkeit sterben. Ein Handy hatten wir zwei Paare damals noch nicht.

Zum Glück kamen die zwei Ausflügler dann doch bald zurück auf die Insel und gleich ging es zum Krankenhaus in Leppävirta. Irmgard wurde sofort behandelt, erhielt eine Spritze und schon Minuten später erholte sie sich. Noch am Abend machten wir uns dann daran, das total verschmutzte Auto zu reinigen. Kurz darauf erklärte uns Hans, dass er genug von dieser einsamen Insel hätte und nach Hause wollte. Wie konnten wir ihm widersprechen?

Wir packten unsere Sachen in der Hütte, räumten dort ein wenig auf der Insel auf und starteten heimwärts, nachdem wir uns flott beim Vermieter persönlich abgemeldet hatten, und traten die Rückreise an. Danach kam keine richtige Stimmung für uns mehr auf. Die Heimfahrt gähnte vor Langeweile und Gespräche fanden kaum noch statt. In Helsinki wartete schon ein Passagierschiff auf uns.

Unsere Stimmung blieb miserabel. Unser Abschied geschah in aller Eile. Als wir nach Hause kamen, stellten wir fest,

dass wir dort in Westfalen bei unserem Abschied doch zwei Koffer glatt vertauscht hatten. Am nächsten Tag erfolgte dann der geplante Austausch im Rastplatz Remscheid auf halber Strecke der Autobahn. Die vorhergehende Nacht muss wie ein riesengroßes Wunder gewirkt haben.



Auf dem Weg zu unserer Insel in Finnland

Eine der Fragen an die Eltern

Was waren eure anstrengendsten Urlaube?

Gerd: Urlaube sollen ja nach allgemeinem Verständnis der Erholung dienen und danach haben wir auch in aller Regel gehandelt. Gut, unser Urlaub auf dieser einsamen Insel in Finnland war ziemlich strapaziös. Und der Regen erwischte uns gelegentlich auch dabei, wenn wir radelten.

Aber das war wohl mehr eine Ausnahme von der Regel. Erholsam waren dagegen unsere Ausflüge mit dem Schiff auf dem östlichen Mittelmeer oder auch in Russland von Moskau nach Sankt Petersburg. Anstrengend waren wohl unsere vielen Radtouren, die oft von Gegenwind, Regen und qualvoller Suche nach Quartieren begleitet waren. Auf unserer letzten Radtour in 2015 benutzten wir probeweise E-Bikes, um den körperlichen Belastungen besser Stand zu halten. Zunächst aber standen unsere Urlaube mit den Kindern auf der Tagesordnung. Manchmal hatte ich schwer zu tragen:



1974 am Strand



Auf der Main-Tour 2005

Irmgard: Hier zeige ich euch zunächst einmal und auch der Übersicht halber die Auflistung aller unserer Touren. Diese Aufzählung mag sogar etwas lückenhaft sein.

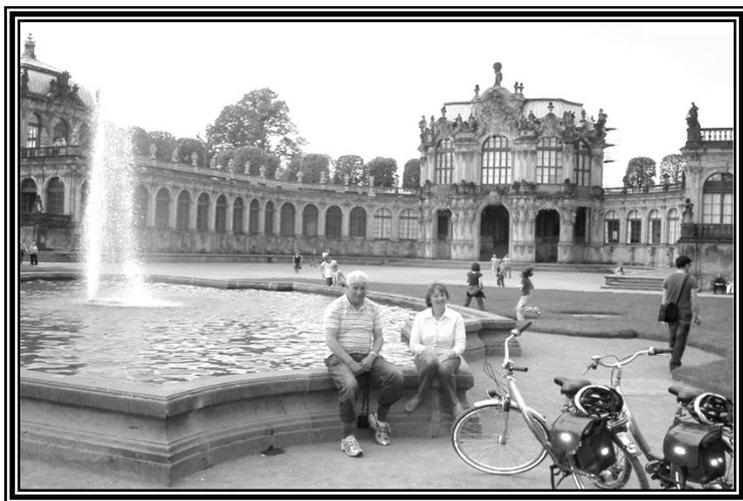
- 1987 Mit Stefan von Köln zum Bodensee
- 1989 Rosenheim - Florenz
- 1990 Geesthacht - Ratzeburg
- 1991 Plöner See
- 1991 Arezzo - Florenz
- 1992 Saar –Mosel - Tour
- 1993 Krimml - Passau
- 1994 Karlshafen - Minden

1996	Bregenz – Bozen
1997	Werne – Münster – Haltern
1999	Marburg – Koblenz
2001	Bozen – Venedig
2002	Müritz See
2004	Amberg – Nürnberg
2005	Bamberg – Aschaffenburg
2006	Rund um Berlin
2006	Rhein – Erft – Ahr
2007	Wesel – Haltern
2007	Eifeltour
2008	Dresden – Prag
2009	Kärnten
2010	Andernach – Köln
2010	Winterberg – Duisburg
2011	Heidelberg – Koblenz
2013	Lübeck – Stralsund
2015	Hase – Ems – Tour

Alle Touren blieben für uns ganz unfallfrei. In vielen Fällen radelten wir nicht allein, sondern in Gruppen. Nach Prag waren wir allerdings mutterseelenallein unterwegs.

Nach einer Besichtigung von Dresden radelten wir eine Woche entlang der Flüsse Elbe und Moldau in die schönste Stadt Europas. Die Radtouren nach Florenz und Venedig waren aber auch nicht von schlechten Eltern.

Auf der Tour Arezzo - Florenz in 1991, die uns u.a. nach San Gimignano führte, das auch als das „Mittelalterliches Manhattan“ oder „Stadt der Türme“ bezeichnet wird, kam ich abends wie viele andere Radler völlig erschöpft in Siena an und ich knallte mich sofort nach der Ankunft auf das Bett. Gerd weckte mich dann wieder zum Abendessen. Diese Tour war wohl eine unserer anstrengendsten Touren.



2008 am Zwinger in Dresden vor der Tour nach Prag

Und diese italienische Stadt faszinierte uns schon aus weiter
Ferne:



San Gimignano

Aber daheim war es auch wunderschön:



Mit den fünf Römern auf der Insel Texel in 2016

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

Dies ist kein Kunstbuch! Die Abbildungen wurden überwiegend aus dem Internet gewonnen, obwohl dieses Medium nicht unbedingt verlässliche Daten liefert. Dieser Mangel wurde bewusst in Kauf genommen, um die große Vielfalt der Darstellungen nicht übermäßig einzuschränken. Auch konnten oft nicht sehr hoch aufgelöste Bilderdateien gewonnen werden, so dass auch hier ein gewisser Mangel nicht von der Hand zu weisen ist.

Es erscheint unfassbar, welche Vielfalt sich in diesem Bereich auftut. So fiel denn auch die Auswahl der Kunstwerke, die hier gezeigt werden sollen, nicht immer leicht – auch unter dem wichtigen Gesichtspunkt, dass eine Wertung der Künstler auf jeden Fall vermieden werden sollte. Weltweit bekannte Maler und namenlose Künstler aus der Provinz finden hier gleichermaßen einen gebührenden Platz. Aus genau diesem Grund wurde keine chronologische Reihung der Künstler vorgenommen. Ferner wurde bis auf wenige

Ausnahmen darauf verzichtet, die Titel der Gemälde anzugeben, weil hier oft unterschiedliche oder gar keine Angaben oder nur Varianten vorliegen.

Schließlich musste in diesem Buch dem Urheberrecht Genüge getan werden. Nach § 64 UrhG besteht der urheberrechtliche Schutz nur während der Lebenszeit des Urhebers und einer Zeitspanne von 70 Jahren nach dessen Tod. Daher musste wegen bestehender Vervielfältigungsrechte leider auf einige, auch namhafte Künstler wie Picasso verzichtet werden, wenn nicht im Einzelfall das Vervielfältigungsrecht von den Erben oder Galerien besorgt werden konnte. Trotz erheblich unterschiedlicher Abmessungen der Originale wurden die Abbildungen im Sinne einer Einheitlichkeit in der Darstellung jeweils auf die vorhandene Seitenbreite des gewählten Buchformats gebracht.

Unter dieser unumgänglichen Prämisse leiden natürlich die großformatigen Bilder. Wo in dieser Welt kommen wir ohne Kompromisse aus? Dieses Buch wandert durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es ist auch eine Anthologie. Die drei Charaktere, die hier auch über die Rückseite des Einbands bereits zu Wort kommen, unterscheiden sich ganz erheblich.

Der Langweiler konzentriert sich auf die Grünfläche im Vordergrund und den blauen Himmel im Hintergrund, die zusammen von der Fläche her mehr als die Hälfte des Gemäldes ausmachen. Der Fantast wundert sich über das Foto, welches wohl als Basis aus dem Fenster seines Hotels aufgenommen wurde, und über die zwei Fenster, die ihn erheblich stören. Und der Stürmer jagt mit seinen Augen sogleich in das Dorf, weil er dort versteckte Geheimnisse zu entdecken hofft und sich ausführlich über die Konkurrenz zwischen Kirche und Säule wundert.

Der Langweiler heißt Helmut, der Fantast ist Christian und der Stürmer wurde von seinen Eltern Manfred genannt. Sie wohnten im wunderschönen Südtiroler Ort Mals, besuchten dort den Kindergarten und die Schule, ohne sich jedoch näher zu kommen. In ihren diversen Zeugnissen wurden ihre schulischen Leistungen ziemlich deutlich. Manfred rangierte vorn an erster Stelle, denn seine Noten stehen mit großem Abstand auch ganz vorn. Christian kann damit nicht konkurrieren und muss sich mit einer mittleren Bewertung zufrieden geben. Ganz am Ende rangiert Helmut, der trotz seiner Defizite mit Ach und Krach immer wieder seinen schulischen Aufstieg schafft.

Und aus diesen diversen Gründen gingen die drei jungen Burschen dann nach dem Schulabschluss also ganz eigene Wege. Helmut errang noch das Abitur und startete ein Studium, das ihm aber nach zwei Semestern zu anstrengend und zu wenig erfolgreich erschienen war.

Er gab es bald auf und widmete sich zur Überraschung seiner Freunde einem örtlichen Fußballverein. Dort gewann er dann sofort die Zustimmung, die er in einem Studium nie zu finden geglaubt hatte. Er trainierte die Jugendmannschaften und errang mit ihnen auch einige Meisterschaften. Diese Tätigkeit blieb aber nicht die einzige Beschäftigung für Helmut. Während seinen Mußbestunden widmete er sich der Malerei, ein tolles Fach, das eigentlich sein Lieblingsfach während der Schulzeit gewesen war. Dabei konzentrierte er sich auf die Natur, denn Menschen widerstrebten seiner Kunst.

Auch gelang es ihm in späteren Jahren, seine Aquarelle auf dem örtlichen Markt zu verkaufen. Er war einfach zufrieden. Christian ließ sich vom Rat seiner Eltern überzeugen, auch noch das Abitur zu bestehen. Im folgenden Studium unternahm er diverse Ausflüge, die ihn in nicht nur durch Europa führten, sondern ihn sogar bis nach Amerika brachten. Besonders fasziniert hatte ihn das Land Brasilien. Dazu

gehörten die besuchten Städte Rio de Janeiro, Sao Paulo und die im Aufbau befindliche Hauptstadt Brasilia.

Besonders angesprochen hatten ihn aber auch die wunderschönen Iguazú-Wasserfälle, die aus 20 größeren sowie 255 kleineren Wasserfällen auf einer Ausdehnung von 2,7 Kilometern bestehen. Einige sind bis zu 82 Meter, der Großteil ist 64 Meter hoch. Die Wassermenge an den Fällen schwankt von $1500 \text{ m}^3/\text{s}$ bis über $7000 \text{ m}^3/\text{s}$. Durch diese Wasserfälle verläuft in Längsrichtung die Grenze zwischen Argentinien und Brasilien. Da die meisten Fälle in Argentinien liegen, ist der größere Panoramablick von der brasilianischen Seite aus möglich.

Seinen Reisebericht stellte er später seinen Freunden, also auch Manfred und Helmut, mit einigen freudigen Blicken zur Verfügung. Manfred bezeichnete sich selbst als den Überflieger dieser Gruppe, wenn man ihn befragen würde. Daher steht er hier erst als dritter Darsteller. Ja, er weiß alles besser. Er weiß, wie er glaubt, alles besser als seine künftigen Partner auf dem Ring der Dreiergruppe. So wusste er zum Beispiel, dass nicht die Sonne im Mittelpunkt des Sonnensystems steht, sondern die Erde soll es sein:

Mars, Jupiter und Venus tummeln sich weiter außerhalb und die Sterne fliegen ganz weit draußen. Nun wissen wir, dass unser Weltbild über Jahrtausende hinweg diversen Auffassungen unterlag. Ptolemäus war der erste Forscher, der die Erde in einem Weltbild präsentierte.

Zum Thema Tirol seien hier noch folgende Anmerkungen gemacht. Deutschland musste 1919 aufgrund des Friedensvertrags von Versailles auf die Wehrpflicht verzichten, „um die Einleitung einer allgemeinen Rüstungsbeschränkung aller Nationen zu ermöglichen“. Die Reichswehr war eine auf 115.000 Mann begrenzte Berufsarmee. Sie wurde zu einem „Staat im Staate“, in dem sich republikfeindliche Kräfte, besonders des konservativ-nationalistischen und antisemitischen Milieus, sammelten.

Das Scheitern der Genfer Abrüstungskonferenz nahm das ab Januar 1933 in Deutschland regierende Kabinett Hitler im Oktober 1933 zum Anlass, aus dem Völkerbund auszutreten und im März 1935 durch das Gesetz für den Aufbau der Wehrmacht die Wehrpflicht wiedereinzuführen. Sie dauerte vom vollendeten 18. bis zu dem auf die Vollendung des 45. Lebensjahres im folgenden 31. März. Der Schritt war lange

vorbereitet und hatte keine Gegenmaßnahmen des Völkerbunds zur Folge.

Im selben Jahr durchbrach im deutsch-britischen Flottenabkommen Großbritannien die für Deutschland geltenden Rüstungsbeschränkungen des Versailler Vertrags. Die Reichswehr wurde in Wehrmacht umbenannt. Der erste Jahrgang, der 1935 zur Erfüllung der einjährigen Dienstpflicht herangezogen wurde, war 1914 (in Ostpreußen auch 1910).

Dem Wehrdienst vorgeschaltet war die Ableistung eines halbjährigen Arbeitsdienstes, zu dem die ersten Wehrpflichtigen des Jahrgangs 1915 am 1. Oktober 1935 einrückten. Sieger waren letztlich die entschiedenen Gegner der Weimarer Republik, deren Republikfeindschaft von den Nationalsozialisten unter Adolf Hitler politisch artikuliert wurde. Hitler wusste, dass allein die Reichswehr seiner Herrschaft gefährlich werden konnte. Ein Jahr nach seiner Machtübernahme 1934 als Reichskanzler übernahm er auch das Amt des Reichspräsidenten.

Die Soldaten der Reichswehr wurden nun nicht mehr auf die Verfassung sondern direkt auf die Person Adolf Hitlers vereidigt. Entgegen der Bestimmungen des Versailler Vertrages

rüstete Hitler auf und führte 1935 die allgemeine Wehrpflicht wieder ein. Jeder deutsche Mann zwischen dem 18. und 45. Lebensjahr war wehrpflichtig, die aktive Dienstzeit betrug zunächst ein, später zwei Jahre.

Die neu benannte Wehrmacht wurde zur Stütze von Hitlers Herrschaft und war Bedingung für die Umsetzung seiner Expansionsbestrebungen der „Eroberung von Lebensraum im Osten“. Verweigerung des Dienstes mit der Waffe bedeutete in der Wehrmacht oft den Tod. Es waren nur wenige Regimegegner, die sich zum Bruch ihres Eides auf Hitler als „Befehlshaber und Führer“ durchdrangen und sich für die Beteiligung am militärischen Widerstand entschieden.

Mit der Machtergreifung der Faschisten in Italien im Jahre 1922 begann in Südtirol eine gewaltsame Assimilierungspolitik, die eine vollständige Ausmerzungen des altösterreichischen Charakters der Region zum Ziel hatte. Im Rahmen des von Ettore Tolomei entworfenen umfassenden Italianisierungsprogramms wurde u. a. der Gebrauch der deutschen Sprache im Schulunterricht sowie in allen öffentlichen Einrichtungen verboten; ebenso wurden Vor- und Familiennamen der ortsansässigen Bevölkerung behördlich ins Italienische übersetzt.

1927 wurde die Venezia Tridentina in die mehrheitlich italienischsprachige Provinz Trient eingeführt und die mehrheitlich deutschsprachige Provinz Bozen geteilt. Besonders ab den 1930er Jahren wurde mittels gezielter Wohnbau- und Industrialisierungspolitik des italienischen Staates versucht, die deutsch- und ladinischsprachige Bevölkerung durch verstärkten italienischen Zuzug zur Minderheit innerhalb Südtirols zu machen.

Eliten aus dem Umfeld der katholischen Geistlichkeit sowie des konservativ-deutschnationalen Deutschen Verbands widersetzten sich dieser Entnationalisierungspolitik mit der Einrichtung illegaler Katakombenschulen. Ab Beginn der 1930er Jahre organisierten sich Südtiroler aber auch im nationalsozialistischen Völkischen Kampfring Südtirols (VKS). Im Mai 1939 schlossen Benito Mussolini und Adolf Hitler den Stahlpakt; die beiden Diktatoren einigten sich darauf, die gemeinsame, für alle Zeiten festgelegte Grenze zwischen Deutschland und Italien anzuerkennen, also auch jene zwischen Tirol und Südtirol.

Zur Lösung der Südtirol-Frage wurde auf Linie der nationalsozialistischen Heim-ins-Reich-Doktrin im Oktober desselben Jahres schließlich ein Umsiedlungsabkommen

geschlossen, die sogenannte Option, in der die deutsch- und ladinischsprachige Bevölkerung vor die Wahl gestellt wurde, in das Deutsche Reich abzuwandern oder ohne ethnischen Minderheitenschutz in ihrer Heimat zu bleiben.

Die äußerst heterogenen Tiroler Ortsnamen geben Aufschluss darüber, dass das Gebiet des heutigen Südtirol seit jeher mehrsprachig war. Die Anteile der heute bestehenden Sprachgruppen an der Gesamtbevölkerung unterlagen im Laufe der Geschichte mehrfach einigen Schwankungen. Die Wurzeln der ladinischen Sprachgruppe gehen auf die Romanisierung des Alpenraums zurück, der deutschen auf die bajuwarische Siedlungstätigkeit des Frühmittelalters, der italienischen auf die Zuwanderung von Tagelöhnern und Dienstboten ab dem 17. Jahrhundert.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts führten der staatlich geförderte Zuzug italienischer Arbeiter (Italianisierung Südtirols) und die politisch motivierte Emigration deutsch- und ladinischsprachiger Südtiroler zu massiven demographischen Veränderungen. Der italienischsprachige Bevölkerungsanteil stieg dadurch im Zeitraum von 1910 bis 1961 von rund 3 % auf rund 34 % an, nimmt seither aber kontinuierlich ab.

Diese politischen Entwicklungen blieben für Helmut, Christian und Manfred nicht ganz ohne Folgen. Sie unterlagen der Wehrpflicht und folgten ihr denn auch. In Italien waren die Wehrpflichtigen derzeit nur ausgesetzt. Die Regierung in Rom einigte sich 1999 auf die Suspendierung und die Einführung einer Berufs- und Freiwilligenarmee bis 2005. Dabei wurde schrittweise die Zahl der Berufssoldaten erhöht, die Zahl der Wehrpflichtigen verringert. Auch Frauen wurden zum Militärdienst zugelassen. Im Kriegs- oder Krisenfall kann die Wehrpflicht „sofort“ wieder eingeführt werden. Trotz Kritik an den hohen Kosten für eine Berufsarmee soll es beim Verzicht auf die Wehrpflicht bleiben.

Der Zufall wollte es, dass unsere drei Helden aus dem Ort Wels nach der Einberufung in einem gemeinsamen Zimmer untergebracht wurden. Damit hatten sie auch rechnen müssen. Aber als sehr viel schlimmer empfanden sie den Fakt, dass dieses Quartier auf einer Insel untergebracht war und damit eine Flucht so gut wie unmöglich schien. Immerhin entdeckten sie dort eine Literaturecke, in der ein Buch über die Flucht über das Wasser zu entdecken war, das von Christian Elster stammte. Der war ein norwegischer Schriftsteller, der 1841 geboren wurde und 1881 starb. Vor lauter

Langeweile ging es nun bei den Dreien an das Buch mit dem Titel „Der Schwimmversuch“. Manfred war der erste, der die Sprache wiederfand. „Du willst uns wohl verkohlen“, sagte er. Als er aber Helmut's bestürztes Gesicht sah, setzte er hinzu: „Ja, wie sollen wir denn dann wieder von der Insel wegkommen?“

„Ja, darum handelt es sich gerade.“

Manfred fuhr fort: „Selbst wenn in vierzehn Tagen einmal ein Mensch hierherkäme, so ist das eine lange Wartezeit für uns, da wir bloß für vier Tage Proviant haben, das heißt Proviant hatten.“

Helmut schnellte auf. „Es ist ja eine Hütte auf der Insel, da könnt ihr euch doch denken, dass auch Leute hierherkommen, – wenn sie ihre Fischerhütte hier haben.“

Manfred saß da, mit dem Absatz ein Loch in die Erde stampfend, und sah Helmut ernst an.

„Weißt du, wann etwa zuletzt Leute hier in der Hütte waren?“ fragte er.

„Nein, das weiß ich natürlich nicht.“

„Das war vor sechs Monaten, mein Junge.“

Helmut staunte.

„Nee, nun hör mal –, du dachtest wohl“, sagte Christian.

Manfred war seiner poetischen Versuche wegen bekannt, also ein bisschen verachtet und ein bisschen bewundert.

„Nein, diesmal nicht“, erwiderte Manfred. „Aber ich will euch sagen, woher ich es weiß. Diejenigen, die zuletzt in der Hütte waren, haben Brennholz gesammelt und unter den Ofen gelegt. Und zum Holz haben sie eine Zeitung bereitgelegt zum Anzünden. Und diese Zeitung trägt ein Datum, das sechs Monate zurückliegt.“ „Sherlock Holmes in neuer Auflage!“ rief Helmut verächtlich.

„Die können aber auch irgendeine alte Zeitung mitgebracht haben. Oder es sind inzwischen Leute auf der Insel gewesen, die an einer anderen Stelle Feuer angemacht haben“

Aber nachdenklich waren sie nun doch alle drei geworden; sie saßen da und sahen still vor sich nieder. Es lag eine summe, sonnenheiße Stille über dem Wasser und der Insel, ihnen zu Häuptern tanzten die Mücken wie eine zitternde Wolke, kleine, bläuliche Schmetterlinge flatterten über das dünne Gras, und vom Lande her klang der einförmige Flötenton eines Vogels.

„Es dauert'n bisschen lange, wenn wir jetzt ein halbes Jahr hier warten sollen, bis wir von hier fortkommen“, bemerkte Christian, einen Stein über das Wasser schleudernd.

„Hört mal“, rief Helmut eifrig, „es gibt doch noch allerhand Möglichkeiten. Erstens“ – er streckte danach einen Finger nach dem andern in die Höhe –, „erstens können doch Menschen zufällig hierher auf die Insel kommen, die Gegend ist doch bewohnt; zweitens kann jemand kommen, der hier im Wasser fischen will; drittens können wir Menschen am Ufer drüben sehen und diesen Zeichen geben.“

Und übrigens habe ich noch viele andere Pläne, von denen ich aber jetzt nicht sprechen will. Es kann leicht sein, dass wir übermorgen der Insel Lebewohl gesagt haben und auf dem Heimweg sind.“

„Weißt du denn überhaupt, wo wir sind?“ fragte Manfred.

„Ja freilich. Kommt mit auf den Gipfel, da sollt ihr sehen, wie es hier aussieht, ich will euch erklären, wo wir sind. Los, folgt mir!“

Aber Christian und Manfred hatten den richtigen Wagemut nicht. Es war zugleich spannend und unbehaglich, im Grunde eigentlich mehr unbehaglich. Sie folgten Helmut still bergauf und bald standen alle drei oben auf dem Gipfel und blickten sich um. Sie sprachen nichts. Es war auch nicht viel zu sagen.



Sie wurden so klein, so beklemmend klein, wie sie da standen und sich die Gegend besahen. Eine Insel in einem großen See und auf dem Land einsame Bergweite, und – sie allein auf der Insel! Sie sperrten die Augen auf, reckten die Häse, ließen die Blicke schweifen –, war denn nirgends ein Zeichen zu sehen, das auf die Nähe von Menschen schließen ließ.

Aber nichts war zu entdecken, kein Rauch eines Holzstoßes, keine Fischerhütte, keine Viehweide, kein Boot am Ufer, kein Geläut einer Kuhglocke war zu sehen oder zu hören. Blauer Himmel, graugrüne Wildnis, ein graues Wasser und sie selbst auf dem höchsten Punkt einer Insel. Und um sie her eine wunderbare Stille. Eine weiße Wolke trieb wie ein einzelner Segler über den Himmel, ein Habicht kreiste in der Luft, trieb beständig nach Norden und entschwand zuletzt im Blau.

Vom jenseitigen Ufer kamen in niedrigem Flug Wildenten herüber und platschten zwischen dem Schilf ins Wasser, Silbergefunkel hinter sich lassend. Vögel schwirrten über das Wasser. Helmut lag auf dem Bauche, die Karte vor sich, und verglich.

„Na ja, es ist bestimmt der Sandsee – daran kann doch gar kein Zweifel sein.“

Christian beugte sich über ihn. „Dann hast du uns wie ein Blinder geführt“, sagte er mit aller Aufrichtigkeit. Helmut schluckte die Grobheit hinunter.

Mit einem Stäbchen maßen sie auf der Karte den Sandsee, der ihrer Schätzung nach ungefähr zwei Kilometer lang war; sie sahen somit nur einen Teil des gesamten Wassers. Von dem jenseitigen Ufer bis zur Insel war es kaum die Hälfte. Im Süden sprang noch eine schmale Landzunge vor, die die Entfernung noch ein wenig abkürzte. Diese Landzunge war es, die Helmut nun beäugte. Er brummte vor sich hin und hatte einige Falten zwischen den Augen. War er nicht der Führer? Hatte er nicht die Kameraden in Gefahr gebracht? War es daher nicht seine Pflicht, helfend einzugreifen?

Inzwischen verfolgte Christian mit den Augen das ganze Ufer im Westen. Ob dort nicht gutes Fischwasser war? Ob

er nicht vom Lande aus angeln konnte? Da zunächst kein Boot da war, war das ja jetzt die allerwichtigste Frage für sie – solange sie Fische hatten, brauchten sie nicht Hungers zu sterben. Manfred saß ganz zufrieden und unbekümmert auf dem Boden. Wie schön es hier war, wie herrlich hier zu leben! Warum sich Sorge machen? Waren sie auf die Insel gekommen, würden sie wohl auch wieder von ihr fort kommen. Konnten sie es etwa sonstwo besser haben, als sie es hier hatten? Beherrscher eines Eilandes mitten zwischen den Bergen! Er wollte ein Gedicht darüber schreiben. Oder ein großes Buch.

Da schlug Helmut die Karte zusammen und sprang auf.

„Es ist Zeit, dass ich etwas für euch tue“, sagte er wichtig, „denn das ist mir klar: Kommen wir nicht durch eigene Hilfe hier fort, so müssen wir den Winter über hier bleiben. Darum habe ich beschlossen, euch zu helfen.“

„Na, tu doch nur nicht vorher so selbstbewusst!“ brummte Christian. „Ich übertreibe gar nicht. Ich sage bloß, ich will euch helfen. Hört mal.“

Er setzte sich wieder; die Beine gekreuzt und die Arme über der Brust zusammengelegt.

„Auf der Karte ist eine Fischerhütte an der Mündung des

Flusses eingezeichnet, und eine andere weiter nach links. Und längs des Flusses führt ein Pfad hin. Aber wenn es hier Fischerhütten und einen Weg gibt, so muss es wohl auch Leute geben, die fischen.“

„Ja – im Herbst, wenn sie ihre Netze auswerfen“, wandte Christian ein. „Zum Angeln kommt wohl niemand hierher.“

„Möglich, dass du Recht hast, obwohl dich niemand gefragt hat“, erwiderte Helmut würdevoll.

„Aber irgendwo muss dann doch ein Boot sein, entweder unten am Ende der Bucht ...“

„Das Boot haben wir kentern lassen.“

Christian musste immer dazwischen fahren.

„Den alten Kasten, na ja. Aber du kannst dir denken, dass sie noch ein anderes Boot haben. Und darum werde ich jetzt ans Land hinüberschwimmen ...“

„Hinüberschwimmen?“ schrien die beiden anderen entsetzt. Helmut nickte. „Jawohl, über das Wasser schwimmen. Genauso, wie ich sage. Drüben suche ich ein Boot, komme damit zurück und hole euch. Und sollte kein Boot da sein ...“ – er starrte nachdenklich in den See hinab –, „na, dann schwimme ich eben entweder zu euch zurück oder ...“

„Na, oder ...?“

„Oder ich folge dem Pfad am Fluss entlang landeinwärts, bis ich Menschen treffe.“

„Nackt?“ Manfred starrte ihn verblüfft an. Christian lachte höhnisch. „Meint ihr, man stößt sich an so etwas, wenn die Lage so ernst ist? Nein, da muss einer eben durchhalten, auch wenn er ein bisschen friert. Jetzt los!“

Er sprang mit einem Satz auf die Füße und lief nach der anderen Seite der Insel, die sie bis jetzt noch nicht betreten hatten. Das Ufer fiel hier in nackten, kahlgewehten Felsen stufenförmig nach dem Wasser ab. Sie liefen hinunter wie über eine Treppe. Unterwegs flog ein brauner Habicht dicht vor ihren Füßen auf, lautlos schwang er sich empor und segelte über das Wasser hinaus; vielleicht hatte er hier seine Beute verzehrt.

Aber jetzt war keine Zeit, danach zu forschen. Sie hüpfen und sprangen weiter, bis sie eine Landspitze erreichten, einen nackten Fels, der sich hinausreckte in das klare tiefe Wasser. Von hier aus wollte Horst bis zu einer grasbewachsenen Landzunge am anderen Ufer schwimmen –, es war die kürzeste Entfernung zwischen Insel und Landufer, das sie sehen konnten.

Christian, der überhaupt nicht schwimmen konnte, und

Manfred, der nur ein mäßiger Schwimmer war, waren sprachlos, als sie die Entfernung bis dort hinüber sahen. Manfred hielt Helmut fest und bettelte:

„Du darfst es nicht, hör doch, lass es sein!“ Und Christian fügte hinzu: „Was soll es nützen, wenn du ertrinkst? Du bringst es nicht fertig“

Aber Helmut war schon daran, sich auszukleiden. Er hielt sich für einen guten Schwimmer, – aber jetzt kamen ihm doch Bedenken, als er über das Wasser sah. Es war weiter, als er geglaubt hatte. Na, nun musste er es darauf ankommen lassen; jetzt konnte er nicht mehr zurück.

Er war bereit. Er trat hinaus auf einen Felsen an der Spitze der Landzunge, und da stand er und schüttelte sich. Das Wasser war tief und wunderbar glasklar. Er unterschied große Steine und einen schwarzen, verfaulten Baumstamm. Wie ein Schatten glitt ein großer Fisch längs des Stammes hin. Noch einmal schüttelte er sich, dann stürzte er sich ins Wasser. Christian und Manfred standen am Ufer und sahen, wie Helmut hinausschwamm – ruhig und kräftig.

„Du wirst sehen, er kommt hinüber“, flüsterte Manfred. Christian antwortete nicht. Es war ganz still geworden auf dem Wasser, ein winziges Gekräusel blitzte draußen auf,

glättete sich, blitzte wieder. Helmut war schon weit draußen, sie sahen auch seinen schwarzen Kopf auf und ab tanzen. Aber blickten sie weiter hinüber nach dem niedrigen, stillen Strand da drüben und schätzten die Entfernung, – dann war es noch so weit, so furchtbar weit bis dahin.

Jetzt legte sich Helmut auf den Rücken und ruhte. Dann schwamm er wieder weiter; es ging nicht mehr so rasch. Nun sah er zurück, ruhte wieder. Auch er schätzte die Entfernungen. Wie nah war immer noch die Insel, und wie weit war es noch bis zum Ziel! Viel, viel weiter, als er geglaubt hatte. Und dazu war das Wasser so eisig, die Haut schauerte ihm vor Kälte, eine Angst zerrte unaufhörlich an ihm. Und wie schwer das Schwimmen geworden war – er legte sich wieder auf den Rücken, um auszuruhen.

Aber das Stillliegen machte ihn noch ängstlicher. Es war, als ziehe die Kälte ihn hinab. Er schwamm wieder weiter, kam jedoch nur langsam vorwärts. All die Berichte über Leute, die in Gebirgsseen gebadet und dabei den Krampf bekommen hatten und ertrunken waren, kamen ihm ins Gedächtnis. Er wusste, das konnte ganz plötzlich kommen, ganz auf einmal, selbst bei einem guten Schwimmer. Begann da sein linkes Bein nicht schon steif zu werden? Er sah sich um –

die Insel war schon weit hinter ihm, und dennoch war er noch nicht über die Hälfte der Strecke hinausgekommen – noch lange nicht. Vermochte er noch zurückzuschwimmen, wenn er jetzt umkehrte?

Ein lähmendes Angstgefühl packte ihn, dass er beinahe vergaß zu schwimmen. Nur durch ein paar starke Stöße hielt er sich über Wasser. Du kommst niemals hinüber, dachte er, und auch niemals mehr zurück. Die Steifheit in dem linken Bein nahm zu, so schien es ihm wenigstens, und nun prickelte es auch so seltsam in dem anderen. Du kommst wohl nicht mehr lebendig davon, durchschauerte es ihn.

Die beiden auf der Insel sahen ihn umwenden und langsam zurückschwimmen. Manfred begann zu schreien:

„Er packt es nicht! Er gibt es auf!“

Aber Christian fasste ihn am Arm und schüttelte ihn kräftig.

„Halt's Maul!“ brummte er und fing an, sich zu entkleiden.

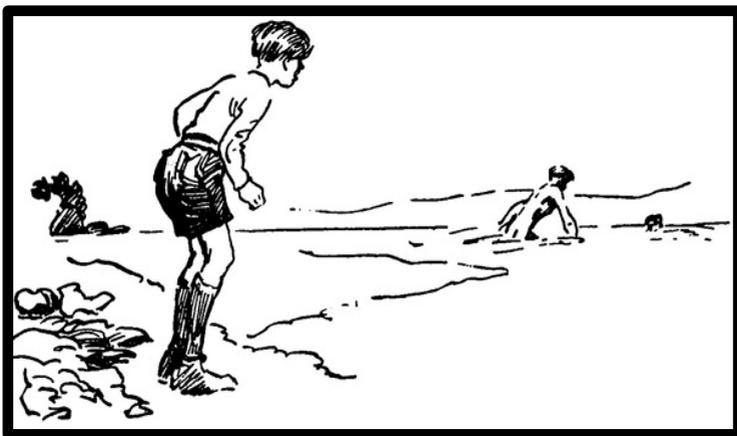
„Was willst du tun?“ jammerte Manfred. „Du kannst ja nicht schwimmen.“

„Das sind ja meine Sachen“, schnauzte ihn Christian an. Er behielt während des Auskleidens den schwarzen Kopf da draußen im Auge. – Helmut ruhte wieder aus, es waren keine großen Strecken mehr, die er zwischen den Ruhepausen

zurücklegte. Jetzt lief Christian entkleidet längs des Ufers dahin, er suchte nach einer seichteren Stelle. Sein geübtes Auge hatte gesehen, dass das Wasser hier nicht so tief war wie dort, wo Helmut hineingesprungen war.

Etwa hundert Meter von der Landzunge entfernt fand er einen schlammigen, graubraunen Grund, der wie Kaffeesatz aussah. Er watete ins Wasser, es war ekelhaft, wie der Fuß bei jedem Schritt versank, solch ein Boden war ihm ein Gräuel, aber er watete vorsichtig prüfend weiter.

Das Wasser war verflucht kalt und wurde durch den aufgewühlten Grund so trüb, dass er nicht sehen konnte, wo er hintrat. Er tastete sich mühsam voran, es kroch ihm ein Schauer über den Rücken bis hinauf in die Nackenhaare; aber er verlor den schwarzen Kopf dort draußen nicht aus den Augen und watete weiter. Das Wasser brodelte kaffeebraun um ihn herum, jetzt ging es ihm bis zu den Schulterhöhlen, er hielt sich nur mühsam aufrecht, aber er war weit draußen. Helmut sah Christian durch die Untiefe waten und begriff sofort, was er wollte. Er änderte gleich die Richtung. Oh, wie das belebte, den Kameraden nicht mehr so weit entfernt im Wasser stehen zu sehen.



Dort war er nun gerettet, dort war es nicht mehr tief. Ja, Christian war sehr klug, Christian war gut, der beste Kamerad. Das ungewisse Gefühl in den Beinen ließ nach, vielleicht war es noch gar kein Krampf. Er beruhigte sich immer mehr, denn bis dahin, wo Christian stand, kam er wohl sicher noch, – und bald hatte er es auch geschafft. Er erhaschte Christians Hand, stand aber nicht gleich fest, vergaß zu schwimmen, ging unter, riss Christian mit um; beide kamen prustend wieder hoch und wateten dem Ufer zu, platschend, taumelnd – braunes Wasser um sich verbreitend. Bleich und verstört kamen sie näher, Helmut von Christian unterstützt. Das Wasser hinter ihnen war eine dicke, braune Lache. Sie

erreichten das Ufer und krochen auf den Felsen hinauf. Helmut ließ sich ganz erschöpft hinfallen und blieb unbeweglich liegen. Manfred hüpfte und sprang und schrie und juchzte und schluchzte dazwischen ein bisschen und begann zuletzt mit seiner eigenen Decke Helmut's Rücken abzureiben. Christian kleidete sich still an.

„Das Wasser war so kannibalisch kalt“, sagte Helmut recht kleinlaut.

„Ja, und dann war es auch zu weit“, stellte Christian fest.

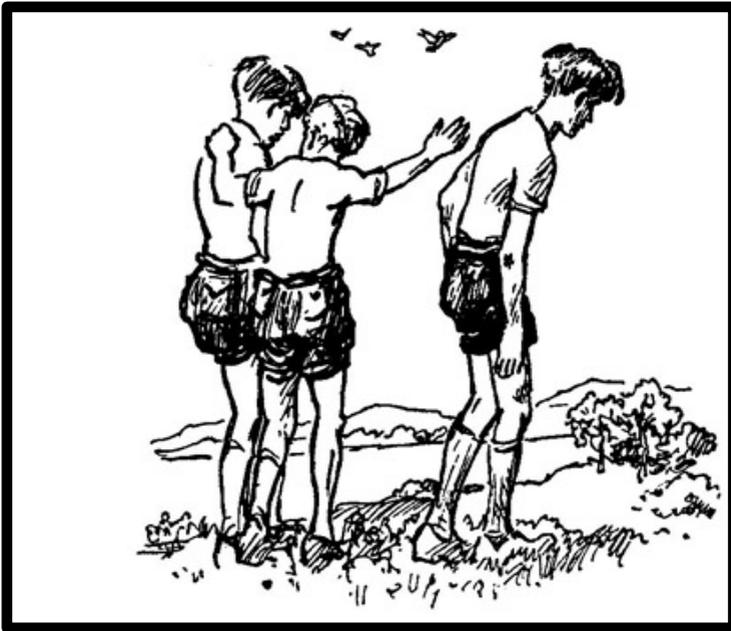
„Wie **ich** voraussagte ...“

Helmut stand langsam auf, reckte sich in der Sonne und begann die Arme übereinanderzuschlagen, um sich warm zu machen. „In solchen Gebirgsseen schwimmt man ebenso verflixt schwer“, versuchte er zögernd den Misserfolg zu erklären. „Wäre es Salzwasser gewesen, dann ...“

„Es war eben zu weit“, wiederholte Christian, und Helmut schwieg.

Missmutig und in gedrückter Stimmung wanderten sie nun zum Lagerplatz zurück. Der Führer ließ den Kopf hängen. Die missglückte Schwimmtour hatte sein Selbstbewusstsein merklich gedämpft. Es war nun feststehende Tatsache, an der nichts mehr zu ändern war, dass sie also auf einer Insel

waren und ohne fremde Hilfe nicht fort konnten. Sie hatten nur noch für einige Tage zu essen. Vielleicht fingen sie auch noch einige Fische. Aber kam nicht jemand zufällig hierher, und es fiel niemand ein, hier nach ihnen zu suchen – was dann? Wie lange würden sie hier bleiben müssen? Wie lange würden sie es in dieser Lage aushalten können.



Niedergebeugt, finster und betrübt kamen sie im Gänsemarsch zur Hütte zurückgetraht: Manfred, Helmut und

Christian, eine traurige Rückkehr der so tatenfroh ausgezogenen Jungen. Dort lag die Hütte, klein, niedrig und grau – ihr Heim und ihre Zuflucht – auf wie lange Zeit? Alle ihre Habseligkeiten lagen hier noch verstreut umher. Sie blieben stehen und schauten sich um – hier also sollten sie weiterleben. Das Wasser in der Bucht war klar und still. Die Sonne brannte auf die Steine, auf das Heidekraut, auf die grauen Flechten.

Der Wind säuselte fast unmerkbar in den Föhren, wie ein leichtes, sommerliches Weben klang es. Und es duftete dort stark nach Birke, nach den spärlichen Blumen. Unsichtbare kleine Wesen summten im Grase und zwischen den Blättern. Eine Hummel brummte in schrägem Flug vorbei; es raschelte leise zwischen den Steinen, ein kleiner Busch bewegte die Zweige, irgendein Tier war erschrocken unter seine Blätter geschlüpft.

Da konnte Manfred das bedrückende, lähmende Schweigen nicht mehr länger ertragen. Er atmete tief ein, ballte die Faust, puffte Helmut in den Rücken und rief:

„Aber verflucht schön ist es doch hier, trotz allem!“

Damit endet dann dieser gedankliche Ausflug. Tatsächlich konnten die drei Burschen die Insel dann doch noch

schwimmend verlassen. Wie aber sollten diese Flüchtlinge ein neues passendes Quartier finden, ohne Gefahr zu laufen, von den strengen Militaristen wieder entdeckt zu werden? Manfred überlegte einen Augenblick lang über diese Frage nach und meinte dann:

„Im Ersten Weltkrieg verhielt sich Italien vorerst neutral, trat dann jedoch, nachdem es in Geheimverträgen mit England und Frankreich Gebietsgewinne versprochen bekam, in den Krieg gegen Österreich und Deutschland ein. Der gewonnene Krieg brachte mit Südtirol, dem Trentino, Görz und Triest nur einen kleinen Teil der versprochenen territorialen Zugewinne. Die Enttäuschung drohte in einen Bürgerkrieg zwischen radikalen linken und rechten Gruppen zu münden. Dies nutzte die bereits 1919 durch den einstigen Sozialisten Mussolini gegründete Faschistische Bewegung aus und zwang durch den „Marsch auf Rom“ den König dazu, Mussolini 1922 an die Spitze einer Koalitionsregierung zu berufen.

Terror und Machtmissbrauch brachten in den folgenden Jahren der faschistischen Minderheit die Alleinherrschaft, die Demokratie wurde totalitär umgebaut. Wer weiß, was in unserem Land zukünftig passiert? Und was heißt das heute

für uns drei?“

Helmut wurde nachdenklich, wie es eben seinem Charakter entsprach. Anschließend fielen ihm einige Gedanken ein und er meinte dann:

„Anfangs standen sich nach dem ersten Weltkrieg italienischer und deutscher Faschismus ablehnend gegenüber, doch nach unserem gemeinsamen Einsatz im Spanischen Bürgerkrieg wurde 1936 eine Annäherung erzielt und kurz danach die Achse Berlin-Rom gebildet. Unser Heimatland trat aus dem Völkerbund aus, verabschiedete antisemitische Rassen-gesetze und ging 1939 mit Deutschland und Japan ein Mili-tärbündnis ein. Also werden wir wohl nicht in das Deutsche Reich flüchten, nichtwahr?“

Damit war die Diskussion vorerst beendet, denn die Sonne war bereits untergegangen und die Nacht hatte so ganz allmählich zu starten begonnen. Ganz schnell waren daher die Drei einig darin, ein Quartier zu finden. Sie ent-deckten es schnell nahe an einem Bauernhof in einer alten Strohütte. Nachdem sie ihre Liegeplätze dort eingerichtet hatten, kam Christian auch noch einmal über ihre Zukunft zu sprechen. Er meinte:

„Ja, wir müssen uns bald einig darüber, wie es morgen mit

uns weitergeht. Jedenfalls müssen wir dann in aller Frühe dieses Quartier verlassen, damit der Bauer uns hier nicht entdeckt. Ich hatte ja bereits sehr viel Zeit, über diese Frage nachzudenken. Ganz klar, und darüber sind wir bestimmt einig, kommen unsere Elternhäuser nicht in Betracht, denn dort wurden wir ja von den Beamten einberufen. Wo also werden wir dann bleiben?“

Vergeblich wartete Christian auf eine geeignete Antwort. Man schaute sich nur wortlos an. Dann fuhr Christian nach einer langen Pause fort:

„Also gut: Ich hätte dazu einen Vorschlag für euch, der mir in der Zwischenzeit gekommen ist. Meine Großeltern bewohnen ihr eigenes Häuschen ganz am Rande unseres Dorfs. Ihr Grundstück ist eingezäunt und zeigt am Eingangstor ein Schild, das dieses alte Paar namentlich beinhaltet. Auch wird dort nicht mein eigener Hausname angezeigt, weil mein Großvater einen anderen Nachnamen hat, als ich ihn habe.“

„Ist denn dort Platz für uns drei?“

„Ja, Platz ist dort in Hülle und Fülle. Wir kämen alle im dritten Stock unter.“

„Und wir drei würden im Eingangsschild des Hauses nicht

angegeben?“

„Na klar.“

„Auch wenn der Krieg noch länger als nur einige wenige Tage dauern sollte?“

„Na klar!“

„Aber wir sind doch so schrecklich unterschiedliche Typen. Meinst du, dass wir uns dort auf Dauer irgendwie verstehen werden? Helmut, darf ich hier, das verzeihe man mir, als einen ziemlich gutmütigen Langweiler bezeichnen und Manfred spielt eher diejenige Rolle, die ein Mittelstürmer im Fußballspiel innehat. Soll das gut gehen?“

Diese Frage blieb ohne Antwort und früh am Morgen starteten die Drei. Dabei wählten sie einen Weg, der überwiegend von Christian geleitet wurde und überwiegend durch waldige Gegenden oberhalb des Dorfes führte. Es gab dann auf ihrem Weg auch noch eine weitere Sehenswürdigkeit. Dass sein Vater ihn bei der Gestaltung der Bilder hin und wieder unterstützt hatte, verschwieg er natürlich vor Ort. Dann blieb ihm aber noch eine Bitte an den Onkel. Er fragte ihn:

„Wir sind euch sehr dankbar, dass ihr uns hier aufgenommen habt. Das sage ich euch auch für Christian und Manfred.“

Aber ich hätte noch eine Bitte an euch. Ich hoffe, dass ich damit hier gut ankomme. Wir haben ja kaum noch etwas anzubieten.“

Dann legte er eine Pause ein, weil er nicht so richtig wusste, wie er fortfahren sollte.

„Was meinst du damit?“

„Na, wir sind sehr knapp bei Kasse. Daher würde ich gern meine Aquarelle noch auf dem Markt verkaufen. Mit dem Erlös könnten wir euch etwas Mietgeld leisten. Aber ich wage mich nicht mehr in die Öffentlichkeit, weil die Polizei mich dort erwischen könnte. Hier zeige ich euch zwei meiner Bilder!“

„Darum mache dir doch keine Gedanken, Helmut. Ich bin regelmäßig auf dem Markt und kann die Sache dort für dich erledigen. Hast du Vorstellungen über die Preise? Aber du musst dir vorstellen, dass ihr Drei hier ganz kostenlos untergebracht seid.“



Blick auf Mals



Der Fröhlichsturm

Herma Brandenburger

RÜCKSCHAU

Kein menschliches Leben ohne Erinnerungen. Sie sind die Bausteine, die das Fundament unserer Persönlichkeit prägen. Sie dürfen nicht verloren gehen, weil wir ansonsten wie Pflanzen ohne Wurzeln dastehen würden.

Sich erinnern heißt, konstruktive Rückschau zu halten, um zu verstehen, wie wir die werden konnten, als die wir heute dastehen. Nicht zuletzt ist Erinnern eine Frage des Ausbalancierens von Festhalten und Loslassen. Ein Wort aus der jüdischen Tradition lautet: „Das Vergessenwollen verlängert das Exil, und das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.“

Unser Gehirn gleicht einem Computer mit einer ungeheuren Speicherkapazität. Alles, was jemals Eindruck auf uns hat, ist unter Mitwirkung aller unserer Sinne dort abgespeichert. Dass wir uns erinnern können, ist ausschließlich Sache unserer Emotionen. Was wir von frühester Kindheit an gesehen, gehört, gerochen, gefühlt und geschmeckt haben,

daraus drängen sich viel später Erinnerungen, wie an Land gespültes Treibholz, in unser Bewusstsein.



Jeder Mensch besitzt seinen ganz persönlichen Erinnerungsschatz; aus ihm stammen die Bausteine, die das Fundament seiner Persönlichkeit bilden. Mag die Mehrzahl dieser Bausteine ohne nennenswerte Bedeutung gewesen sein, gibt es auch markante von beträchtlichem Gewicht, als da sind

unsere Herkunft und das anerzogene Rollenbild. Kultur und Tradition sind maßgebliche Eckpfeiler, auf denen unser Lebensgebäude ruht, und die es stabilisieren. Nicht zu vergessen die Prägung durch die Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft und das durch sie vermittelte Gottes- und Menschen-Bild.

Natürlich sind wir nicht von Anfang an unsere alleinigen Baumeister, weshalb auch all derer gedacht werden muss, die die Weichen dafür gestellt haben, damit Leben sich entwickeln konnte. Deshalb hat Erinnern auch mit Verdanken zu tun, weil es uns ohne das Mitwirken vieler Kräfte gar nicht gäbe. Der Blick zurück dient dazu, um gefasst nach vorne schauen zu können.

Rückbesinnung und Erinnerung helfen beim Ausbalancieren dessen, was festgehalten und was losgelassen werden muss. Ein Wort aus der jüdischen Tradition lautet: „Das Vergessenwollen verlängert das Exil, und das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.“

Erinnerungen zu wecken bedeutet, Vergangenes freizulegen, um mit ihm ins Reine zu kommen. Welche brauchbaren Schlüsse kann man aus der Vergangenheit ziehen? Wenn hartnäckiges Vergessenwollen das „Exil“ verlängert, wie die

jüdische Weisheit lehrt, verstehe ich darunter die Scheu, eine nicht erkannte, innere Gefangenschaft voll seelischer Fesseln in Angriff zu nehmen. In selbst gewählter Verbannung stecken zu bleiben, mag zunächst das kleinere Übel sein. So manches selbstgewählte Exil (in Ehe, Familie oder Freundschaft) ließe sich beenden, wenn Menschen darauf zurückkommen und sich versöhnen. Dann fallen kerkerähnliche Mauern in sich zusammen und Blockaden werden durchlässig.

Die Schatztruhe voller Erinnerungen ist umso praller gefüllt, je älter man ist. Fällt auch im Alltag so manches dem schwächer werdenden Kurzzeitgedächtnis anheim, tritt in vorgerückten Jahren das Langzeitgedächtnis in Kraft. Dann laufen vor dem inneren Auge weit zurückliegende Ereignisse und Begegnungen ab, und die seinerzeit empfundenen Gefühle gesellen sich unverändert dazu. „Die Ruhe kommt erfüllten Strebens, es schwindet des verfehlten Pein – und also wird der Rest des Lebens ein sanftes Rückerinnern sein“, schrieb Ferdinand von Saar vor über hundert Jahren.

Schön wär's, mit dem „sanften Rückerinnern“; manchmal ist es das genaue Gegenteil. Alte Menschen haben mehr Vergangenheit als Zukunft; ein unbestrittener Wermutstropfen

im Alter ist jedoch, wenn der Großteil einst vertrauter Zeitgenossen nicht mehr am Leben ist. Irgendwann erinnert man mehr Tote als Lebende. Das kann auch eine Erklärung dafür sein, weshalb sie es vorziehen, zurückgezogen zu leben; was nicht heißen soll, dass das gegenwärtige Leben im Alter nur noch aus Erinnerungen besteht.

Wir sind, was wir erinnern. Das bedeutet, der Sogwirkung vor allem schmerzlicher Erinnerungen an Versäumnisse, an Irrungen und Wirrungen zu widerstehen. Andernfalls behält jemand die Haltung des schon früher immer zu kurz gekommenen Kindes, oder des vermeintlich verkannten Genies bei.

Und manchmal kann einer machen, was er will und findet trotzdem nicht aus der Rolle des Versagers heraus. Seine Familie hat ihn vielleicht von Anfang an auf diese Rolle festgelegt. Wer sich seiner Vergangenheit nicht richtig zu erinnern vermag, durchlebt sie immer wieder von neuem.

Im Ablauf mehrerer Reife-Phasen entdeckt man immer wieder neue Seiten an sich. Auf eine falsch getroffene und korrigierte Wahl darf man getrost mit Gottes Verständnis rechnen; Menschen tun sich damit untereinander bedeutend schwerer. In ihrer Selbstbetrachtung sehen sich manche

Menschen gern als jemand, als den sie sich selbst am liebsten erinnern. Erstaunlich, wie bedenkenlos manch einer die eigene Biographie immer wieder neu erfindet. Unglücksfälle und Erkrankungen des Gehirns, aufgrund dessen jemand sein Gedächtnis verloren hat, machen ein geschichtsloses Wesen aus ihm. In der Vergangenheit sind unsere Wurzeln gewachsen, und aus denen bilden wir unsere Identität. Ohne unsere Wurzeln, mit denen wir in der Welt verankert sind, hätten wir ein trauriges Schicksal.

Wie soll jemand auch wissen, wo er in Zukunft hin will, wenn er nicht weiß, aus welcher Vergangenheit er kommt? Mal abgesehen davon, dass einer gute Gründe haben kann, seine Herkunft zu verschweigen.

Im Fundus unserer Lebensgeschichte verbergen sich Unmengen von Bildern und Erlebnissen. Unser autobiographisches Gedächtnis reicht bis weit in die früheste Kindheit zurück, und es bedarf manchmal nur eines flüchtigen Impulses, um ein lange zurückliegendes Ereignis vors innere Auge zu holen. So erinnere ich seit fast einem Dreivierteljahrhundert einen Geruch aus dem Zweiten Weltkrieg, als unsere Stadt nach mehreren Bombenangriffen in Flammen stand.

Zum Glück damals noch zu klein, um verstehen zu können, hat mein Gehirn jedoch unverlierbar gespeichert, wie dieses Inferno gerochen hat. Heute noch entfährt mir jedesmal „es riecht nach Krieg“, wenn ein Luftzug jenen unverwechselbaren Brandgeruch in meine Nase weht.

Auch das Gehör hält jede Menge Erinnerungen und Eindrücke fest, die einem ein Leben lang nahgehen, zumal, wenn sie an besondere Emotionen geknüpft sind. Mit Siebzehn unsterblich in einen Musikstudenten verliebt, sah der seine besondere Mission darin, mir die Feinheiten kultivierten Musikhörens zu vermitteln. Unzählige Male hörten wir gemeinsam die romantisch-schermütige 8. Symphonie von Franz Schubert, die „Unvollendete“ in h-moll. Und wie man sich denken kann, ruft sie heute fast noch die selben Empfindungen hervor, wie vor über einem halben Jahrhundert.

Viele Jahre später, ich war bereits selbst Familienmutter, fiel ich buchstäblich aus allen Wolken, als ich ein Probefläschchen Parfüm öffnete, und mir ein unverkennbarer Duft in die Nase stieg. es war eindeutig die Parfümnote meiner geliebten, früh verstorbenen Großmutter. Und heute bemerke ich bei meinen eigenen, großen wie kleinen Enkeln, wie wichtig es ihnen ist, zu bewahren, was typisch für ihre Oma

ist. Als ob sie bereits zeitig Erinnerungen speichern, um mich bei sich zu behalten, in einer Zeit, wenn sie mich schon lange überlebt haben werden.

Für mich ist es tröstende Gewissheit, einmal in ihren Erinnerungen weiterzuleben, genau so, wie es Immanuel Kant beschrieben hat: „Wer im Gedächtnis seiner Lieben bleibt, der ist nicht tot, der ist nur fern. Tot ist nur, wer vergessen wird.“

Gegen einen zweiten Tod durch Vergessenwerden hat der Kölner Künstler Günter Demnig eine Stolperstein-Aktion ins Leben gerufen. Stolpersteine sind 10 Zentimeter große, würfelförmige Steine, die auf der Oberseite eine Messingplatte mit Informationen über einen Menschen enthalten, der während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft ums Leben gebracht worden ist. Die Gravur enthält den Namen, Geburtsdatum sowie den Tag, an dem ein Mitbürger abtransportiert und ermordet wurde.

Die Steine werden dort in den Boden eingelassen, wo der Betreffende seinen letzten frei gewählten Wohnsitz gehabt hat. Nicht, um die Ermordeten auch noch mit Füßen zu treten, sondern um aufzumerken, und quasi innerlich zu

stolpern, damit nicht in Vergessenheit gerät, was niemals wieder passieren darf.

Jedermann graust vor der Vorstellung, eines Tages spurlos vergangen und vergessen zu sein. Verständlich, dass jeder geborgen und aufgehoben sein möchte in der Erinnerung seiner Lieben. Daher sind vor allem auch kirchliche Feste spirituelle Gedenktage. Niemand soll vergessen sein, deshalb wird seit dem frühen Mittelalter an einem Tag im Jahr – an Allerseelen – all der Menschen gedacht, die nirgendwo namentlich erwähnt und erinnert werden; durch einen feierlichen Gottesdienst sollen sie an diesem Tag dem Vergessen entrissen werden.

Wem man in Liebe und Verehrung gedenkt, dem setzt man in seinem Herzen ein Denkmal. Gerahmte Fotos und Bilder in unseren heimischen vier Wänden dienen dem Andenken der Abgebildeten. Gleichzeitig vermitteln Bilder ebenso wie andere Erinnerungsstücke ein wenig gefühlte Nähe der Abwesenden. Wo kein Foto vorhanden ist, existiert vielleicht ein Gegenstand, der eine besondere Erinnerung darstellt.

Vor einiger Zeit fand ich bei einem Trödler große, nagelneue Leinenservietten. So vergilbt, wie sie waren, dürften sie eine unendlich lange Zeit nicht mehr, oder sogar noch nie, in

Gebrauch gewesen sein. Aus einer Haushaltsauflösung stammend, werden sie sicher einer Frau gehört haben, die längst verstorben ist.

Und da man früher jedes Wäschestück mit einem Monogramm, gezeichnet hat, ist auch jede dieser Servietten damit versehen. Welcher Name sich wohl hinter den ineinander verschlungenen Initialen GK verbirgt? Zwei Buchstaben, mehr kenne ich nicht von der Frau, die im Geiste quasi täglich mit uns zu Tisch sitzt, und von der wir weder wissen, wie sie hieß, noch wann und wo sie gewohnt hat, an die uns aber diese kleine textile Hinterlassenschaft erinnert.

Vielleicht bekommt sie es ja in der Ewigkeit mit und freut sich, dass hier fremde Leute ihrer gedenken. Wenn Menschen voneinander beeindruckt sind, zeichnen sie sich ebenfalls gegenseitig. Jeder hinterlässt sein Monogramm bei den Menschen, die seinen Namen in ihr Gedächtnis eingeprägt haben.

Auch dem Mann aus Nazareth war es ein Herzensanliegen, nicht in Vergessenheit zu geraten. Seine Jüngerinnen und Jünger sollten nach seinem Weggang häufig zusammen kommen, sich an einen Tisch setzen, um beim gemeinsamen Mahlhalten Seiner zu gedenken. „Tut dies zu meinem

Gedächtnis“, hatte er sie beschworen und versprochen, immer, wenn sie sich in seinem Namen versammeln würden, mitten unter ihnen zu sein (vgl Lk 22,19).

Ein tröstliches Vermächtnis für all jene, die mit ihrer ganzen Herzenskraft mit ihm verbunden bleiben wollen. Durch die Taufe sind wir mit dem Monogramm Christi – dem IHS – gezeichnet, was nicht etwa „Jesus, Heiland, Seligmacher“ bedeutet, wie man früher fraglos Glaubende weisgemacht hat. Das Christus-Monogramm leitet sich von den ersten beiden und dem letzten Buchstaben des griechischen Namens Jesus ab und weist Getaufte als zu Ihm gehörig aus.

Eine der Besonderheiten an alten Menschen ist, dass sie ideale Zeitzeugen für die Nachgeborenen sind. Nicht, weil man immer wieder gern von Opas heldenhaften Kampfeinsätzen im Krieg hören möchte, zumal wenn sie ohne die geringste Spur von Unrechtsbewusstsein vorgetragen werden.

Die Banalisierung des Bösen ist ein probates Mittel gegen Schuldgefühle, die einem ansonsten schwer auf der Seele lasten. Jeder Mensch entwickelt sein eigenes Maß an erträglichen Belastungen. Was darüber hinausgeht, wird normalerweise ausgeblendet oder geleugnet. Die Vergangenheit holt

jeden ein; sie ist wie ein Fass, dem die Erinnerungen so lange entströmen, bis man einen Deckel zum Abdichten findet. Wirklich weise sind die Menschen, die alles, was ihnen im Laufe des Lebens widerfahren ist, für sich als Lernerfahrungen und Bewährungsproben verbuchen. Bekanntlich wächst man an nichts so nachhaltig, wie an Widerständen. Erinnerungen dienen als Brücken in die Vergangenheit, aber sie sind immer auch Interpretationen des Erlebten und Durchlittenen.



Auf Gerds Rheinbrücke der A44 in 2002

Je mehr Zeit vergeht, umso variantenreicher gestaltet sich mitunter das, was wir zu erinnern glauben. Es fällt allemal leichter, sich bei seinen Rückbesinnungen als Opfer zu empfinden, als eigenes Schuldiggewordensein in aller Offenheit einzusehen und zuzugeben. Das Gedächtnis bewahrt auf, aber nicht ohne das Bedürfnis, das Gewesene wohlwollend ein wenig zu retuschieren.

Um seine Zukunft gestalten zu können, muss man sich mit seiner Vergangenheit auseinandersetzen, denn sie ist die Leinwand, auf der man seine Spuren hinterlassen hat. Wenn das Leben auch vorwärts gelebt wird – verstehen und die entsprechenden Lehren daraus ziehen, können wir nur in der Rückschau. Doch wie schwer einem dies ankommen kann, davon zeugen die Gedanken, die in schlaflosen Nächten wie Lawinen über einen niedergehen und einen wider Willen wachhalten.

Sich auf seinem Lager herumwälzen und grübeln, ist kein konstruktives Erinnern. Glücklicherweise gibt es heute ausreichend Möglichkeiten, mit fachlicher Hilfe ungelöste Konflikte, Enttäuschungen und Verletzungen in der eigenen Biographie sozusagen als „Wundpflege“ zu betreiben.

Allein wegen der heilenden Selbsthilfe liegt es nahe, seine Lebensgeschichte aufzuschreiben. Dabei ist schon ganz ohne Absicht erstaunliche Literatur entstanden. So erzielten vor einigen Jahren die Aufzeichnungen der Bäuerin Anna Wimschneider (1919-1993) große Beachtung. In mehreren Schulheften hat sie, die nach dem Tod der Mutter mit 8 Jahren den ganzen bäuerlichen Haushalt mit Vater und Geschwistern versorgen musste, ihren autobiographischen Bericht vom Leben der kleinen Leute zu Anfang des 20. Jahrhunderts aufgeschrieben.

Unter dem Titel Herbstmilch als Buch veröffentlicht, wurde ihre Geschichte überdies erfolgreich verfilmt. Über eine entbehrungsreiche und aufopferungsvolle Zeit, deren Ausmaße man sich heute kaum vorstellen kann, wirkt die Schreiberin zufrieden und dem Leben gegenüber trotz allem dankbar.

Was man in Worte fasst und sich von der Seele schreibt, wird aus dem Dunkel ans Licht geholt und verliert dabei einiges an Schwere. Was anderes als Erinnerungen ist denn ein Großteil aller Literatur, seitdem die Menschheit die Schrift erfunden hat? Man sollte noch viel mehr aufschreiben, um künftigen Generationen einen Einblick in das Leben ihrer Vorfahren zu gewähren. Wie auch „kleine Leute“ ihre

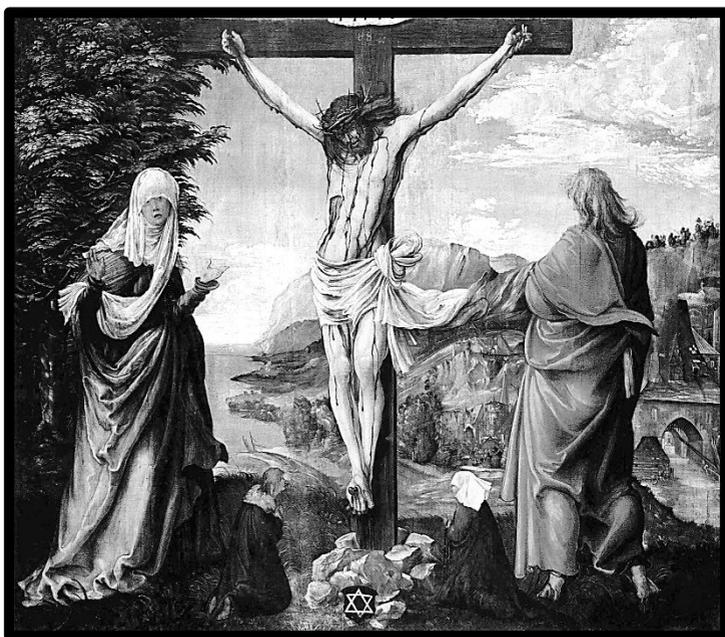
Lebenszeit gestaltet und gemeistert haben, ist bewundernswert genug und bedarf keiner zusätzlichen Erfindungen. Nichts ist bemerkenswerter als die jeweilige Wirklichkeit!

Um einander „für immer“ gedenken zu wollen, besaßen kleine Mädchen früher sogenannte „Poesie-Alben“. Und was man darin alles an Sinnsprüchen verewigte! Beliebt war besonders die allerletzte Albumseite für Worte wie: „...und wer dich lieber hat als ich, der schreibe sich noch hinter mich!“

Das Rätsel, wer dieser Hans vor über einhundert Jahren an dieser Stelle im Poesie-Album meiner Mutter gewesen ist, konnte ich leider nie lösen, aber für Enkel und Urenkel sind es gern zu lesende Erinnerungen aus einer fernen Zeit.

Lange schon bewahre ich letzte Briefe von mir nahstehenden Menschen auf, wenn ich sicher bin, dass ihnen keine weiteren mehr folgen werden, weil sich der jeweilige Lebenskreis zu schließen begonnen hat. Handgeschriebene Briefe empfinde ich als ein besonderes Vermächtnis, weil kaum etwas so persönlich ist wie die Handschrift eines Menschen, zumal wenn diese Briefe einmal nur für mich verfasst und an mich gerichtet wurden.

Wenn ich gelegentlich darin lese, sind mir ihre längst von dieser Welt gegangenen Schreiber in Gedanken ganz nah. Auch die um die 2000 Jahre alten Briefe des Apostels Paulus an frühe Christengemeinden sind beeindruckende Hinterlassenschaften.



Jesus am Kreuz

Durch sie erscheint sein Verfasser als Mensch mitsamt seiner Zeit vor unserem geistigen Auge. Erstaunlich allein, welche grundlegende Wandlung der einstige Saulus als Christen-

verfolger zum Paulus, als für die Nachfolge Jesu Bekehrter erfahren hat. Seine Briefe sind unzweifelhaft das Herzstück des christlichen Glaubens. Was man schätzt und für Wert hält, will man gegen das Vergessen bewahren.

Mit Sicherheit trafen seine Anhänger nach Jesu Tod ähnliche Überlegungen. Doch fast ein ganzes Jahrhundert verging, bis die Geschichte Jesu mit Gott und den Menschen niedergeschrieben wurde. Bis dahin wurde alles Wesentliche, wie im Orient üblich, von Generation zu Generation mündlich überliefert. Die Aufzeichnungen, bekannt als Evangelium, als „Frohe Botschaft“, sind das Fundament, auf dem das Christentum gründet. Sind sie auch keine historischen Abhandlungen, ist die Bibel doch als Heilige Schrift „das Buch der Bücher“ und ein wegweisender Erinnerungsschatz. Übrigens erinnert die Schöpfungsgeschichte im ersten Buch des Alten Testaments daran, am siebten Tag dem Schöpfer Ehre zu erweisen. Letztlich kommt es dem Menschen zugute, an einem Tag der Woche die Arbeit ruhen zu lassen, um über Gott, die Schöpfung und den Sinn des Lebens nachzusinnen, denn: „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.“

Einige Rückblicke

Gerhard Josten

Eine uns fremde und dennoch begeisternde Welt genossen wir mit zwei Paaren später, als wir uns auch solche Ausflüge leisten konnten, die richtig Geld kosteten. Das erste solcher Unternehmungen führte uns nach Istanbul. Nur Gisela wusste, warum ich dieses Ziel gewählt hatte. Ich hoffte ja damals, dort etwas über die Herkunft des Schachspiels aufzufinden. Das ging aber auch in die Hose. Und nun treffen wir uns regelmäßig, ohne an eine klitzekleine Insel gebunden zu sein und Mücken in riesigen Massen ertragen zu müssen. Es gab aber für uns auch erfreuliche Geschichten ohne große Probleme.

Dazu gehört das Altern in Freude. Meine Mutter kam allmählich in das Alter, in dem man mit dem Lebensende rechnen muss. Wenn die Prominenz diese Phase erreicht, dann greift sie oft zur Feder und schreibt ihre Memoiren. Auf Grund ihres subjektiven Charakters dürfen Memoiren jedoch nur mit Vorsicht als Quelle herangezogen werden. Da sie zumeist lange Zeit nach den dargestellten Ereignissen

niedergeschrieben werden, sind Irrtümer oder zumindest unbewusste Abweichungen von der Realität leicht möglich. Das nahm ich in Kauf.

Und so fragte ich eines Tages meine Mutter, ob und wann sie ihre Ereignisse einmal schriftlich niederlegen wollte. Wie oft hatten wir es erlebt, dass Besucher des Friedhofs oft vor einem Grab standen und Tränen vergossen, weil sie keine Fragen mehr stellen und Antworten erhalten konnten! Auf Grund ihres sehr zurückhaltenden Charakters begegnete Mutter dieser unerwarteten Frage mit großer Zurückhaltung. Auch meine Anregung, sie dabei gut zu unterstützen, blieb ohne jeden Erfolg.

Oft hörten wir in den Gesprächen mit unseren Freunden und Bekannten das Bedauern, ihren Eltern bereits zu deren Lebenszeiten nicht diejenigen Fragen gestellt zu haben, die ihnen erst im späteren Lebensalter in den Sinn kamen. Wir selber haben auch diese Erfahrung machen müssen. Wir fanden schließlich auch eine plausible Erklärung für das ziemlich weit verbreitete Phänomen der mehr oder weniger verpassten Gelegenheiten, die Vergangenheit der Eltern aufzunehmen und auch besser zu verstehen.

Es wäre nämlich fast schon mehr als ein Wunder, wenn

Kinder sich schon in frühen Jahren nach der Erfahrung der Eltern erkundigen würden. Jede einzelne Phase des Lebens besitzt bekanntlich ihre eigene Prägung. So versteht sich schon von selbst, dass in den meist recht unruhigen Zeiten der Pubertät eines Menschen, des allmählichen Erwachsenwerdens und der persönlichen Entwicklung der Blick viel mehr auf die Gegenwart und die Zukunft als auf die Vergangenheit gerichtet ist. Während der Jugendzeit und auch noch im mittleren Alter stehen mit einer gewissen Berechtigung die sorgfältige Planung der kommenden Jahre mit der Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit ganz im Vordergrund des Menschen. Im Alter dagegen schauen wir gern zurück auf die schönen Tage und ganz besonders wichtige Leute verfassen in dieser Phase ihre Memoiren, um sich damit der Nachwelt zu präsentieren.

Es gibt also Gründe und Anlässe genug, haben wir uns gedacht, den so sehr intensiv nach Erfolg und Ansehen strebenden Kindern, denen eines Tages keine alten Adressaten mehr zur Verfügung stehen werden, bereits zeitig Gelegenheit zu geben, ihre Fragen an die Eltern zu richten. Dass dabei ihre Partner und Kinder in die Fragestellungen eingeschlossen werden dürfen, bedarf keiner besonderen

Erwähnung. Und dann fragte ich meine Mutter:

„Selbstverständlich kommt es fast einer Zumutung gleich, dich schon heute dazu aufzufordern, einen einigermaßen verlässlichen Blick auf diejenigen Fragen zu werfen, die ich eigentlich erst später an dich richten würde und vielleicht gar nicht mehr kann. Daher bedarf es schon einiger Fantasie, sich in eine ungewisse Zukunft zu wagen.“

Nach Mutters endgültiger Absage drehte ich den Spieß um. So fragte ich in der Familie um, wer sich an der nun vorgesehenen Fragestellung an Mutter beteiligen würde. Wir stellten uns eine Art von Gemeinschaftsarbeit vor, um damit eine unnötige Duplizität von Fragen zu vermeiden. Wir freuten uns schon auf die vielen Fragen! Allerdings behielten wir uns vor, einige Fragen zurückhaltend zu beantworten – entweder weil ein mangelhaftes Erinnerungsvermögen im Wege stand oder eine vornehme Zurückhaltung es als eher vernünftig erscheinen ließ.

Und es trudelten dann in größeren Abständen etwa fünfzig Vorschläge bei mir ein. Nicht alle Vorschläge konnte ich annehmen. Geplant und realisiert habe ich daraus ein Buch veröffentlicht, das fast einhundert Seiten umfasste. Wegen dieses Umfangs gebe ich hier aber nur drei Beispiele wieder:

Worüber habt ihr euch im Leben am meisten gefreut oder geärgert?

Vater: Die volle Beantwortung allein dieser einzelnen Frage würde schon ein ganzes Buch füllen können. Spätestens nach meinem letzten Buch erhebe ich mich inzwischen himmelhoch darüber, mich über irgendetwas zu ärgern, obgleich es oft Anlass genug dafür gäbe, so seiner Unzufriedenheit einen ganz gehörigen und nachhaltigen Ausdruck zu verleihen. Ich bin auch ohne diese Nörgelei glücklich und zufrieden.

Beginnen wir mit dem Ärger, weil der etwas leichter zu handhaben ist. Es gibt Leute, die sich sogar zu Tode ärgern können. Zu dieser Kategorie gehöre ich nicht. Mutter lässt sich dagegen hin und wieder ärgern, jedenfalls etwas mehr als ich. Ich bin inzwischen der Überzeugung, dass es krank macht, sich zu ärgern. Sich zu ärgern nervt und stört das innere Gleichgewicht. Aus diesem simplen Grund der Selbsterhaltung ärgere ich mich schon lange einfach nicht mehr. Vielleicht hat diese Einstellung sogar etwas mit der Weisheit des Alters zu tun. Wenigstens drei meiner Bücher drehen sich auch um dieses Thema.

Eine Antwort zur Frage nach den erfreulichen Dingen fällt mir deswegen so schwer, weil mein Leben davon regelrecht überquillt. Ich wüsste nicht, mit welchen Ereignissen ich anfangen und mit welchen ich aufhören sollte. Tausende schöner und erfreulicher Dinge habe ich erlebt und auch heute noch genieße ich dieses schöne Glücksgefühl.

Die Basis meiner Zufriedenheit ist mir aber sehr wohl geläufig: Ich schulde sie meiner lieben Frau. Sie ist in allererster Linie die unerschöpfliche Quelle für mein Glück und meine Zufriedenheit. Nichts hat mich mehr gefreut als ihr „Ja“, als ich sie damals auf der Sedanwiese fragte, ob sie meine Frau werden wollte.

Alles das, was in unseren vielen folgenden Jahren dann noch geschah, beruht auf dieser Basis. Irmgard ist sogar seit Jahren in der Lage, meine geplanten Sätze, die nicht gerade so schnell aus mir heraussprudeln, flott zu Ende zu führen. Sie verhält sich dann also fast wie eine räuberische Elster: Irmgard klaut einfach meine Sätze. Zu den erfreulichsten Ereignissen meines Lebens gehören aber in erster Linie auch unsere so ganz unterschiedlichen Kinder mit ihren Familien, unsere guten Freunde und die wirtschaftliche Unabhängigkeit, obgleich wir uns, wie vorn bereits gesagt, keinen

Wohnpalast zu leisten im Stande sind.

Mutter: Den Ärger will ich hier ganz beiseitelassen, weil er keine so große Rolle in unserer Beziehung spielte, auch wenn er gelegentlich einmal auftauchte. Bleiben wir also bei der Freude! Ich habe mich am meisten gefreut, dass meine Kinder so gut geraten sind und ihr Leben im Griff haben. Ich glaube, dass sie das genau so sehen wie ich. Ich bin davon überzeugt, dass wir Zwei dazu ein klein wenig beigetragen haben.

Wir freuen uns über diese familiäre Vielfalt und genießen immer wieder das Zusammensein mit unseren Kindern und den Enkeln. Aus diesem Grund bieten wir ihnen immer wieder gern unsere Hilfe an, wenn Not am Mann ist, und wir denken, dass wir damit auch etwas in ihrem Leben und Alltag bleiben.

Was haben euch eure Eltern / Großeltern zu den Weltkriegen erzählt?

Vater: Mein Vater war gleich zum Kriegsbeginn eingezogen worden und kehrte nach dem Kriegsende zurück. Kein einziges Sterbewörtchen hat er über diese schlimmen Jahre als Soldat uns Kindern und wahrscheinlich auch unserer Mutter

gegenüber verloren. Dieses so ganz seltsame und auch unverständliche Phänomen war offenbar unter vielen Soldaten sehr weit verbreitet. Ich führe es darauf zurück, dass die Soldaten damals an den Fronten zu Handlungen gezwungen wurden, die ihren eigenen Vorstellungen völlig zuwiderliefen.

Wer würde denn schon einen Menschen umbringen und davon berichten wollen? Ich glaube, dass die Soldaten zum Töten vergewaltigt wurden. Wissen wir nicht auch von vergewaltigten Frauen, dass sie eine solche Untat oft ungern öffentlich eingestehen?

Mutter: Ich habe es hier sehr leicht mit meiner Antwort. Mein Vater wurde damals nicht als Soldat eingezogen. Die genauen Gründe sind mir nicht im Detail bekannt, aber möglicherweise hat bei ihm eine körperliche Schwäche wie eine leichte Gehbehinderung den Ausschlag gegeben, dass er die Musterung nicht – oder Gott sei Dank – erfolgreich überstand. So konnte er auch nicht von der Kriegsfront berichten. Allerdings habe ich nie von ihm erfahren, wie er den Krieg daheim erlebt hat.

Was waren eure anstrengendsten Urlaube?

Mutter: Ich bin der Auffassung, dass besonders diese unsere Radtouren quer durch Deutschland und Europa uns herausforderten. Aber so gewaltige Ausflüge wie quer durch Europa oder Australien, die Manfred mit seiner Frau bewältigte, kamen für uns nicht in Frage. Einmal mussten sie zum Beispiel ihre Tour an der Westküste durch die Vereinigten Staaten abbrechen.

Vater: Urlaube sollen ja nach allgemeinem Verständnis der Erholung dienen und danach haben wir auch in aller Regel gehandelt. Gut, unser Urlaub auf dieser einsamen Insel in Finnland war ziemlich strapaziös. Und der Regen erwischte uns gelegentlich auch dabei, wenn wir radelten. Aber das war wohl mehr eine Ausnahme von der Regel. Erholsam waren dagegen unsere Ausflüge mit dem Schiff auf dem östlichen Mittelmeer oder auch in Russland von Moskau nach Sankt Petersburg.

Anstrengend waren wohl unsere vielen Radtouren, die oft von Gegenwind, Regen und qualvoller Suche nach Quartieren begleitet waren. Auf unserer letzten Radtour benutzten wir probeweise E-Bikes, um den körperlichen Belastungen besser Stand zu halten. Zunächst aber standen unsere Urlaube mit den Kindern auf der Tagesordnung. Alle Touren

blieben für uns ganz unfallfrei. In vielen Fällen radelten wir nicht allein, sondern in Gruppen. Nach Prag waren wir allerdings mutterseelenallein unterwegs.

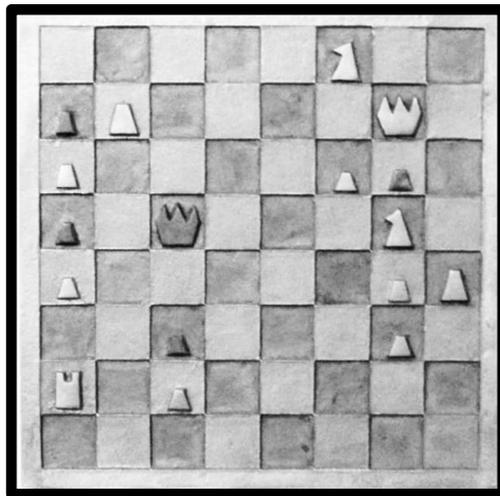
Nach einer Besichtigung von Dresden radelten wir eine Woche entlang der Flüsse Elbe und Moldau in die schönste Stadt Europas. Die Radtouren nach Florenz und Venedig waren aber auch nicht von schlechten Eltern. Auf der Tour nach Florenz, die uns u.a. nach San Gimignano führte, das auch als das „Mittelalterliches Manhattan“ oder „Stadt der Türme“ bezeichnet wird, kam ich abends wie viele andere Radler völlig erschöpft in Siena an und ich knallte mich sofort nach der Ankunft auf das Bett. Gerhard weckte mich dann wieder zum Abendessen. Diese Tour war wohl eine unserer anstrengendsten Touren.

Dieses Büchlein dürfen wir nicht beenden, ohne euch als die fleißigen familiären Fragesteller ein ganz herzliches „Danke schön“ zuzurufen für eure Mühe und euren Mut, weit in die Zukunft zu schauen. Es versteht sich von selbst, dass auch noch später einige bis dahin ungestellte Fragen auftauchen werden.

Aber vielleicht ist es uns mit diesem Unternehmen doch gelungen, das zu erwartende Defizit ein klein wenig zu

minimieren. Es ist ja auch nicht ausgeschlossen, dass eure Kinder eines Tages ebenfalls Klage führen werden über nicht gestellte Fragen. Daher möchte dieses Büchlein euch auch etwas ermuntern, viele Gespräche mit euren Kindern zu führen.

Auf eine sonst übliche Prüfung der Rechtschreibung haben wir hier verzichtet, weil das erstens Geld gekostet hätte und ihr uns einige Tippfehler zweitens nicht verübeln werdet. Wir wünschen euch und euren Kindern viel Spaß bei der Lektüre! Und damit wurde diese meine Initiative auch mein Erfolg. Aber es gab auch ein erfreuliches Schachprojekt:

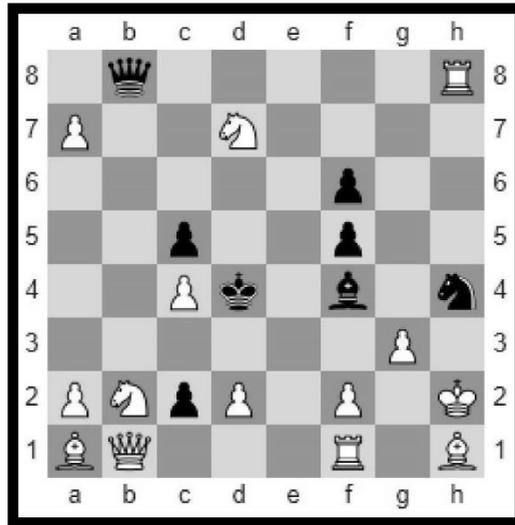


Mein Bronze-Exemplar

Auf dieses Stück mit einer vierfachen Bauernumwandlung war ich ziemlich stolz, auch wenn ich dazu die erhebliche Unterstützung eines Freundes benötigt hatte. Die Lösung beginnt mit 1.Sfe6+! Und der f-Bauer wird D, L, S und T. Ist das nicht toll gelungen? Ich ließ es in Bronze gießen und hängte das Stück angeberisch sogar in meinem Wohnzimmer auf.

Diese schachbezogene Freude hielt aber nicht sehr lange an. Dann aber geschah ein Weltwunder! Ein gewisser Babson hatte damals den lächerlichen Preis von 20 Dollar für eine Mattaufgabe ausgesetzt, in der Weiß jeweils genau in diejenige Figur umwandeln muss, in die zuvor Schwarz umgewandelt hat, um in vier Zügen mattzusetzen. Wunder gibt es doch immer wieder. Dann im Jahre 1983 gelang es dem bis dahin unbekanntem Russen Leonid V. Jarosch aus Kazan, der Hauptstadt von Tatarstan genau zwischen Moskau und dem Ural gelegen, diese Aufgabe ohne Makel zu bewältigen, wie es unten gezeigt wird. Drei Jahre später erhielt ich nämlich die Information, dass in drei Jahren zuvor ein Matt in vier Zügen veröffentlicht worden war, das als in der Fachwelt als das so genannte Jahrhundertmatt in der Geschichte

bezeichnet worden war. Da kommt es zu einer vierfachen Bauernumwandlung, aber das geschieht in zweifacher Weise. Weiß muss nämlich in genau der gleichen Weise einen Bauern in einen solchen Offizier umwandeln, in den Schwarz gerade umgewandelt hat. Ist das nicht ein Wunder?



Lösung: 1. Txh4

1. ... cxb1D 2. axb8D Dxb2 3. Db3 Dc3 4. Dxc3 matt, oder

2. ... De4 3. T/Dxf4 Dxf4 4. D/Txf4 matt

1. ... cxb1T 2. axb8T! Txb2 3. Tb3 Kxc4 4. Txf4 matt

1. ... cxb1L 2. axb8L! Le4 3. Lxf4 und 4. Le3 oder 4. Le5

Einige Zeit danach traten wir paarweise auch einem Kegelerverein bei, der sich den Namen „Fidele Holzköpp“ gegeben hatte. Wir kegelten mittwochs alle 14 Tage in einem Keller und der freundliche Wirt, der eigentlich an diesem Tag geschlossen hatte, stellte uns jeweils einen Kasten Bier zur Verfügung. Das Essen brachten die Mitglieder dann abwechselnd von zu Hause mit. Einige Zeit später zogen wir um und alles wurde einfacher. Irgendwann meinte unser Präsident, es würde doch ausreichen, wenn wir uns nur alle vier Wochen trafen.

Wer wollte da widersprechen? Und es dauerte auch nicht mehr lange, bis er sich mit seinem zweiten Vorschlag durchsetzte. Er brauchte anschließend nur wenige Monate, bis er die Treffen weiter reduzierte. Irgendwann meinte er auch, es würde doch ausreichen, wenn wir uns nur für wenige Tage auf unsere Ausflüge einigten. Und es dauerte nicht lange, bis wir schließlich nur noch für einen einzigen Tag auf Tour waren.

Jedes Jahr gab es einen Kegelausflug, der von den Mitgliedern abwechselnd zu organisieren war. Manfred tat sich in allen Dingen besonders hervor und daher wurde er bald zum Präsidenten auf alle Zeit gewählt. Das klingt alles sehr

harmonisch. Aber das war nicht der Fall. Alle Männer erhielten spezielle Vereinsaufgaben. Nur ich ging damals wieder leer aus.

Dann stand für uns die Feier zum 40-jährigen Bestehen unseres Vereins an. Um mein Defizit endlich zu beheben, informierte ich heimlich die Presse, dass wir eine entsprechende Feier zu unserem 40-jährigen Bestehen in einem schönen Lokal im Grüngürtel vorbereitet hatten. Wohl feierten wir dort in guter Runde. Dieses Interview mit der Zeitung riss unser Präsident aber gleich an sich. Mein so sorgfältig vorbereitetes Thema verlor ich also wieder. So mussten wir ihn halt agieren lassen.

Und nur kurze Zeit darauf passierte das, was niemand von uns erwartet hätte. Das geschah im Kölner Karneval. Manfreds Frau erschien mutterseelenallein zum Kegelabend und erzählte uns unter Tränen, dass Manfred sich von ihr getrennt hätte. So wurde uns auch klar, welche Gründe für seine bisherigen Reduzierungen unserer Kegelveranstaltungen vorlagen. Das dauerte ziemlich lange an, bis er nach langer Zeit wieder gemeinsam mit seiner Frau zum Kegeln erschien. Keiner von uns brachte den Mut auf, ihn zu befragen und er selber schwieg beharrlich zu diesem Thema.

In der Folge hat dieses Paar sein Haus aufgeteilt und es geschieht fast alles so friedlich und freundlich wie zuvor. Damit endete dieser persönliche Kleinkrieg.

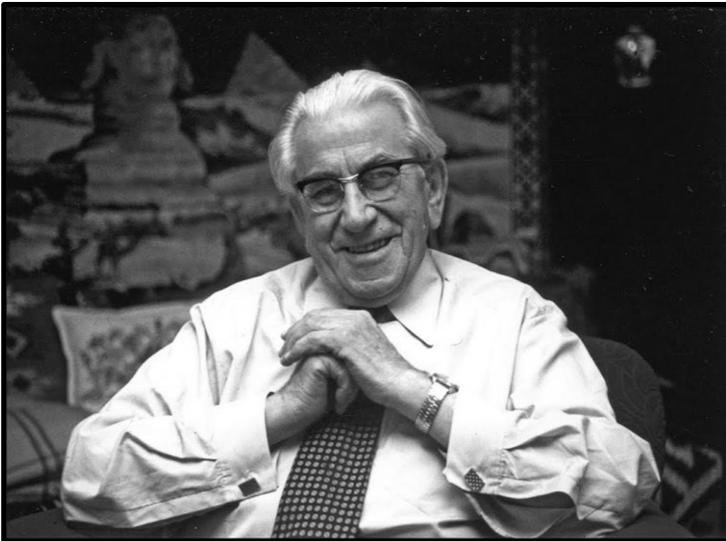


Die „Fidele Holzköpp“ bei ihrem Ausflug 2005 in Xanten

.
. .
.

Martinus Thomsen

Dieser Forscher lieferte dem Autor genau die Informationen, nach denen er lange vergeblich gesucht hatte. Im Internet entdecken wir sehr viele Informationen über diesen Philosophen. Der dänische Geistesforscher Martinus Thomsen unterbreitet die Prinzipien einer neuen Weltmoral, die die Grundlage zur Schaffung einer friedlichen und liebevollen Kultur auf der Erde bilden.



Martinus Thomsen, um 1977

Die Entwicklung einer neuen Kultur des Vergebens und gesünderer Lebensgewohnheiten, die Schaffung eines gerechten Weltstaates, die Einführung der Weltsprache Esperanto, Vegetarismus, die Entfaltung einer größeren Liebe zu Pflanzen, Tieren und Menschen – zu allen Lebewesen, sowohl im Mikro-, Mittel- und Makrokosmos – bilden wichtige Elemente in der Martinus-Kosmologie, die als vollständiges Weltbild beschrieben werden kann, in dem alles mit allem verbunden ist. Martinus ist wegen seines umfassenden geisteswissenschaftlichen Gesamtwerks bekannt, das den gemeinsamen übergeordneten Titel „Das Dritte Testament“ trägt.

Er schuf ein völlig neues Weltbild unter dem Titel „Der Weg zu Humanität und Nächstenliebe.“ Martinus wohnte in seiner kleinen Wohnung im ersten Stock des Martinus-Instituts bis zu seinem Hinscheiden 1981. Aber seine „Sache“ lebt weiter – und erfreut sich eines ständig wachsenden Interesses unter geistig Suchenden in einer Reihe von Ländern weltweit. So sind zum Beispiel folgende Fragen an ihn gerichtet worden: Warum erlebe ich Widerstand und Leiden? Was bedeuten die Dinge, die mir in meinem Leben geschehen? Und was soll ich aus ihnen lernen?

Martinus gibt uns mit seiner Geisteswissenschaft ein analytisches Werkzeug, damit wir die Antwort durch die Erforschung der Erfahrungen finden können, die wir im täglichen Leben machen, also durch die an uns gerichtete direkte Sprache des Lebens. Die Erklärung liegt in einem tieferen Verstehen dessen, was Ursachen und was Wirkungen in unserem Leben sind.

Das alte Sprichwort „Was der Mensch sät, wird er ernten“ erhält durch die Geisteswissenschaft eine logisch untermauerte Erklärung, die dem Bewusstsein des modernen Gegenwartsmenschen angepasst ist. Die Aussage soll nämlich ganz buchstäblich verstanden werden: Bei allem, was uns im Leben begegnet, wird die tiefere Ursache immer bei uns selbst gefunden werden. Fühlen wir uns von anderen schlecht und ungerecht behandelt, haben wir andere selbst etwas Ähnlichem ausgesetzt – entweder in diesem oder in einem früheren Leben. Bekommen wir eine Krankheit, ist die Ursache die, dass wir unseren Körper früher aus Unwissenheit schädlichen physischen oder psychischen Einflüssen ausgesetzt haben. Haben wir ein starkes Mitgefühl mit den Leiden anderer, dann ist das eine Fähigkeit, die wir entwickelt haben, weil wir selbst früher entsprechende Leiden erlebt haben.

Das Leben gestaltet sich also als ständiger Lernprozess, in dem das Karma- oder Schicksalsgesetz als das pädagogischste Werkzeug funktioniert, das man sich überhaupt vorstellen kann. Wir bekommen nämlich ständig unsere eigenen Handlungen und unsere eigene Mentalität als Spiegel vorgehalten. Wir werden uns darüber klar, dass in Wirklichkeit niemals etwas Zufälliges und auch niemals etwas Ungerechtes geschieht, obwohl es vielleicht so aussieht. Ein Wesen, das im Besitz des Lebensmutes ist, der durch Liebe zu allem, was lebt, gewonnen worden ist, kann nicht gebunden werden, wie sehr man es auch zum Sklaven machen will.

Durch diese an uns gerichtete direkte Sprache des Lebens werden wir uns darüber klar, wie wir uns entwickeln müssen und wie wir ein glücklicheres und zufriedenstellenderes Leben finden. Das geschieht, indem wir unser Handeln und unsere Denkweise in eine humanere Richtung verändern. Martinus nennt das die „mentale Kursänderung“, weil der Fokus unseres Lebens sich von der Selbstbezogenheit und dem Selbstmitleid zur Fürsorge für andere verschiebt.

Von „sich selbst der Nächste“ zu sein, zu „der Nächste seines Nächsten“ zu werden. Von sich als Opfer der Handlungen anderer zu fühlen, zu selbst die Verantwortung für seine

persönliche humane Entwicklung zu übernehmen. Allmählich wird diese mentale Kursänderung nicht weniger als eine neue humane und friedliche Weltkultur schaffen, sagt Martinus voraus. Obwohl wir bereits heute Elemente dieser neuen Kultur bei einigen Menschen finden, müssen wir nur verstehen, dass es Zeit braucht – vielleicht Tausende von Jahren –, ehe sie die Welt richtig prägen wird.

Das beruht darauf, dass sie aus einem organischen Entwicklungs- und Reifungsprozess eines jeden einzelnen Individuums hervorgeht. Ein solcher Prozess erfordert seinen eigenen natürlichen Verlauf durch den allmählichen Gewinn von Erfahrungen und den Aufbau neuer humaner Talente. Darum kann er nicht durch künstliche Methoden forciert werden.

Nach Martinus wird jeder von uns noch viele physische Inkarnationen durchleben, ehe wir das werden, was er „wahre Menschen“ nennt, d. h. Menschen von allumfassender Nächstenliebe und einer vollkommen logischen und intellektuellen Denkfähigkeit. Diese Einsicht gibt Freude und Lebensmut. Die Schmiede, in der Martinus im März 1905 in die Lehre ging. Sie gehörte zur Farm „Baggesvogn“, wo Martinus' Mutter als Haushälterin diente. Fast 40 Jahre (1943-

1981) wohnte und arbeitete Martinus in seiner Wohnung im 1. Stock im Gebäude des Instituts im Mariendalsvej, Frederiksberg. In dieser zur Erinnerung an Martinus erhaltenen Wohnung kann man die Atmosphäre wahrnehmen, in der er sich die meiste Zeit aufhielt und viele Stunden damit verbrachte, seine kosmischen Analysen zu schreiben, Treffen mit seinen Mitarbeitern abzuhalten, Besuch von Interessenten aus dem In- und Ausland zu empfangen usw.

Die Wohnung ist so erhalten, wie er sie benutzte, mit seiner Schreibmaschine, den Möbeln und dem Inventar sowie einigen seiner Originalsymbole an den Wänden. Die Wohnung kann von Interessenten besucht werden. Wir bitten nur darum, dass man sich vorher mit dem Institut in Verbindung setzt und den Zeitpunkt des Besuchs vereinbart. Hier können Sie eine Einführung in einige der geisteswissenschaftlichen Analysen lesen, die Martinus in seinem umfassenden Gesamtwerk beschrieben hat.

Zu allen Zeiten hat der Mensch sich ein Bild von der Welt gemacht. So sind Mythen und religiöse Geschichten entstanden, die als Erklärungen der Beschaffenheit der Welt, des Lebens und des Todes dienten. Die einzelnen Weltbilder sind jedoch nicht nur Bilder von der Welt, sondern auch

Bilder der Bewusstseinsstadien, die in der Gesellschaft der damaligen Zeit vorherrschend waren. Indem wir die Entwicklung der Weltbilder der Vergangenheit betrachten, können wir die Bewusstseinsentwicklung des Menschen – die Entwicklung seiner Psyche im Laufe der Geschichte – verfolgen. Wir können sehen, dass Weltbilder entstanden, um später wieder zu verschwinden.

Diese Entwicklung des Bewusstseins sieht Martinus aus einer viel weiteren Perspektive und beschreibt infolgedessen ein ganz neues Weltbild. Martinus bringt uns die überraschende Einsicht, dass diese wechselnden Weltbilder einem übergeordneten Plan folgen – einer Gesetzmäßigkeit für das Entwickeln des menschlichen Bewusstseins.

Der Mensch hat verschiedene mythische und religiöse Kulturepochen durchlaufen. Die frühen basierten auf Kriegs- und Racheauffassungen und auf vielen Göttern, während in späteren Kulturepochen nur ein Gott angebetet wurde, was – bis jetzt teilweise vergeblich – zur Entfaltung von Nächstenliebe inspirierte. Noch später in der Entwicklung hat ein Teil der Menschheit das Vertrauen zu den traditionellen Religionen mit deren früheren Vorstellungen und Moralauffassungen verloren. Dies geschah in gleichem Maße, wie die

Intelligenz sich entwickelte und wie praktische Erfahrungen in der Umwelt größere Bedeutung bekommen haben.

Zusammen haben die Naturwissenschaften und die weltlichen humanistischen und psychologischen Theorien an Boden gewonnen und ein materialistisches Weltbild gestaltet. Laut Martinus ist dies jedoch nicht das Endstadium der Bewusstseinsentwicklung des Menschen. Die verschiedenen Bewusstseinsformen, die im Laufe der Zeit entstanden sind, geben den Antrieb zu verschiedenen Stadien auf dem Weg des Lebens.

Die Entwicklung oder die Verwandlung der Lebewesen schreitet fort, selbst wenn Menschen zuweilen meinen, dass das nicht schnell genug geschieht. In unseren Tagen befinden wir uns in einer beschleunigten Entwicklung. Alles geht jetzt schneller vor sich, als es vor Jahrhunderten der Fall war. Deshalb strömt auch ein großes Erfahrungsmaterial über die irdische Menschheit hin.

Die großen Weltkriege, die Revolution, die Arbeitslosigkeit, die vielen physischen und psychischen Krankheiten, die persönlichen Beschwerden, die jeder Mensch durchmacht, all das ist mitwirkend dazu, dass die Sehnsucht der Menschen nach dem Frieden immer stärker wird

Der Materialismus hat keine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens. Der Begriff „Materialismus“ hat zweierlei Bedeutungen. Die eine ist erkenntnisgemäß, d.h. man betrachtet nur das Materielle als Wirklichkeit. Die andere ist wertgemäß, d.h. man schätzt das Erreichen materieller Werte höher als alles andere. Allmählich wird das fehlende geistige Interesse der Materialisten mit sich bringen, dass diese in zunehmendem Ausmaß den Sinn des Lebens aus den Augen verlieren.

Sie konzentrieren sich auf das „Tote“ – und werden im Laufe der Zeit das Gefühl für das Lebende verlieren. Das materialistische Weltbild kann den Menschen nicht zum ethischen Maßstab werden oder erklären, warum es Leiden in der Welt gibt oder worum sich die Existenz des Menschen dreht, und wird deshalb genauso wie die früheren Weltbilder verschwinden.

Unmittelbar kann es dem einzelnen Menschen so vorkommen, als sei die kulturelle und bewusstmäßige Vergangenheit nur etwas, was anderen geschah, d.h. den Menschen der Vergangenheit. Durch die Analysen von Martinus öffnet sich jedoch dem einzelnen Individuum und dessen Beziehung zur Umwelt eine enorme Perspektive. Jeder Einzelne

hat Leben für Leben sein Bewusstsein entwickelt. Wir sind alle sowohl an der Vergangenheit als auch an der Zukunft beteiligt.

Gemäß Martinus ist das Leben ein langes Entwicklungs- und Ausbildungsprojekt, das jedem Individuum angepasst ist. Durch das Erleben der fundamentalen Kontraste des Lebens – Freude und Leid – entwickelt der Mensch sein Bewusstsein. Aufgrund seiner Unwissenheit macht er unumgänglich Fehler und erntet dann qualvolle Konsequenzen, macht aber auch wertvolle Erfahrungen.

Tief in jedem einzelnen Menschen hinterlässt Leben für Leben die direkte Sprache des Lebens ihre Spuren. Diese Spuren bilden die Essenz davon, was das Leben an sich ist. Solche Essenzen bereichern das individuelle Bewusstsein des Menschen und werden so zu einer Schatzkammer der Weisheit, die eine Basis für die künftige Anwendung der Intuition ausmacht.

Die ersten Anzeichen der Wirkungen der Intuition sehen wir bei gewissen Künstlern und Wissenschaftlern. In einem noch weiter fortgeschrittenen Stadium kann der ethisch hoch entwickelte und liebevolle Mensch selbst wählen, seine Intuition dazu anzuwenden, die Gesetzmäßigkeiten des

Lebens zu studieren, seine eigene Beteiligung an der Ewigkeit zu erleben und mit der Gottheit in Kontakt zu sein.

Auf diese Weise hat Martinus sein Lebenswerk geschaffen und dem Erdenmenschen damit ein neues, umfassendes Weltbild zugänglich gemacht. In diesem Weltbild tritt das Religiöse in einer neuen und intellektuellen Form in Erscheinung, die eine Rechtfertigung für alle Lebewesen darstellt. Martinus führt die Konsequenzen der übergeordneten Gesetze des Lebens in das mannigfaltige und zerstreute Leben hinein, in dem der moderne Mensch sich befindet.

Für Martinus ist es kein Wunder, dass viele Menschen empfinden, dem Leben fremd gegenüberzustehen. Die Erfahrungen, die die Menschen machen, verursachen tiefgehende Veränderungen in ihrem Bewusstsein. Immer mehr Menschen werden erleben, dass ihre Psyche nicht zum traditionellen Lebensstil und zu jenen traditionellen Geschlechtsrollen passt, die die Geschlechter stark voneinander trennen. Der moderne Mensch entwickelt in zunehmendem Maße sowohl feminine als auch maskuline Eigenschaften.

Das Feminine kommt im Mann zum Vorschein und das Maskuline in der Frau. Dies verursacht Veränderungen sowohl in den Familien- und Gesellschaftsstrukturen als auch

im Liebesleben und in der Sexualität. Es gibt also bezüglich der Liebe und der Sexualität auch verschiedene Entwicklungsstadien. Die Betrachtungsweise des Lebens, die sich Martinus eröffnete, war ein Teil seiner Einweihung in das göttliche Bewusstsein. Die Gottheit ist gemäß Martinus das Weltall in seiner Ganzheit und umfasst sowohl maskuline als auch feminine Eigenschaften.

Martinus ist sich mit den Astronomen darüber einig, dass der physische Weltraum gigantisch ist, da er alles von Elementarpartikeln bis zu Supergalaxien umspannt. Er betrachtet jedoch das All als eine lebendige Einheit und erschafft somit ein geisteswissenschaftliches Weltbild. Er betrachtet das Bewusstsein als die Instanz, die die Entwicklung des Lebens leitet – auch die biologische Entwicklung. Der Keim aller unterschiedlichen Arten befindet sich auf der geistigen Ebene, und langsam setzen sich die mannigfachen Arten durch, manifestieren ihr Leben und entwickeln sich, je nachdem wie es auf der physischen Ebene möglich ist.

Dies geht im Tierreich als Kampf ums Dasein vor sich. Der Mensch wird – in Übereinstimmung mit der Naturwissenschaft – als Lebewesen betrachtet, das sich aus dem Tierreich heraus entwickelt hat. Martinus ist jedoch der Ansicht, dass

diese Entwicklung weitergeht und dass wir als Menschen noch nicht fertig entwickelt sind. Es fehlt uns noch an so manchen Erfahrungen, die unter anderem unser Mitgefühl, unsere Toleranz, unser soziales Verständnis und unseren Sinn für Ethik entwickeln werden. Auf lange Sicht wird dies mit sich bringen, dass eine gerechte und liebevolle Weltgesellschaft sowie ein neues und bewussteres Gottesverhältnis entstehen werden.

Martinus zeichnete und malte eine große Anzahl von Symbolen, Figuren, Farben und Linien, die jeweils bestimmte Bereiche der kosmischen Analysen illustrierten, von denen er behauptete, sie seien wichtige Elemente in seiner Gesamtbeschreibung des ewigen Weltbildes. Seiner Meinung nach bieten diese Symbole einen zugänglichen Überblick über die Prinzipien und Gesetze, die das Leben und das Universum als Ganzes charakterisieren.

Die Symbole sind aus Figuren, Farben und Strichen aufgebaut und illustrieren jeweils bestimmte Gebiete der kosmischen Analysen. Martinus hat damit eine physische Illustration der geistigen Realitäten geschaffen, die unserer physischen Wahrnehmung sonst unzugänglich sind. Diese physische Darstellung macht es leichter, seine Gedanken auf

geistige Phänomene zu konzentrieren und sie so systematisch und gezielt zu studieren, wie wir es gewohnt sind, wenn es sich um physische Objekte und Erscheinungen handelt. Die Symbole kann man mit Landkarten vergleichen.

Auf dieselbe Weise wie Landkarten eine symbolische Abbildung der geographischen Realitäten zeigen, zeigen sie eine symbolische Abbildung der geistigen und kosmischen Realitäten. Das alte Sprichwort „Was der Mensch sät, wird er ernten“ (Gal. 6,7) erhält durch die Geisteswissenschaft eine logisch untermauerte Erklärung, die dem Bewusstsein des modernen Gegenwartsmenschen angepasst ist.

Die Aussage soll nämlich ganz buchstäblich verstanden werden: Bei allem, was uns im Leben begegnet, wird die tiefere Ursache immer bei uns selbst gefunden werden. Fühlen wir uns von anderen schlecht und ungerecht behandelt, haben wir andere selbst etwas Ähnlichem ausgesetzt – entweder in diesem oder in einem früheren Leben. Bekommen wir eine Krankheit, ist die Ursache die, dass wir unseren Körper früher aus Unwissenheit schädlichen physischen oder psychischen Einflüssen ausgesetzt haben. Haben wir ein starkes Mitgefühl mit den Leiden anderer, dann ist das eine Fähigkeit, die wir entwickelt haben, weil wir selbst früher

entsprechende Leiden erlebt haben.

Das Leben gestaltet sich also als ständiger Lernprozess, in dem das Karma oder Schicksalsgesetz als das pädagogischste Werkzeug funktioniert, das man sich überhaupt vorstellen kann. Wir bekommen nämlich ständig unsere eigenen Handlungen und unsere eigene Mentalität als Spiegel vorgehalten. Wir werden uns darüber klar, dass in Wirklichkeit niemals etwas Zufälliges und auch niemals etwas Ungerechtes geschieht, obwohl es vielleicht so aussieht.

Ein Wesen, das im Besitz des Lebensmutes ist, der durch Liebe zu allem, was lebt, gewonnen worden ist, kann nicht gebunden werden, wie sehr man es auch zum Sklaven machen will. Durch diese an uns gerichtete direkte Sprache des Lebens werden wir uns darüber klar, wie wir uns entwickeln müssen und wie wir ein glücklicheres und zufriedenstellenderes Leben finden. Das geschieht, indem wir unser Handeln und unsere Denkweise in eine humanere Richtung verändern.

Martinus nennt das die „mentale Kursänderung“, weil der Fokus unseres Lebens sich von der Selbstbezogenheit und dem Selbstmitleid zur Fürsorge für andere verschiebt. Von „sich selbst der Nächste“ zu sein, zu „der Nächste seines

Nächsten“ zu werden: Von sich als Opfer der Handlungen anderer zu fühlen, zu selbst die Verantwortung für seine persönliche humane Entwicklung zu übernehmen.

Allmählich wird diese mentale Kursänderung nicht weniger als eine neue humane und friedliche Weltkultur schaffen, sagt Martinus voraus. Obwohl wir bereits heute Elemente dieser neuen Kultur bei einigen Menschen finden, müssen wir nur verstehen, dass es Zeit braucht – vielleicht Tausende von Jahren –, ehe sie die Welt richtig prägen wird.

Das beruht darauf, dass sie aus einem organischen Entwicklungs- und Reifungsprozess eines jeden einzelnen Individuums hervorgeht. Ein solcher Prozess erfordert seinen eigenen natürlichen Verlauf durch den allmählichen Gewinn von Erfahrungen und den Aufbau neuer humaner Talente. Darum kann er nicht durch künstliche Methoden forciert werden.

Nach Martinus wird jeder von uns noch viele physische Inkarnationen durchleben, ehe wir das werden, was er „wahre Menschen“ nennt, d. h. Menschen von allumfassender Nächstenliebe und einer vollkommen logischen und intellektuellen Denkfähigkeit. Diese Einsicht gibt Freude und Lebensmut. Obwohl die Entwicklung sehr lange dauert –

sowohl für uns selbst als auch für alle Anderen –, haben wir dann eine mächtige Quelle der Lebensfreude und des Lebensmutes in dem Erkennen der Lebensgesetze, zu denen uns die Geisteswissenschaft einen Zugang gibt. Wir bekommen nämlich einen Überblick, der zeigt, dass wir volles Vertrauen in den Gang der Entwicklung haben können.

Das Leben enthüllt sich als eine lange Reise, in der wir uns über die Erlebnisse auf dem Weg freuen können, sowohl über die angenehmen als auch – bei näherem Nachdenken – über die unangenehmen. Das beruht darauf, dass wir einsehen, dass sie alle notwendig sind, um uns zu größerer Menschlichkeit weiterzuführen.

Die Geisteswissenschaft gibt einen Einblick in den bisherigen Verlauf der Reise, bei der wir zahlreiche Inkarnationen im Tierreich durchlebt haben. Sie zeigt uns, dass wir an der Evolution als unbewusste Akteure auf der großen Bühne des Lebens teilgenommen haben. Gerade jetzt befinden wir uns in einem Stadium, in dem wir eine Art „Sphinxwesen“ sind. Wir sind weder Tiere noch wahre Menschen, sondern haben sowohl eine Reihe tierischer, egoistischer Seiten als auch ein dämmerndes, den Nächsten liebendes Bewusstsein. Die weitere Reise wird ungeheuer spannend, weil wir immer besser

darin werden, eine bewusste Wahl auf der Bühne des Lebens vorzunehmen.

Wir gewinnen allmählich genug Wissen und Erfahrungen, um unser eigenes Leben in einer Art zu inszenieren, die den Frieden und die Liebe fördert, nach denen wir uns so sehr sehnen. Die Denkart, die am meisten den Lebensmut unterminiert, ist das Martyrium. Das Martyrium ist einer der schlimmsten Feinde des Menschen, weil es eine Lebenslüge ist. In Wirklichkeit gibt es kein Martyrium. Keiner kann in Wirklichkeit Unrecht erleiden und keiner kann Unrecht tun. Martinus' Vorschlag, wie wir mit unserer persönlichen Entwicklung arbeiten können, klingt ganz einfach.

Er weist nach, dass wir – ein jeder – durch die direkte Sprache des Lebens ein persönliches Übungsgebiet benannt bekommen. Jedes Mal, wenn wir Widerstand, Stress, Krankheit und anderen Leiden begegnen, ist das ein Signal dafür, dass es etwas in unserem Handeln und Verhalten gibt, das wir lernen sollen anders zu machen.

Das verlangt aber, dass wir lauschen und selbst die Willenskraft einsetzen, um die notwendigen Veränderungen zu schaffen. Als Entgelt werden wir erleben, dass der Gewinn immer größer wird, je mehr wir fürsorglich, vergebend und

liebevoll gegenüber anderen Lebewesen zu sein vermögen. Das gilt auch für das Verhältnis zu unserem eigenen Organismus, wo eine gesunde Lebensweise und frohe positive Gedanken eine weit größere Bedeutung haben, als wir uns normalerweise vorstellen.

Außerdem haben wir einen glänzenden Führer in unserem eigenen Gewissen, das in den Worten von Martinus ein „leuchtendes Mentalfeld“ des Bewusstseins ist. Das Gewissen gibt uns meistens ein deutliches Signal, wenn wir nicht nach unseren eigenen humanen Idealen leben. In einem Beitrag im dänischen Kosmos gab Martinus einige konkrete Hinweise für Gebiete, wo wir uns alle mit großem Gewinn in der Entwicklung unserer eigenen Mentalität üben können, indem wir unsere Willenskraft einsetzen für:

- Streiche den Begriff „Feinde“ aus deinem Bewusstsein.
- Töte, verletze oder verstümmele niemals.
- Entgegne niemals auf Zorn, Verleumdung oder anderes Unangenehme, das gegen dich gerichtet ist.
- Sage selbst niemals etwas Schlechtes über jemanden oder etwas.
- Sei absolut unbeeinflussbar von Schmeicheleien, Lob

oder Tadel.

- Sei in allen Lebensverhältnissen absolut wahr und ehrlich.
- Lass niemals dein Denken davon abweichen, sich damit zu beschäftigen, wie du deinem Mitwissen am allerbesten dienen kannst.

Dann führst du die allerhöchste Form des Yoga oder die vollkommenste Übung jenes Teils der Entwicklung aus, der in der Reichweite deines Willens liegt und der – in Verbindung mit der Bearbeitung des übrigen Teils deiner Natur durch das Leben selbst – dich schließlich zur moralischen Genialität führen wird oder dich dazu umschaffen wird, das vollkommene Wesen oder ein „Gottmensch“ zu sein.

Anita und Jörg unterhielten sich über diese Geschichte:

„Kannst du das nachvollziehen, Jörg? Oder hast du das schön einmal gehört?“

Jörg zögerte erst einmal mit seiner Antwort.

„Hm, da überrascht du mich ganz erheblich, Anita. Dort finde ich nämlich nichts über unser Weltall. Und auch das Schachspiel ist dort nirgendwo zu finden. Willst du mich etwa nur ein klein wenig provozieren? Oder wie kamst du

überhaupt auf die Idee, diesen Weg einmal einzuschlagen?“

„Nun gut! Ich habe deinen Vater einmal gefragt, was es mit der Lichtgeschwindigkeit auf sich hat, denn der ist ja auch mit diesem Thema befasst, weil er schon beruflich damit zu tun hat. Und von ihm erhielt ich eine Antwort, die mich doch einigermaßen überraschte.“

„Was antwortete er dir denn?“

„Er sagte mir, dass das Licht sich mit 300.000 Kilometern in einer Sekunde bewegt. Somit braucht zum Beispiel das Licht von der Sonne bis zur Erde – je nach Jahreszeit – rund 8 Minuten. Dabei verschwieg er mir aber nicht, dass sich Licht mit einer geringeren Geschwindigkeit als durch das Vakuum bewegen kann. So beträgt die Lichtgeschwindigkeit im Wasser 75 Prozent und die in Diamanten nur 41 Prozent des Wertes im Vakuum. Das hast du bestimmt noch nicht gewusst, nichtwahr? Ja, Anita. Du kannst wirklich stolz auf deine Neugier sein! Warum hast du mir denn nicht gleich davon berichtet?“

„Ich musste erst einmal mit meinem Vater darüber sprechen. Nun hat der ja nicht ein überaus großes Interesse an diesem Thema, weil er sich als Priester in erster Linie um das Wohl seiner Gemeinde kümmern muss. Aber immerhin verwies er

mich bei diesem Gespräch auch auf Martinus, der in Sachen Weltall eine eher christliche Auffassung vertrat, losgelöst von allen wissenschaftlichen Vorstellungen.“

„Er hat also überhaupt keine eigene Auffassung über diesen angeblichen Urknall, er verfolgt die wissenschaftlichen Unternehmungen im All überhaupt nicht und in seinen Predigten kommt das Weltall nie vor?“

„Ja, so ist es. Wie schnell oder langsam das Licht sich bewegen kann, das interessiert ihn überhaupt nicht. Bei seinen Predigten kommt das Weltall wahrscheinlich nur dann zur Sprache, wenn er über das Alte Testament oder Gottes Schöpfung spricht. Ich habe ihm vor einiger Zeit einmal einen offenen Brief von 33 Wissenschaftlern zur Urknalltheorie kopiert und freundlich um einen Kommentar gebeten, aber darauf hat er bis heute nicht reagiert. Das tut mir sehr leid.“

Hier sei noch eine Anmerkung hinzugefügt. Die Lichtgeschwindigkeit ist abhängig von der Umgebung, in der es sich bewegt. Folgende Werte gibt es dazu: Man muss wissen, dass es verschiedene Verfahren gibt, mit denen man die Lichtgeschwindigkeit messen kann. In einem bekannten Verfahren kommt eine Leuchtdiode zum Einsatz, welche sehr kurz

eingeschaltet wird. Das Licht wird dann von zwei Empfängern registriert – außerdem wird dabei das Licht auf einem Oszilloskop, einem Messgerät, dargestellt. Durch die zeitliche Verschiebung der Signale hat man die Möglichkeit die Lichtgeschwindigkeit zu berechnen. Im Übrigen beträgt die Lichtgeschwindigkeit im Vakuum 299.792.458 m/s.

im Vakuum:	299.792.458 m/s
in der Luft:	299.705.518 m/s
im Wasser:	225.000.000 m/s
in einem Glas:	160.000.000 m/s

Eine besondere Freundschaft

Ursel und Karl

Nun sehe man mir nach, dass ich noch einmal weit zurückblicke. Recht seltsam verlief auch ein anderes Ereignis, selbst wenn es zuerst sehr positiv aussah. Es ging dabei um Ursel und Karl. Irmgard war schon seit Kindertagen mit Ursel befreundet, die von Jugend an im gleichen Haus wie sie wohnte. Zusammen mit ihr und einer weiteren Freundin war Irmgard mit ihren 15 Jahren oft auf dem Fahrrad unterwegs und die größte Tour führte diese Gruppe vom Ruhrgebiet bis an die Nordsee. Karl war ein deutscher Geologe und Bodenkundler. Er lehrte an der Kölner Universität und befasste sich vornehmlich mit dem Eiszeitalter und in diesem Zusammenhang mit seiner geologischen Unterstützung von archäologischen und paläontologischen Ausgrabungen. Es war nichts mehr als ein purer Zufall, dass Irmgard dieses Paar in einer Fußgängerzone entdeckte, als wir Karl noch nicht kannten. Erst sehr viel später erfuhren wir dann von diesem

Paar, das sich einst auf einer Studienreise nach China kennengelernt hatte.

Herausragendes Ereignis bildeten dabei in China allerdings nicht die neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse, sondern die Erkrankung von Ursel, die ganz offenbar das gänzlich ungewohnte chinesische Essen nicht vertrug und zur dringenden ärztlichen Behandlung in einem Krankenhaus landete. Es war dann auch Karl, der sich als Leiter der Gruppe besonders auszeichnete, indem er seine Ursel dort regelmäßig aufsuchte und betreute. Die erholte sich Schritt für Schritt und konnte am Rückflug teilnehmen. Ursel hatte bis dahin schon umfangreiche Erfahrungen mit Männern hinter sich gebracht. Dazu gehörte zum Beispiel der Kontakt mit einem Italiener, den sie beruflich kennengelernt und in dessen Heimat besucht hatte, um erst dort zu erfahren, dass dieser Mann eine eigene Familie führte. Fluchtartig verließ sie daher dieses Land und diesen Mann, ohne sich dabei zu verabschieden.

Der intensive Kontakt mit Karl blieb Ursel aber auch nach der Rückfahrt erhalten. Ja, er gewann sogar bald neue Aktivitäten, als dessen Frau verstarb. Schon bald danach vertiefte sich diese neue Beziehung erheblich und nach vielen neuen

Begegnungen stellte Karl seiner inzwischen lieb gewonnenen Ursel einen Heiratsantrag. Karl überragte Ursel nicht von der Körpergröße und seiner Ausbildung her, denn ein anderes Kriterium unterschied das Paar doch recht beträchtlich: Karl war immerhin neunzehn Jahre älter als Ursel. Noch lehrte er zwar an der Universität sein Fach, aber kurz darauf sollte es ihn eigentlich nach seiner Pensionierung in seine alte Heimat ziehen.

Diesen Rückzug verschob Karl jedoch noch um fast zwei Jahre, weil er einigen seiner Studenten noch die Chance bieten wollte, ihre Abschlussprüfung bei ihm persönlich abzulegen. So lud er die betroffenen Studenten jeweils einzeln in seine Wohnung ein, um sie auf die noch fällige Abschlussprüfung vorzubereiten. Ursel war ihm dabei behilflich, indem sie daheim die Studenten mit ausreichend Kaffee und Kuchen versorgte, wobei auch einige recht studienfremde Themen von ihr nicht gänzlich vermieden wurden. Am Ende bestanden alle diese Studenten ihre Prüfung, so dass Karl dann seinen Umzug in den Süden antreten konnte.

Ursel folgte ihm sogleich. Zunächst bezog das Paar eine Mietwohnung, um dann dort bald ein recht schönes und wunderbares Eigenheim zu erwerben, das oberhalb eines

Tales lag und einen klaren Blick auf das unten liegende Dorf bot. Mehrfach besuchte Irmgard mit mir dort das so harmonisch wirkende Paar und wir genossen auch intensiv diese Freundschaft.

Wie oft erfreute sich Irmgard dort der gemütlichen Abende in der Küche, um dort neben den vielen Worten auch dem tollen Wein zu folgen! Wir waren völlig überrascht, als wir von den Auswanderern eines Tages in den Süden zu ihren Fahrrädern geführt wurden, die sich das Paar kurz zuvor angeschafft hatte.

Voller Stolz berichteten sie von ihrer allerersten Radtour, die sie bereits unternommen hatten. Karl hielt sich bei diesem Thema allerdings etwas zurück und er ließ sich fast nur zu der Aussage hinreißen, dass die recht bergige Umgebung doch ziemlich viel Kraft gekostet hätte.

Erst viel später erfuhren wir, dass dies wahrscheinlich die einzige Radtour blieb, die das Paar dort überhaupt unternommen hatte. Vielleicht waren es auch sogar zwei solcher Touren, meinte Irmgard sich zu erinnern. meinte Irmgard sich zu erinnern.



Ursel und Karl an ihrem Hochzeitstag

Für andere Themen und Beschäftigungen hatte Karl stets – oder überwiegend – ein offenes Ohr. Ein Thema bildete beispielsweise Giselas Frage an Karl, ob unser Klima sich im Laufe der Zeit verändern würde. Der Hintergrund dieser

Frage ist mir nicht mehr geläufig. Wenn ich mich richtig daran erinnere, dann gab er ihr die Antwort, dass sich die Warm- und Kaltzeiten regelmäßig in Abständen von 8.000 oder vielleicht auch 80.000 Jahren abwechseln würden. So habe sich die letzte Kaltzeit von Norden her kommend bis etwa zum Main erstreckt und damit Deutschland fast zur Hälfte mit Schnee bedeckt. Zurzeit aber befände sich unser Land in einer Warmzeit und das Ende dieser Phase wäre nicht absehbar.

Auch zu einer Schachpartie konnte ich Karl überreden, aber als ich dann seine doch recht schwachen schachlichen Kenntnisse wahrnahm, ließ ich den Gastgeber mit einem groben Fehler meinerseits das Spiel noch gewinnen. Auch ein Kartenspiel war gelegentlich an der Reihe. Doch in der Folge ging es nun doch schrittweise und nur ganz allmählich weiter abwärts mit Karl. Unsere immer freundlich geführten Gespräche fanden fast noch in einer solchen Weise statt, als wäre dieser recht schweigsame Karl bereits in sein Bett gegangen.

Karl Brunnacker (* 3. November 1921 in Castell (Unterfranken); † 17. März 2000)^{[1][2]} war ein deutscher Geologe und Bodenkundler. Er war Professor an

der Universität zu Köln. Nach seinem Wehrdienst 1940 bis 1945 studierte er Geologie in Erlangen mit der Promotion 1950. Danach war er am Bayerischen Geologischen Landesamt, an dem er 1956 Regierungsrat wurde. Nach der Habilitation war er ab 1958 Privatdozent an der TH München. Ab 1963 war er Professor für Glazialgeologie in Köln. Er befasste sich besonders mit Quartärgeologie (Eiszeitalter) und in diesem Zusammenhang mit geologischer Unterstützung von archäologischen und paläontologischen Ausgrabungen (u. a. Bilzingsleben, Gönnersdorf), Flussgeschichte und Paläoböden als Klimaindikatoren der Eiszeit. In der bayerischen geologischen Landesaufnahme erstellte er mehrere Karten 1:25.000 (unter anderem Ismaning, Zwiesel, Strasskirchen). 1986 erhielt er die Albrecht-Penck-Medaille.

Karl ließ es sich auch nicht nehmen, hier und dort einen seltsamen Schritt tatsächlich zu vollziehen. Nur ganz gelegentlich flüchtete Karl in sein Arbeitszimmer unten im Keller, das übervoll beladen war mit diversen Arbeiten aus seiner einstigen Tätigkeit an der Universität. Ursel versuchte dann in diesen Fällen, solche vorzeitigen Trennungsversuche durch eine erhebliche Redseligkeit zu überbrücken. Oft sprachen wir daher zu Dritt über die Mitternacht hinweg

miteinander. Nur am Rande kam dabei auch die jüngste Entwicklung von Karl gelegentlich zur Sprache. Später erfuhren wir dann auf telefonischem Weg von weiteren Einzelheiten zu seiner anschließenden Entwicklung. Es war ein recht grausamer Weg, den Karl bei ganz vollem Bewusstsein dort Tag für Tag zu beschreiten hatte. Über Ursel erhielten wir Informationen über seinen stets weiter sinkenden Krankenstand und wir hörten gelegentlich, wie sie dabei auch in Tränen ausbrach.

An dieser Stelle wird auf die Wiedergabe von vielen und auch schrecklichen Details der Erkrankung von Karl verzichtet. Nach sehr vielen Monaten des Leidens verstarb unser neuer und doch alter Freund Karl dann endlich und Ursel besorgte seine Beerdigung in dem Grab, das die beiden Partner zuvor im Nachbarort erstanden hatten. Dieses nicht alltägliche Ereignis mit dem Tod ging nicht so ganz spurlos an Ursel vorbei.

Ihr Redefluss hatte unter diesem Ereignis erheblich gelitten. Regelmäßig besuchte sie das Grab. Es befand sich in einiger Entfernung, so dass stets eine halbstündige Autofahrt notwendig wurde. Einmal nahm Ursel uns mit zum Grab und zeigte uns dabei die Vielfalt der Ausstattung der Stätte.

Wöchentlich nahm sie diese Pflege wahr. Nur nach einer langen Zeit kam Ursel wieder ein ganz klein wenig zu ihrem alten Charakter zurück.

Das empfanden wir jedenfalls so. Wir radelten mit ihr eines Tages längs des Mains auf einer anstrengenden Radtour von Frankfurt nach Nürnberg und schwärmten dort in einem Café über unsere wunderschönen alten Zeiten.



Ursel und Irm beim Kaffee in Nürnberg

Ein besonderes Ereignis irritierte uns jedoch in erheblichem Maß. Völlig überraschend legte unsere Mitradlerin plötzlich

eine Redepause ein, so als befände sie sich geistig irgendwo anders.

Nach seiner Rückkehr hatte sich jedoch die Szene wieder gänzlich beruhigt und kurz darauf betraten wir gemeinsam die Brücke über den Main, wo wir uns freundlich und friedlich verabschiedeten, so als wäre nichts Besonderes passiert. Hatte sie die körperliche Anstrengung der langen Radtour von Frankfurt bis Nürnberg über alle Maßen erschöpft? Überlegte sie vielleicht eine aufregende Frage, die sie uns stellen wollte? War sie in Gedanken etwa wieder beim Grab von Karl? Mir wurde diese Situation so sehr peinlich, dass ich angab, direkt zur Toilette zu müssen, um den Tisch so verlassen zu können.

Der Kontakt mit Ursel blieb Irmgard lange dennoch erhalten. Er fand nun allerdings überwiegend auf dem telefonischen Wege statt. Erst mit ihrem Umzug nach Bonn kam der Kontakt wieder. Einer der Gründe für dieses Verhalten lag wohl darin, dass Ursel zunächst noch die Schulden abzutragen hatte, die das Paar für den Kauf ihres Eigenheims aufgenommen hatte.

Ferner rätselte sie sehr lange über die Frage, ob sie das Haus doch verkaufen sollte, um vielleicht in die Nähe ihrer alten Heimat umzuziehen oder um die Entfernung dahin zu

verkürzen. Schließlich verkaufte sie dann doch das Eigenheim und erwarb dafür eine Eigentumswohnung in einem nahen Dorf mit dem Vorteil, die erworbenen Beziehungen zu den elitären universitären Kreisen nicht zu verlieren. Als wir sie einmal auf unserer Reise nach München dort besuchten, wo Gerhard einer Fachveranstaltung beizuwohnen hatte, stellten wir fest, dass sich ihr Wesen doch sehr verändert hatte. Ihre Eigenart, die zwischenzeitlich durch das Ableben ihres Mannes einmal etwas eingetrübt worden und das uns so friedfertig auf unserer gemeinsamen Fahrradtour am Main erschienen war, hatte sich gründlich verwandelt. Diese neue Erkenntnis begann damit, dass Ursel sich nach meiner Rückkehr aus München spät am Abend über Gerhards angeblich so viel zu lange Abwesenheit beklagte.

Das war nicht alles, was sie zu beklagen hatte. Sie klagte auch über die Mitbewohner des Hauses unten im Erdgeschoss, die den Garten nicht richtig pflegten, so dass Ursel es für sehr notwendig hielt, diese Aufgabe ergänzend wahrzunehmen. Auch die Unordnung im Keller des Hauses nahm regelmäßig solche erhebliche Dimensionen an, dass sie glaubte, dort selbst aufräumen zu müssen. Und als sie sich über die angebliche Unordnung auf dem Parkplatz zu beklagen

begann, zog Gerhard es endlich vor, mich in das Bett zu begeben. Der Abschied am nächsten Morgen fiel ziemlich kurz aus. Doch auch in der Folge setzte Ursel ihre vielen Klagelieder per Telefon weiter fort.

Und bald würzte sie ihre Klagen mit Aussagen zu ihrem Gesundheitsstand weiter aus. Oft wechselte ihren gewohnten Arzt, weil sie mit den ärztlichen Aussagen nicht ganz zufrieden war. Eine neue Dimension in ihren Schilderungen erreichte sie, als sie von Krankheiten aller Art berichtete, die sie befallen hatten. Fast regelmäßig wurde sie mit ihren gesundheitlichen Beschwerden in ein Krankenhaus verfrachtet, um dann dort behandelt und operiert zu werden. Das alles hat sie nun immerhin ein gutes Dutzend Jahre überstanden und noch immer meldet sie sich telefonisch bei uns, das heißt bei Irmgard daheim, um weiterhin über ihre gesundheitlichen Probleme zu parlieren. Diese Gespräche dauern oft über mehr als eine Stunde und manchmal konnte es passieren, dass Ursel sich nach der Beendigung des Telefonats nochmals meldete, weil sie noch etwas mitzuteilen vergessen hatte.

ERFAHRUNG IST DER VATER DER WEISHEIT

Der Ausdruck „Memoiren“ bezeichnet Denkwürdigkeiten oder Aufzeichnungen von selbsterlebten Begebenheiten. In Abgrenzung zur Autobiografie stellt der Memoirenschreiber seine soziale Rolle in den Mittelpunkt der Darstellung (z. B. Politiker und andere Funktionsträger).

Beschreibt die Autobiografie einen Werdegang des noch nicht sozial etablierten Menschen, gehen Memoiren von der gefestigten Identität eines seiner sozialen Rolle bewussten Individuums aus. Dabei stellt der Memoirenschreiber die Geschichte seines Gewordenseins hinter die der Darstellung seiner Zeit und seines Wirkens in ihr zurück.

Auf Grund ihres subjektiven Charakters dürfen Memoiren nur mit Vorsicht als Quelle herangezogen werden. Da sie zu meist lange Zeit nach den dargestellten Ereignissen niedergeschrieben werden, sind Irrtümer oder zumindest unbewusste Abweichungen von der Realität leicht möglich. Auch bewusste Falschdarstellungen des Verfassers oder der

Verfasserin zur Rechtfertigung des eigenen Tuns oder zur Entlastung bei Fehlverhalten kommen vor.

Einen einfachen Titel wie „Meine Erinnerungen“ für das vorliegende Buch hätte ich gern ausgewählt. Doch ein Blick in die Datei des deutschen Literaturverzeichnisses klärte mich leider auf, dass dieser Titel bereits mehrfach vergeben worden war.

Wenn das Datum 1. September 1939 in einem Gespräch oder in der Literatur zur Sprache kommt, dann erinnert man sich noch fast weltweit an einen Krieg, der wohl mehr als 80 Millionen von Toten zur Folge hatte. Die Erinnerung an das Ende kann auch als eine Erlösung der Bevölkerung interpretiert werden. Das damalige Deutschland hatte Polen an diesem Tag in einem Blitzkrieg überfallen und das Land zusammen mit der UDSSR kurzfristig in zwei Teile annektiert. Dann folgte der Weltkrieg.

Nirgendwo aber ist zu lesen, dass ein gewisser Gerd Josten am 3. Mai 1938 geboren wurde. Mehr als ein Jahr darauf erschien ein Soldat an der Haustür und fragte seine Mutter, wo der Vater zu erreichen wäre. Sie rief ihn in der Werkstatt an und bat ihn, nach Hause zu kommen. Dort gewährte der Soldat ihm nach einer kurzen Erklärung zum Kriegsbeginn zwei

Stunden Zeit, um sich reisefertig zu machen. Von heute auf morgen war die Mutter allein auf sich gestellt. Sie versuchte, den Handwerksbetrieb ihres Mannes mit der Unterstützung des Gesellen und der zwei Lehrlinge irgendwie weiterzuführen.

Ihr gerade geborenes zweites Kind erforderte so viel zeitlichen Aufwand, dass sie nicht in der Lage war, eine ausreichende Zahl von Rechnungen für die geleisteten Arbeitsstunden und Materialien zu fertigen. Dank einiger hilfsbereiter Nachbarn, unter denen sich Frau Kiwitz mit ihrem Möbelgeschäft und eine Verkäuferin des gegenüber liegenden Lebensmittelgeschäfts besonders hervortaten, gelang es ihr, den Alltag zu überstehen.

Der Krieg rückte allmählich näher an die Stadt Duisburg heran. Zunächst verrichteten viele feindliche Flugzeuge ihren militärischen Job, indem sie über der Stadt viele Bomben abwarfen. Immerhin gab es dort einen Fluchtbunker, den die Mutter regelmäßig aufsuchte, wenn der entsprechende Alarm die Bevölkerung laut über das drohende Unheil informiert hatte.

Trotz seiner jungen Jahre verspürte ich dort wahrscheinlich eine sehr große Angst, weil ich dort in der schrecklichen

Enge mein Zuhause wohl verloren zu haben glaubte. Mein jüngerer Bruder Franz kannte solche Probleme nicht. Der mächtige Bunker bot auf fünf Etagen wahrscheinlich mehr als 300 Personen Platz. Eines Tages war es dann so weit: Meine Mutter ertrug das wachsende Kriegsgeschehen schließlich nicht mehr.

Sie schloss das heimische Geschäft und zog mit ihren Kindern nach Glandorf in Niedersachsen, so wie es ihre Mutter ihr geraten hatte, die dort ein Eigenheim besaß und genügend Platz für die dreiköpfige Familie hatte. Das Fuhrunternehmen Maßmann aus diesem Dorf transportierte daraufhin die Flüchtlinge dort hin und lieferte sie bei der Oma ab. Und die freute sich darüber über alle Maßen.

Vom Krieg war dort kaum etwas zu vernehmen. Die vielen Flugzeuge, die in Richtung Osten unterwegs waren, nahmen die Kinder gar nicht wahr. Die jungen Flüchtlinge vergnügten sich vielmehr mit den einfachen Dingen vor Ort. Jeweils im Herbst ernteten sie die Äpfel, die die Bäume längs der Straße trugen und eigentlich an Interessenten vermietet waren.

Auf den Feldern sammelten sie Frösche, die sich dort in kleinen Rinnsalen tummelten. Sie ließen Drachen fliegen. Auch

lernten sie das Radeln auf einem alten Herrenrad, indem sie eines der Beine unter die Längsstange führten. Ihre Schwester, die in Glandorf geboren war, wäre beinahe auf der dunklen Wasserfläche im Garten ertrunken, als sie dabei war, dort Forellen zu fangen.

Wenn ihre Mutter die Kinder mit den damals noch üblichen Lebensmittelmarken zum Einkauf in das Dorf schickte, liebten diese es nicht nehmen, auf dem Heimweg ein wenig zu naschen. Ja, der Krieg spielte bei ihnen überhaupt keine Rolle.

Für ihre Mutter stellte sich diese neue Situation im Dorf doch schon etwas anders dar. Da ihre finanzielle Situation äußerst knapp bemessen war, blieb ihr keine andere Wahl, als sich auf das Hamstern zu begeben. So besuchte sie die Bauern in der näheren Umgebung und klagte ihnen ihr Leid. Um dabei eine hilfreiche Unterstützung zu erhalten, mussten ihre Kinder sie stets begleiten. Doch nicht nur aus diesem Grund wurde sie erfolgreich. Als Gegenleistung bot sie den Bauern immer an, irgendetwas für die Angehörigen des Hofes zu stricken.

Einmal wurde ihr dabei auch eine Wohnung angeboten. Sie selbst war ja bereits versorgt. Das Angebot meldete sie aber

den Eltern ihres Mannes. Und bald darauf erschien die Tante Johanna in Glandorf, um diese Wohnung zu beziehen. Sie richtete diese Wohnung nach ihren Vorstellungen ein und dazu gehörte sogar ein so genanntes Betzimmer. Dazu gehörte eine hölzerne Muttergottes, vor der sie bei ihren Gebeten kniete.

Völlig überraschend kam es zu einer Fahrt der Mutter mit ihren drei Kindern zum Vater, der sich damals als Soldat in der Gegend um München aufhielt. Der Fahrer Massmann hatte dorthin nämlich einen Transport zu erledigen und die Mutter gefragt, ob sie ihren Mann dort besuchen wollte. Es war überhaupt keine Frage: So geschah es denn auch im Jahr 1941, selbst wenn der Aufenthalt kurz sein konnte.

So lieferte Herr Massmann die Mutter mit ihren drei Kindern vor der Kaserne ab. Dann ging es dort auf die Suche nach dem Vater. Nach einer guten Viertelstunde traf man sich endlich und es waren dann besonders die Kinder, denen sich der Vater widmete.

Er führte seine Familie sofort in die Kantine, wo es etwas zu essen gab. Dann begab sich die Familie an das Kasernenort, wie es zuvor mit Herrn Massmann vereinbart worden war. Der Vater bot aber noch eine Überraschung, indem

er der Mutter dort ein mehrseitig bedrucktes Papier überreichte, nachdem er sich zuvor eher seinen Kindern zugewandt hatte:

„Hier gebe ich dir noch etwas für die lange Rückfahrt in die Hand. Es könnte dich vielleicht interessieren.“

Dabei schaute er sich sorgfältig in der Umgebung herum, um sicher zu gehen, dass er nicht beobachtet wurde. Dann stöberte er in seiner rechten Socke, um ein fein gefaltetes Papier an das Tageslicht zu bringen. Die zwei großen Kinder bat er, am Tor auf den Fahrer zu warten.

Die Mutter fragte sogleich: „Um was geht es denn da? Sind das vielleicht militärische Geheimnisse?“

„Nein, darum geht es überhaupt nicht, Elisabeth. Es handelt sich um ein Papier, das unser einstiger Militärseelsorger unter den gläubigen Soldaten verteilt hatte. Kurz darauf wurde es aus dem Dienst entlassen und danach haben wir ihn nie mehr gesehen.“

„Um was ging es denn darin? Du tust gerade so, als hätte der gegen einige Vorschriften verstoßen. Na?“

„Nein, um dienstliche Angelegenheiten ging es nicht. Er sprach mir aus dem Herzen. Jedenfalls geht es da um etwas ganz anderes. Du wirst es ja sehen. Wir können auch noch

darüber sprechen, wenn du den Text gelesen hast und ich wieder daheim bin.“

Es war das Jahr 1941, als Hanni geboren wurde. Die Tante Johanna übernahm die Patenschaft über das dritte Kind, dem sie auch ihren eigenen Vornamen verlieh. Wer ahnte damals schon, dass dieses Kind eines Tages die Kinder eines späteren Bundespräsidenten betreuen würde? Das vierte Kind war wieder ein Junge, der am 30. Dezember 1943 auf die Welt kam und in Anlehnung an den Vater den Namen Willi erhielt.

Die zwei älteren Brüder erfreuten sich der männlichen Überlegenheit in der Familie und ahnten nicht, dass sie sieben Jahre später ihre Mehrheit verlieren würden, als die Mutter zwei Mädchen zur Welt brachte.

Kehren wir nun nochmals zurück nach München. Nach einiger Zeit kam Herr Massmann mit seinem LKW wieder an und schon ging es zurück nach Hause. Hatte sich die Mutter auf der Hinfahrt noch mit ihren Strickarbeiten beschäftigt, so stürzte sie sich nun sogleich auf das überreichte Papier. Dort las sie:

Martinus lebte in Dänemark von 1890-1981. Er ist wegen seines umfassenden geisteswissenschaftlichen Gesamtwerks bekannt, das den gemeinsamen übergeordneten Titel „Das Dritte Testament“ trägt.

Er schuf ein völlig neues Weltbild unter dem Titel „Der Weg zu Humanität und Nächstenliebe.“ Martinus wohnte in seiner kleinen Wohnung im ersten Stock des Martinus-Instituts bis zu seinem Hinscheiden 1981. Aber seine gute Sache lebt weiter – und erfreut sich eines ständig wachsenden Interesses unter geistig Suchenden in einer Reihe von Ländern weltweit.

So sind zum Beispiel folgende Fragen an ihn gerichtet worden: Warum erlebe ich Widerstand und Leiden? Was bedeuten die Dinge, die mir in meinem Leben geschehen? Und was soll ich aus ihnen lernen? Martinus gibt uns mit seiner Geisteswissenschaft ein analytisches Werkzeug, damit wir die Antwort durch die Erforschung der Erfahrungen finden können, also durch die an uns gerichtete direkte Sprache des Lebens, die wir im täglichen Leben machen.

Die Erklärung liegt in einem tieferen Verstehen dessen, was Ursachen und was Wirkungen in unserem Leben sind. Das alte Sprichwort „Was der Mensch sät, wird er ernten“ (Gal. 6,7) erhält durch die Geisteswissenschaft eine logisch untermauerte

*Erklärung, die dem Bewusstsein des modernen Gegenwarts-
menschen angepasst ist. Die Aussage soll nämlich ganz buchstäblich
verstanden werden: Bei allem, was uns im Leben begegnet, wird
die tiefere Ursache immer bei uns selbst gefunden werden.*

*Fühlen wir uns von anderen schlecht und ungerecht behandelt,
haben wir andere selbst etwas Ähnlichem ausgesetzt – entweder
in diesem oder in einem früheren Leben. Bekommen wir eine
Krankheit, ist die Ursache die, dass wir unseren Körper früher
aus Unwissenheit schädlichen physischen oder psychischen Ein-
flüssen ausgesetzt haben. Haben wir auch ein sehr starkes Mit-
gefühl mit den Leiden anderer, dann ist das eine Fähigkeit, die
wir entwickelt haben, weil wir selbst früher entsprechende Leiden
erlebt haben.*

*Das Leben gestaltet sich als ständiger Lernprozess, in dem das
Karma- oder Schicksalsgesetz als das pädagogischste Werkzeug
funktioniert, das man sich überhaupt vorstellen kann. Wir be-
kommen nämlich ständig unsere eigenen Handlungen und un-
sere eigene Mentalität als Spiegel vorgehalten. Wir werden uns
darauf klar, dass in Wirklichkeit niemals etwas Zufälliges
und auch niemals etwas Ungerechtes geschieht, obwohl es viel-
leicht so aussieht. Ein Wesen, das im Besitz des Lebensmutes
ist, der durch Liebe zu allem, was lebt, gewonnen worden ist,*

kann nicht gebunden werden, wie sehr man es auch zum Sklaven machen will.

Durch diese an uns gerichtete direkte Sprache des Lebens werden wir uns darüber klar, wie wir uns entwickeln müssen und wie wir ein glücklicheres und zufriedensteueres Leben finden. Das geschieht, indem wir unser Handeln und unsere Denkweise in eine humanere Richtung verändern.

Martinus nennt das die „mentale Kursänderung“, weil der Fokus unseres Lebens sich von der Selbstbezogenheit und dem Selbstmitleid zur Fürsorge für andere verschiebt. Von „sich selbst der Nächste“ zu sein, zu „der Nächste seines Nächsten“ zu werden: Von sich als Opfer der Handlungen anderer zu fühlen zu selbst die Verantwortung für seine persönliche humane Entwicklung zu übernehmen. Allmählich wird diese mentale Kursänderung nicht weniger als eine neue humane und friedliche Weltkultur schaffen, sagt Martinus voraus.

Obwohl wir bereits heute Elemente dieser neuen Kultur bei einigen Menschen finden, müssen wir nur verstehen, dass es Zeit braucht – vielleicht Tausende von Jahren –, ehe sie die Welt richtig prägen wird. Das beruht darauf, dass sie aus einem organischen Entwicklungs- und Reifungsprozess eines jeden einzelnen Individuums hervorgeht.

Ein solcher Prozess erfordert seinen eigenen natürlichen Verlauf durch den allmählichen Gewinn von Erfahrungen und den Aufbau neuer humaner Talente. Darum kann er nicht durch künstliche Methoden forciert werden.

Nach Martinus wird jeder von uns noch viele physische Inkarnationen durchleben, ehe wir das werden, was er „wahre Menschen“ nennt, d. h. Menschen von allumfassender Nächstenliebe und einer vollkommen logischen und intellektuellen Denkfähigkeit. Diese Einsicht gibt Freude und Lebensmut. Obwohl die Entwicklung sehr lange dauert – sowohl für uns selbst als auch für alle Anderen –, haben wir dann eine mächtige Quelle der Lebensfreude und des Lebensmutes in dem Erkennen der Lebensgesetze, zu denen uns die Geisteswissenschaft einen Zugang gibt. Wir bekommen nämlich einen Überblick, der zeigt, dass wir volles Vertrauen in den Gang der Entwicklung haben können.

Das Leben enthüllt sich als eine lange Reise, in der wir uns über die Erlebnisse auf dem Weg freuen können, sowohl über die angenehmen als auch – bei näherem Nachdenken – über die unangenehmen. Das beruht darauf, dass wir einsehen, dass sie alle notwendig sind, um uns zu größerer Menschlichkeit weiterzuführen. Die Geisteswissenschaft gibt einen Einblick in den

bisherigen Verlauf der Reise, bei der wir zahlreiche Inkarnationen im Tierreich durchlebt haben. Sie zeigt uns, dass wir an der Evolution als unbewusste Akteure auf der großen Bühne des Lebens teilgenommen haben.

Gerade jetzt befinden wir uns in einem Stadium, in dem wir eine Art „Sphinxwesen“ sind. Wir sind weder Tiere noch wahre Menschen, sondern haben sowohl eine Reihe tierischer, egoistischer Seiten als auch ein dämmerndes, den Nächsten liebendes Bewusstsein. Die weitere Reise wird ungeheuer spannend, weil wir immer besser darin werden, eine bewusste Wahl auf der Bühne des Lebens vorzunehmen. Wir gewinnen allmählich genug Wissen und Erfahrungen, um unser eigenes Leben in einer Art zu inszenieren, die den Frieden und die Liebe fördert, nach denen wir uns so sehr sehnen. Die Denkart, die am meisten den Lebensmut unterminiert, ist das Martyrium. Das Martyrium ist einer der schlimmsten Feinde des Menschen, weil es eine Lebenslüge ist.

In Wirklichkeit gibt es kein Martyrium. Keiner kann in Wirklichkeit Unrecht erleiden und keiner kann Unrecht tun. Martinus' Vorschlag, wie wir mit unserer persönlichen Entwicklung arbeiten können, klingt ganz einfach. Er weist nach, dass wir – ein jeder – durch die direkte Sprache des Lebens ein

persönliches Übungsgebiet benannt bekommen. Jedes Mal dann, wenn wir Widerstand, Stress, Krankheit und anderen Leiden begegnen, ist das ein Signal dafür, dass es etwas in unserem Handeln und Verhalten gibt, das wir lernen sollen anders zu machen.

Das verlangt aber, dass wir lauschen und selbst die Willenskraft einsetzen, um die notwendigen Veränderungen zu schaffen. Als Entgelt werden wir erleben, dass der Gewinn immer größer wird, je mehr wir fürsorglich, vergebend und liebevoll gegenüber anderen Lebewesen zu sein vermögen.

Das gilt auch für das Verhältnis zu unserem eigenen Organismus, wo eine gesunde Lebensweise und frohe positive Gedanken eine weit größere Bedeutung haben, als wir uns normalerweise vorstellen. Außerdem haben wir einen glänzenden Führer in unserem eigenen Gewissen, das in den Worten von Martinus ein „leuchtendes Mentalfeld“ des Bewusstseins ist. Es gibt uns nämlich meistens ein sehr deutliches Signal, wenn wir nicht nach unseren eigenen humanen Idealen leben, sondern davon abweichen. In einem Beitrag im dänischen Kosmos gab Martinus einige konkrete Hinweise für Gebiete, wo wir uns alle mit großem Gewinn in der Entwicklung unserer eigenen Mentalität üben können, indem wir unsere Willenskraft einsetzen für:

- *Streiche den Begriff „Feinde“ aus deinem Bewusstsein.*
- *Töte, verletze oder verstümmele niemals.*
- *Entgegne niemals auf Zorn, Verleumdung oder anderes Unangenehme, das gegen dich gerichtet ist.*
- *Sage selbst niemals etwas Schlechtes über jemanden oder etwas.*
- *Sei absolut unbeeinflussbar von Schmeicheleien, Lob oder Tadel.*
- *Sei in allen Lebensverhältnissen absolut wahr und ehrlich.*
- *Lass niemals dein Denken davon abweichen, sich damit zu beschäftigen, wie du deinen Mitwesen am allerbesten dienen kannst.*

Dann führst du die allerhöchste Form des Yoga oder die vollkommenste Übung jenes Teils der Entwicklung aus, der in der Reichweite deines Willens liegt und der – in Verbindung mit der Bearbeitung des übrigen Teils deiner Natur durch das Leben selbst – dich schließlich zur moralischen Genialität führen wird oder dich dazu umschaffen wird, das vollkommene Wesen oder ein „Gottmensch“ zu sein.

Soviel zu Martinus.

Von dieser Seite hatte die Mutter den Vater noch nie erlebt. Gewiss, dessen zurückhaltendes und stets freundliches

Wesen hatte sie schon immer fasziniert, aber nur selten kehrte er seinen friedlichen Charakter nach draußen. Ihr kamen die Tränen und sie betete zu Gott, dass ihr Mann heil aus dem Krieg zurückkehrte. Inzwischen stand der Schulbesuch auf der Tagesordnung. Da die Mutter mit ihren Kindern in einem kleinen Dorf untergebracht war, bot sich dort nur eine Schule an, in der alle Klassen in einem einzigen Klassenraum untergebracht wurden.

Dieser Raum stieg nach hinten an, damit die Lehrerin einen ausreichenden Überblick erhielt. Die jüngsten Schüler waren in den ersten Bänken untergebracht und Jahr für Jahr rückten sie eine Reihe zurück nach oben. Pausen gab es natürlich auch und dabei vergnügten sich die Schüler manchmal in der nebenan stehenden Kirche des Dorfs. Besonders lebhaft trugen sie dort die schon oft ausgeübten Wettkämpfe mit dem Weihwasser aus, bis die Vorräte erschöpft waren.

Dann ging es für besonders mutige Schüler in den Garten des Pastors, wo in der Sommerzeit Walnüsse zu ernten waren. Dazu musste man eine recht hohe und verschlossene Tür überwinden. Einmal jedoch erwischte der Pastor die Räuber und der machte ihnen sogleich ein Angebot. Wenn diese Kinder das Diebesgut zurück gäben und ihre

Bereitschaft erklärten, dass sie Messdiener werden wollten, dann sähe er von weiteren Strafen ab.

So geschah es denn auch. Da damals noch die lateinische Messe den Vorrang hatte, machte dann das recht lange „Credo in unum Deum“ den Neulingen recht große Probleme. Diese überwandten sie, indem sie sich dabei tief beugten und den Text in einem irren Tempo und unverständlichem Ton von sich gaben.

Der Pastor nahm's hin! Wunder gibt es immer wieder. Oft saß die Mutter vor dem Haus und strickte die Pullover, die sie den Spendern aus der Nachbarschaft bei ihren Hamstergängen zugesagt hatte. Oft passierten Lastwagen aus England mit deutschen Gefangenen das Dorf und die Dorfbewohner warfen ihnen Brot auf den Wagen, damit sie dort nicht Hunger leiden mussten. Einmal legte ein LKW sogar eine Pause ein, um bei der Mutter für die englischen Teetrinker einen deutschen Kaffee zu erbetteln.

Viele Bewohner Deutschlands erfreuten sich damals ganz deutlich des Kriegsendes. Im besiegten, besetzten und weitgehend zerstörten Deutschland stieß das formale Kriegsende im Mai 1945 jedoch auf nur noch recht wenig Interesse.

Für die meisten Deutschen war der Krieg mit der Besetzung ihres Heimatortes durch die Alliierten ab Herbst 1944 weitgehend beendet. Das verschiedenartige Erlebnis des Kriegsendes hing wesentlich von der individuellen Konfrontation mit dem Feind und von persönlicher Unversehrtheit ab: Vergewaltigung und Raub waren in den östlichen Gebieten an der Tagesordnung.

Die Sorgen der Menschen galten dem alltäglichen Überlebenskampf und dem Wohlergehen nächster Angehöriger, zu denen die Verbindung in den Kriegswirren häufig abgebrochen war. Millionen Flüchtlinge, Ausgebombte und elternlose Kinder blickten nämlich angesichts von Verlust und Zerstörung einer unsicheren Zukunft entgegen. Enttäuschung, Trauer und Resignation bestimmten die Gefühlslagen 1945 ebenso wie Optimismus und weitgespannte Hoffnung auf eine bessere Zeit.

Auf der Straße vor dem Haus der Großmutter passierten hin und wieder Flüchtlinge. Auch die wurden oft von den Bewohnern mit Lebensmitteln versorgt. Einer von ihnen kam ganz erbärmlich daher und er schob dabei sein Fahrrad, das wohl nicht mehr fahrtauglich war. Immerhin brauchte er sein Gepäck so nicht selber tragen.

Überrascht wurde dann die Mutter, als dieser offenbar ausgehungerte Passant direkt auf sie zusteuerte. Erst wenige Schritte vor ihr erkannte sie, um wen es sich dabei handelte: Es war tatsächlich ihr Mann Wilhelm! Welch ein Glück! Er bestand in ihren Augen fast nur noch aus Haut und Knochen. Auch sein Mitteilungsbedürfnis war so gut wie verschwunden.

Wohl teilte er ihr gleich zu Beginn des Gesprächs mit, dass er beabsichtigte, die gemeinsame Wohnung mit den Eltern aufzugeben. Dort hatte er auch noch vor dem Krieg im Betrieb seines Vaters mitgearbeitet. Nach seiner Genesung machte der Vater sich auf den Heimweg nach Duisburg und sagte seiner Frau zu, sich bald wieder bei ihr zu melden.

Auf seiner langen Fahrt befasste er sich wieder mit dem Weltbild, das ihn schon lange verfolgt hatte, weil es ihn von der Alltagsgeschichte etwas befreite. Dort las er:

Die Position der Erde im Universum ist heute relativ detailliert bekannt, was auf die Fortschritte der praktischen wie theoretischen Astronomie und Kosmologie der letzten 400 Jahre und besonders des vergangenen Jahrhunderts zurückzuführen ist. Ursprünglich herrschte bis dahin das geozentrische Weltbild vor, also die Auffassung, die Erde stehe im Mittelpunkt eines

Universums, das sich aus Sonne, Mond, den mit bloßem Auge erkennbaren Planeten und einer äußeren Sphäre von Fixsternen zusammensetzt.

Nach der allgemeinen Anerkennung des heliozentrischen Weltbildes im 18. Jahrhundert zeigten Beobachtungen von William Herschel und anderen Forschern, dass sich die Sonne in einem ausgedehnten, scheibenförmigen System befindet, das nach heutiger Schätzung aus ca. 100 bis 300 Milliarden Sternen besteht, der Milchstraße. Im 20. Jahrhundert wurde erkannt, dass die Milchstraße nur eine von zahlreichen anderen Galaxien im Universum ist. Schließlich wurde die Gesamtstruktur des beobachtbaren Universums deutlich.

Benachbarte Galaxien gruppieren sich zu Haufen, die ihrerseits Superhaufen bilden. Diese wiederum sind zu einem Netz aus Filamenten und Voids verbunden, welche die vermutlich großräumigsten kohärenten Strukturen des Universums darstellen. Auf noch größeren Skalen betrachtet erscheint das Universum schließlich homogen – es haben alle seine Teile im Mittel die gleiche Dichte und Zusammensetzung sind isotrop – seine sichtbaren Bestandteile sind also auch unabhängig von der Blickrichtung gleich verteilt. Da das Universum weder einen Mittelpunkt noch einen Rand besitzt, existiert kein spezieller

Referenzpunkt, von dem aus eine absolute Position der Erde im Universum angegeben werden könnte. Die Möglichkeit, entfernte Objekte zu beobachten, ist in alle Richtungen in gleicher Weise begrenzt. Daber kann man also sagen, dass die Erde im Mittelpunkt des von uns aus beobachtbaren Universums liegt. Außerdem können auch Angaben zur Position der Erde in Bezug auf astronomisch sichtbare Strukturen gemacht werden. So ist etwa ihre Position im Sonnensystem oder wiederum dessen Position innerhalb der Galaxis bekannt.“

Lange hatte der Vater im Betrieb des Großvaters gearbeitet und bei ihm gewohnt. Damit brach er nun nach seiner Heimkehr. Er verließ das elterliche Haus und fand eine neue Heimat direkt gegenüber der Kirche Sankt Bonifatius. Dort meldete er seine zwei Jungen sogleich als Messdiener an. Es ging nun aber darum, alte und neue Kunden zu gewinnen, auch wenn diese noch knapp bei Kasse waren.

Die im Krieg fast gänzlich zerstörte Stadt bot fast unendlich viele Aufgaben zur Wiederherstellung oder Reparatur der Gebäuderuinen.

Vaters nächstes Ziel bestand darin, nun auch einen eigenen Betrieb außerhalb des elterlichen Unternehmens zu

errichten. Der Start fiel ihm nicht allzu schwer. Und nach kurzer Zeit bat er seine Frau, ebenfalls die Heimreise anzutreten. Der schon mehrfach beanspruchte Fahrer Massmann übernahm mit seinem Lastwagen also wieder den Transport. Es wurde besonders für die vier Kinder eine schreckliche Fahrt, denn viele Straßen und Brücken waren im Krieg erheblich zerstört worden. Auch die Tante Johanna reiste mit dieser Fahrt im Führerhaus zurück in die alte Heimat. Für die Kinder war überhaupt kein Platz mehr im Führerhaus vorhanden und sie mussten sich daher auf der Ladefläche einrichten. Temperaturen lagen sehr tief im Frostbereich.

Die Kinder weinten fast ohne Ende einerseits wegen des Verlusts ihrer dörflichen Heimat und andererseits auch wegen der Eiseskälte.

Nach fast einem ganzen Tag kam die Gruppe dann endlich in Duisburg an. Erst in der Dunkelheit war der Transport der Möbel und Koffer in die Wohnung des zweiten Geschosses abgeschlossen. Schon am nächsten Tag begannen die beiden älteren Jungen dann, die nähere Umgebung zu erkunden. Sie entdeckten dabei eine weitere Gruppe und näherten sich ihr behutsam. Als sie dort nach ihren Namen gefragt wurden, gaben Gerd und Franz aus lauter Verlegenheit

keine Antwort. Der Anführer dieser Gruppe zögerte jedoch nicht lange, ihnen einen passenden Namen zu verpassen. In Anlehnung an die Jacken, die die Neuen trugen, hießen sie von diesem Zeitpunkt an der „Grüne“ und der „Gelbe“. Die Kinder freundeten sich allmählich an und unternahmten diverse Ausflüge in die nähere Umgebung. Dazu gehörten bald die Heimspiele des Vereins Duisburger Fußballverein 08 e.V., der recht nahe am Haus der Eltern des Vaters untergebracht war. Dieser Weg war Gerd und Franz auch deshalb bekannt, weil ihre Mutter sie regelmäßig zu den Großeltern nahe des Fußballplatzes schickte. Ein Eintrittsgeld für die Heimspiele ersparte sich die Gruppe, indem sie an einer kaum einsehbaren Stelle die Mauer überwand. Gerd und Franz beherrschten nach nur wenigen Spielen das Vereinslied und sangen fleißig mit:

*In grün und weiß spielen wir unser Spiel,
DFV, Du bedeutest uns viel.
An der Grunewaldstraße kämpft jeder für jeden,
Grün und weiß Du bist unser Leben.
Ganz egal, was auch passiert,
Du bist unser Verein,
wir halten immer zu Dir.*

*DFV, DFV wir lassen Dich niemals allein
08, 08, Du bist unser Leben, Du bist unser Verein.
Die Grunewald-Kampfbahn ist unser Revier,
Seit 1908 regieren wir hier.
DFV bist ein ganz starkes Stück,
Ja hier in Duisburg fanden wir unser Glück.
Es ist ein Traum für Dich zu spielen,
Zusammen wollen wir immer siegen!
DFV, DFV wir lassen Dich niemals allein
08, 08, Du bist unser Leben, Du bist unser Verein.
Hier bei Duisburg 08, da sind wir zuhause.
Seit 1908 kämpft hier jeder für jeden.
Und jedes Spiel in grün und weiß an der
Grunewald-Kampfbahn ist etwas ganz Besonderes.
Ganz egal, was auch passiert,
Du bist unser Verein,
Wir halten immer zu Dir.
DFV, DFV wir lassen Dich niemals allein
08, 08, Du bist unser Leben, Du bist unser Verein.
DFV, DFV wir lassen Dich niemals allein
08, 08, Du bist unser Leben, Du bist unser Verein.*

Ein Spielgewinn, der weitere Aktivitäten der Gruppe auslöste, hatte andere Folgen als ein Spielverlust, der die Gruppe lähmte. Nach einem Sieg überwand die Gruppe oft die Mauer des Gartens, der zum Krankenaus gehörte, wo auch der im ersten Weltkrieg verletzte Onkel Johannes auf Dauer seines Lebens untergebracht war. Zu den Aktivitäten der Gruppe in diesem Garten gehörten der vielfältige Raub der essbaren Früchte, ein Versteckspiel und am Ende ein Gesang, während ein Feuer angezündet worden war, ehe man sofort flüchtete.

Ein zweiter Treffpunkt befand sich direkt gegenüber der Wohnung an der Dorfkirche. Dort traf sich diese Gruppe, um die Ruinen unter die Lupe zu nehmen. Wegen des konzentrierten Angriffs 1944 hatte die Stadt schwere Verluste unter der Zivilbevölkerung mit über 2.500 Opfern erleiden müssen. Außerdem wurden enorme Sachschäden verursacht.

Die Eltern der Kinder hätten ihren Augen nicht getraut, wenn sie die Risiken erlebt hätten, denen sich die Kinder nun in diesen Ruinen aussetzten. So balancierten sie über frei stehen gebliebene Stahlstangen, was bei einem Absturz den Tod bedeutet hätte. Sie legten Feuer in den Kellern der

Ruinen und riskierten, dort zu ersticken. Oder sie eroberten einen abseits geparkten Traktor, entdeckten den Schlüssel und setzten das Fahrzeug in Gang, bis es so in sich verkeilt war, dass es überhaupt nicht mehr bewegt werden konnte.

Nicht ständig konnten Gerd und Franz sich an diesen Abenteuern beteiligen.

Ihr Vater hatte nämlich inzwischen einen recht großen Schubtransporter besorgt, mit dem von Hand die diversen Materialien an die Baustellen im Stadtviertel zu transportieren waren. Hin und wieder schickte der Vater die zwei Buben auch zu einem Handelsbetrieb, um dort Materialien zu kaufen oder Rechnungen zu bezahlen. An einem Samstag verlief dieses Unternehmen doch etwas anders als gewohnt. Auf ihrer Rückkehr kam ihnen ein riesiger Transport entgegen, den sie in ihrer Neugier weiter verfolgten.

So landeten sie schließlich im Duisburger Norden, wo eine neue Brücke über den Rhein errichtet wurde. War das ein spannendes Abenteuer! Wir zwei Jungen konnten uns überhaupt nicht sattsehen. Nach Stunden der Ungeduld wandte sich der Vater dann an die Polizei. Als zwei Beamten dann endlich bei ihm auftauchten, geschah das Wunder: Auch die

zwei vermissten Kinder kamen zur gleichen Zeit zurück nach Hause.

Aus guten Gründen wird hier das folgende schmerzliche familiäre Ereignis nicht wiedergegeben. Die Wunder wollten dennoch einfach kein Ende nehmen. Eines Tages schickte die Mutter mich eilig zur Baustelle, um den Vater zu bitten, sofort nach Hause zu kommen. Der hatte bis dahin die Aktivität seiner Frau ganz erheblich unterschätzt. Diese schleppte ihn dann sofort nach seiner Ankunft ohne jedes Zögern zu einem Verkäufer, der eine im Krieg zerstörte Ruine zum Kauf angeboten hatte. Diese lag in einer nur recht kurzen Entfernung von ihrer aktuellen Wohnung. Und kaum hatte man die Verhandlung begonnen, da war man sich schon einig.

Die Eltern kauften die Ruine sofort. Hinter diesem Haus befand sich auch noch eine komplette Werkstatt, die über einen geräumigen Hof zu erreichen war. Sie hatte im Krieg kaum einen Schaden erlitten. Die Mutter nahm sofort Kontakt mit Handwerkern aus Glandorf auf und bald erschien dann eine Gruppe von vier Männern, die sich sogleich an die Wiederherstellung des Erdgeschosses und der ersten Etage des Hauses machte.

Bald türmten sich im Hof die in der Fachsprache kurz Ziegel – sinnverwandt Backstein und Ziegelstein – genannte Exemplare, welche im Bauwesen zum Mauerwerksbau genutzt werden. Viele dieser Steine erwiesen sich nach einer Behandlung noch als durchaus wiederverwendbar. Die Mutter hatte den Kindern dazu das Versprechen gegeben, ihnen nach Erledigung dieser Arbeiten ein Geschenk zu machen, das die Kinder frei wählen könnten.

Das ließen sich die Kinder nicht zweimal sagen. Und die wussten auch sogleich ihre Antwort: Sie wünschten sich ein Paar Fußballschuhe. Viele Jahre später ergänzten die Eltern das Haus dann um weitere drei Etagen.

„Reif für die Sexta.“ So war es handschriftlich auf dem Zeugnis zu lesen, das Gerd von der Volksschule am 31. März 1949 in Duisburg erhielt. Beigefügt hatte die Lehrerin namens Rickers dem Zeugnis eine Einladung an die Mutter zu einem Gespräch. Dabei riet die Lehrerin ihr, den Jungen wegen dessen herausragenden schulischen Leistungen auf jeden Fall in einem Gymnasium anzumelden.

Und so geschah es denn auch. Ich gewöhnte mich sehr schnell an die neue Situation und ließ mich nicht mehr in der wilden Gruppe von Jungen sehen, die in der Umgebung

lauter Unfug angestellt hatte. Ich kam dann auch der Empfehlung meiner Mutter nach, die Oma und den Opa über meinen schulischen Fortschritt zu unterrichten. Für mich war es nur eine Pflichtaufgabe.

Eine gute halbe Stunde benötigte ich zu Fuß für den Weg zum Gymnasium. Dabei begegneten mir sehr viele schöne Mädchen, die mir sehr gefielen, auch wenn die Klassen in dieser Schule noch nach Geschlechtern getrennt waren. Das Lernen fiel mir nicht besonders schwer. Wenn ich wieder daheim war, wurde mir noch eine kurze Zeit für mein Mittagessen gelassen, ehe ich danach zum Vater in die Werkstatt musste, um dort bei der Rinnenfertigung oder dem Löten behilflich zu sein. Es steckte aber noch mehr dahinter, wie ich später erfuhr, denn der Vater bereitete damit sein Erbe vor.

Allmählich erreichte ich die Phase seiner Pubertät. Während dieser Phase erfahren sowohl Eltern als auch Jugendliche, dass sie sich einander nicht mehr so nahe fühlen wie zuvor. Ein Grund für die auftretenden Probleme zwischen Kind und Eltern kann die verbesserte Urteilsfähigkeit des Kindes sein, wodurch das Handeln der Eltern eher in Frage gestellt und kritisiert wird. Zusätzlich verändern sich mit der

körperlichen Reife auch die Rollen der Jugendlichen in ihrem Leben und sie wollen dementsprechend als Erwachsene behandelt werden. Die Heranwachsenden wollen auch für ihren Freizeitbereich mehr Verantwortung übernehmen.

Die Eltern wollen ihre Kinder jedoch vor Schaden bewahren und nehmen so eine Gegenposition ein. Die meisten dieser Streitereien waren nur von oberflächlicher Natur und gefährdeten nicht die schützenden Familienbände. Die Jugendlichen streiten sich bekanntlich ja auch öfter mit ihren Geschwistern. Häufig wird die Pubertät wegen der Streitereien auch „zweite Trotzphase“ genannt.

Auch im Schulbetrieb blieb diese meine neue Tendenz bemerkbar. Sehr oft widersprach ich den Ausführungen der Lehrer und machte dabei auch nicht einmal Halt vor der Mathematik. Deren Lehrer nahm sich immerhin in den Pausen viel Zeit, mich über die Differenzierungsdetails und Kurvendiskussionen im Detail weitergehend zu informieren.

Auch scheute ich mich nicht, im Physikunterricht eine Taube aus Papier fliegen zu lassen, wobei mich einer der Mitschüler beim Lehrer verriet. Es folgte ein negativer Eintrag im Klassenbuch.

Meine diversen Versuche, Kontakt mit den schönen Mädchen aufzunehmen, gingen stets daneben. Ich verfügte nämlich nicht über einen gewandten Lehrmeister, der noch in dieser Sache hätte aufklären können. Meiner Mutter blieb diese Entwicklung nicht ganz verborgen. So meldete sie mich in der Tanzschule an, die von der Mutter eines Mitschülers geführt wurde. Dort in dieser Schule hatte ich tanzen gelernt, indem ich einem Kurs beitrug.

Für den Schlussball hatten die Teilnehmer freiwillige Partner auszuwählen, indem sie nach dem Startzeichen der Lehrerin blitzartig von ihren Sitzplätzen aufsprangen, um ihre Tanzpartnerinnen auf der Gegenseite an die Hand zu nehmen. Dabei blieben am Schluss zwei Teilnehmer auf ihrem Platz sitzen. Es waren Ute und – na wer wohl?

Besonders wegen gänzlich unzureichender Erfahrungen mit dem weiblichen Geschlecht verknallte ich mich sogleich in dieses wunderschöne Mädchen und als Paar beteiligten wir uns am finalen Schlussball. Danach besuchte ich meine Tanzpartnerin oft daheim in der Wohnung ihrer Eltern. Eines Tages saß dann dort aber bereits ein junger Mann, den Ute sogleich als ihren Freund bezeichnete.

Für mich brach schlagartig eine ganze Welt zusammen. Ich verließ daher sofort das Haus und Ute begleitete mich noch zur Haustür. Dort verabschiedete sie sich von mir und gab mir dazu sogar einen Abschiedskuss. Wahrscheinlich sagte ich ihr noch von einigen Tränen begleitet, dass das Leben für mich nun gar keinen Sinn mehr hätte.

Monate später, als ich bei der Bundeswehr meiner Wehrpflicht nachkam, tauchte Ute bei meiner Mutter auf, um sie etwas versteckt zu fragen, ob ich trotz meiner damaligen Androhung noch unter den Lebenden weilte. Ute fiel ein Stein vom Herzen, als ihre Frage bejaht wurde.

Jahrzehnte später, als unsere Freunde Gisela und Manfred in Hamburg wohnten und uns eingeladen hatten, schlug ich meiner Irm vor, auch Ute zu besuchen, die mit ihrem Mann nach dorthin umgezogen war. Man begrüßte sich freundlich und es gab eine bunte Runde bei Kaffee und Kuchen. Ute hatte drei Kinder daheim, von denen mir immerhin zwei als etwas körperlich behindert erschienen.

Ihr Mann war in meinen Augen gar kein Musterexemplar eines Ehemannes. Sowohl körperlich als auch geistig schien er dieser immer noch wunderbaren Ute nicht angepasst. Auch brachte dieser seltsame Typ während des Gesprächs kaum

ein Wort über die Lippen. Endgültig beendet wurde daher meine Neugier und nach kurzer Dauer verabschiedete man sich.

Auch in anderer Weise benahm ich mich oft daneben, wie ich zum Beispiel damals meine Funktion als Klassensprecher verlor. Der Klassenlehrer bestand eines Tages darauf, mich abzusetzen und neu zu wählen. Die Untertertia hatte den negativen Höhepunkt meiner schulischen Entwicklung gebildet. Ich genoss dieses Gymnasium widerwillig und das geschah gleich in zweifacher Hinsicht. Ja, ich blieb sitzen! Irgendwann ging diese widerwillige Phase aber ihrem Ende entgegen.

Ich wurde über alle Maßen hin fleißig und suchte in meinen Freizeiten sogar die Stadtbibliothek auf, um mich besonders in der Mathematik fortzubilden. Ein besonderes Glück widerfuhr mir dabei im Abitur. Dort konnte ich nach meinem Privatstudium die Lösung einer Aufgabe mit einer zweiten Version angeben, um die es nie zuvor in unserem Unterricht gegangen war. Das zog ein „Sehr gut“ im Zeugnis nach sich. Nach Ableistung der Wehrpflicht suchte ich einen Studienplatz. Diese Suche führte mich nach Aachen, wo ich mich für das Fach Architektur anmeldete. Wahrscheinlich hatte

mich seine Mutter zu dieser Richtung geführt, weil sie mich oft über ihren so tollen Großvater informiert hatte, der ein erfolgreicher Architekt geworden war. Diese meine Wahl stand aber unter keinem guten Stern. Hinzu kam in Aachen nämlich ein schriftlicher Test an der Hochschule, von dem ich zuvor nichts gehört hatte und in dem ich versagte.

Es tat sich aber noch ein weiteres Hindernis auf. Das war mein Vater, der mich als seinen Nachfolger im Betrieb sah. Zeitgleich trat meine Mutter ein Erbe an, nachdem mein Großvater in Glandorf gestorben war und seine Frau ihr dortiges Haus verkauft hatte, um mit ihrem zweiten Mann nach Hollage zu ziehen. Die Großmutter schenkte ihren drei Kindern jeweils einen Teil der Einnahmen aus dem Verkauf und so erhielt auch meine Mutter ihren Teil des Geldes.

Damit köderte sie meinen Vater. Sie bot ihm nämlich das gesamte Erbe für die Aufbesserung und Modernisierung seines Betriebs an, wenn er nun meinem Studium zustimmte. Das war mein Glück, denn mein Vater nahm dieses Angebot der Mutter an. Nach dem Abschluss meines Studiums begab ich mich eifrig auf die Suche nach einem geeigneten ersten Arbeitsplatz. Eines der Angebote faszinierte mich dann so gleich.

Es ging damals um die Versetzung des Tempels von Abu Simbel in Ägypten ganz weit südlich unten am Nil, der dort für einen großen Staudamm und damit für die Versorgung der weiter abwärts gelegenen Hauptstadt aufgestaut werden sollte. Vorsichtshalber hatte ich dann gegenüber meiner Mutter die Absicht geäußert, mich an diesem Projekt zu beteiligen. Diese blieb bei ihrer Antwort recht neutral und riet mir dringend, auch Irmgard dazu zu fragen. Augenblicklich und unmissverständlich scheiterte ich mit meinem überraschenden Interesse allerdings an meiner gerade geheirateten Frau. Drei Fragen reichten ihr, um mich von diesem Unternehmen zu befreien:

- Kannst du ägyptisch?
- Willst du ägyptische Kinder?
- Was ist deine Heimat?

Nein, mit Irm war das ägyptische Abenteuer überhaupt nicht zu machen. So entschied ich mich bescheiden und um des lieben Friedens willen für ein Referendariat. Als Abschlussarbeit gab es die Möglichkeit, sich statt der üblichen staatlichen Aufgabenstellung an einem regelmäßig durchgeführten Wettbewerb des Architekten- und Ingenieurvereins in Berlin zu beteiligen. Der AIV analysiert und kommentiert Etappen

und Projekte und stellt Diskussionsansätze für die zukünftige Stadtentwicklung vor. Der AIV ist ein wichtiger und kritischer Begleiter der Bau- und Kulturgeschichte Berlins, Preußens und Deutschlands.

So beteiligte ich mich an diesem Wettbewerb, in dem es damals um die Neugestaltung eines großen Verkehrsplatzes in Berlin ging, wo sich einige Straßen, eine Eisenbahn und auch Straßenbahnen unübersichtlich kreuzten. Aber das Ergebnis dieses Wettbewerbs enttäuschte mich über alle Maßen. Ich wurde in Berlin nicht ausgezeichnet und die darauf folgende staatliche Prüfung ergab nur ein befriedigendes Ergebnis. Immerhin erkannte ich aber nun die Kriterien, nach denen im Wettbewerb beurteilt wurde. Gefragt waren offenbar genau solche Ideen, die sich nicht durch Alltäglichkeiten, sondern durch besondere Lösungen auszeichneten. Und daher nahm ich am nächstjährigen Wettbewerb wiederum teil.

Dabei kam es mir auch noch entgegen, dass es sich dabei um eine Aufgabe handelte, in der eine geplante Kölner Stadtautobahn mit dem örtlichen Straßennetz zu verknüpfen war. Ich plante dabei recht großzügig und so gewann ich diesen Wettbewerb, der mich mit einer großen finanziellen Ausstattung zu einer Studienreise verpflichtete. Ich war glücklich!

Diese führte mich aus Gründen, die mir heute nicht mehr geläufig sind, nach Brasilien.

Blicken wir hier einmal etwas nach vorn, als Irm und ich schon einige Monate verheiratet waren! Der Flug nach Brasilien dauerte mit einer zwischenzeitlichen Unterbrechung in Afrika etwa zehn Stunden und endete dann in Rio de Janeiro. Ich fand das vorbestellte Hotel mit dem Taxi und erholte mich dann von diesem langen Flug auf dem Balkon des Hotels, das einen Blick direkt auf den Strand und das brausende Meer bot. Und dort überraschte mich dann doch die Aussicht, weil sich dieser Anblick ständig in meinen Augen hin und her bewegte. Das hatte ich mir offenbar beim Flug eingefangen.

Fast verbrannt hätte ich mich am nächsten Tag unter meinen Füßen, als ich mich barfuß an den Strand bewegen wollte. So heiß hatte die Sonne den Asphalt auf der Straße aufgeheizt.

Ich hatte diese Tour nach Brasilien auch mit intensiver Unterstützung der deutschen Botschaft gut vorbereitet. So fand ich leicht meine deutschsprachigen Betreuer in Rio, Petropolis, São Paulo und Brasilia. Der Besuch der berühmten Iguaçu-Wasserfälle, das sind die Wasserfälle des Flusses

Iguaçu an der Grenze zwischen dem brasilianischen Bundesstaat Paraná und der argentinischen Provinz Misiones, fiel leider ins Wasser.

Tag für Tag führte ich vorsorglich ein Tagebuch, um damit meinen Erfahrungsbericht vorzubereiten. So notierte ich beispielsweise zur schönen Stadt Petropolis folgende Anmerkungen:

Die Stadt wurde im Jahre 1846 als Sommerfrische des brasilianischen Kaisers Pedro II. gegründet. In einer sehr bergigen, etwa 800 m über dem Meeresniveau gelegenen Landschaft plante der deutsche Einwanderer Julius Friedrich Koeler im Dienst des Kaisers sowohl den eigentlichen Bereich der herrschaftlichen Residenz als auch den weiteren Bereich der heutigen Stadt Petropolis im damals noch unberührten Urwald. Sein einem Bebauungsplan ähnelnder bildet auch heute noch die Grundlage für die künftige städtische Entwicklung. Man findet auf ihm als Namen für Stadtteile und Plätze durchweg deutsche Bezeichnungen: Nassau, Westfalen, Rheintal, Moseltal, Trier, Ingelheim, Wörrstadt, St. Goar.

In allerbesten Erinnerung blieb mir eine Fahrt mit dem Taxi auf den Corcovado. Dies ist ein 710 m hoher Berg im Stadtgebiet von Rio de Janeiro. Ich glaubte damals kaum den spottbilligen Fahrpreis, den der Fahrer von mir verlangte. In Deutschland würde man vielleicht hämisch sagen: Für 'n Apfel und 'n Ei! Ganz oben auf dem Gipfel des Corcovado genoss ich die monumentale Christusstatue Cristo Redentor, die neben dem Zuckerhut als Wahrzeichen der Stadt gilt. Ich war von Brasilien damals so begeistert, dass ich Irm jeden zweiten Tag einen ellenlangen Brief schrieb. Daheim fertigte ich dann auch meinen Erfahrungsbericht, der durch den Verein von mir gefordert worden war.

Recht seltsam verlief auch ein anderes Treffen, selbst wenn es zuerst sehr positiv aussah. Es ging dabei um Ursel und Karl Brunnacker. Irm war schon seit Kindertagen mit Ursel befreundet, die von Jugend an im gleichen Haus wie sie wohnte. Zusammen mit ihr und einer weiteren Freundin war Irm mit ihren 15 Jahren oft auf dem Fahrrad unterwegs und die größte Tour führte diese Gruppe vom Ruhrgebiet bis an die Nordsee.

Karl war ein deutscher Geologe und Bodenkundler. Er lehrte als Professor an der Kölner Universität und befasste

sich vornehmlich mit dem Eiszeitalter und in diesem Zusammenhang mit seiner geologischen Unterstützung von archäologischen und paläontologischen Ausgrabungen. Es war nichts mehr als ein purer Zufall, dass Irm dieses Paar in einer Fußgängerzone entdeckte, als wir Karl noch nicht kannten. Erst sehr viel später erfuhren wir dann von diesem Paar, das man sich einst auf einer Studienreise nach China kennengelernt hatte. Herausragendes Ereignis bildeten dabei in China allerdings nicht die neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse, sondern die Erkrankung von Ursel, die ganz offenbar das gänzlich ungewohnte chinesische Essen nicht vertrug und zur dringenden ärztlichen Behandlung in einem Krankenhaus landete.

Es war dann auch Karl, der sich als Leiter der Gruppe besonders auszeichnete, indem er seine Ursel dort regelmäßig aufsuchte und betreute. Die erholte sich Schritt für Schritt und konnte am Rückflug teilnehmen.

Ursel hatte bis dahin schon umfangreiche Erfahrungen mit Männern hinter sich gebracht. Dazu gehörte zum Beispiel der Kontakt mit einem Italiener, den sie beruflich kennengelernt und in dessen Heimat besucht hatte, um erst dort zu erfahren, dass dieser Mann eine eigene Familie führte.

Fluchtartig verließ sie daher dieses Land und diesen Mann, ohne sich dabei zu verabschieden.

Der intensive Kontakt mit Karl blieb Ursel aber auch nach der Rückfahrt erhalten. Ja, er gewann sogar bald neue Aktivitäten, als dessen Frau verstarb. Schon bald danach vertiefte sich diese neue Beziehung erheblich und nach vielen neuen Begegnungen stellte Karl seiner inzwischen lieb gewonnenen Ursel einen Heiratsantrag. Karl überragte Ursel nicht von der Körpergröße und seiner Ausbildung her, denn ein anderes Kriterium unterschied das Paar doch recht beträchtlich:

Karl war immerhin neunzehn Jahre älter als Ursel. Noch lehrte er zwar an der Universität sein Fach, aber kurz darauf sollte es ihn eigentlich nach seiner Pensionierung in seine alte Heimat ziehen. Diesen Rückzug verschob Karl jedoch noch um fast zwei Jahre, weil er einigen seiner Studenten noch die Chance bieten wollte, ihre Abschlussprüfung bei ihm persönlich abzulegen.

So lud er die betroffenen Studenten jeweils einzeln in seine Wohnung ein, um sie auf die noch fällige Abschlussprüfung vorzubereiten. Ursel war ihm dabei behilflich, indem sie daheim die Studenten mit ausreichend Kaffee und Kuchen

versorgte, wobei auch einige recht studienfremde Themen von ihr nicht gänzlich vermieden wurden. Am Ende bestanden alle diese Studenten ihre Prüfung, so dass Karl dann seinen Umzug in den Süden antreten konnte. Ursel folgte ihm sogleich.

Zunächst bezog das Paar eine Mietwohnung, um dann dort bald ein recht schönes und wunderbares Eigenheim zu erwerben, das oberhalb eines Tales lag und einen klaren Blick auf das unten liegende Dorf bot. Mehrfach besuchte Irm mit mir dort das so harmonisch wirkende Paar und wir genossen auch intensiv diese Freundschaft. Wie oft erfreute sich Irm mit mir dort der gemütlichen Abende in der Küche, um dort neben den vielen Worten auch dem tollen Wein zu folgen!

Wir waren völlig überrascht, als wir von den Auswanderern in den Süden eines Tages zu ihren Fahrrädern geführt wurden, die sich das Paar kurz zuvor angeschafft hatte. Voller Stolz berichteten sie von ihrer allerersten Radtour, die sie bereits unternommen hatten. Karl hielt sich bei diesem Thema allerdings etwas zurück und er ließ sich fast nur zu der Aussage hinreißen, dass die recht bergige Umgebung doch ziemlich viel Kraft gekostet hätte. Erst viel später erfuhren wir, dass dies wahrscheinlich die einzige Radtour blieb, die das

Paar dort überhaupt unternommen hatte. Vielleicht waren es auch sogar zwei solcher Touren, meinte Irm sich zu erinnern.

Für andere Themen und Beschäftigungen hatte Karl stets – oder überwiegend – ein offenes Ohr. Ein Thema bildete beispielsweise Irms Frage an Karl, ob unser Klima sich im Laufe der Zeit verändern würde. Der Hintergrund dieser Frage ist mir nicht mehr geläufig. Wenn ich mich richtig daran erinnere, dann gab er ihr darauf die Antwort, dass sich die Warm- und Kaltzeiten regelmäßig in Abständen von 8.000 oder vielleicht auch 80.000 Jahren abwechseln würden. So habe sich die letzte Kaltzeit von Norden her kommend bis etwa zum Main erstreckt und damit Deutschland fast zur Hälfte mit Schnee bedeckt. Zurzeit aber befände sich unser Land in einer Warmzeit und das Ende dieser Phase wäre nicht absehbar.

Auch zu einer Schachpartie konnte ich Karl überreden, aber als ich dann seine doch recht schwachen schachlichen Kenntnisse wahrnahm, ließ ich den Gastgeber mit einem groben Fehler meinerseits das Spiel noch gewinnen. Auch ein Kartenspiel war gelegentlich an der Reihe. Doch in der

Folge ging es nun doch schrittweise und nur ganz allmählich weiter abwärts mit Karl.

Unsere immer freundlich geführten Gespräche fanden fast noch in einer solchen Weise statt, als wäre dieser recht schweigsame Karl bereits in sein Bett gegangen. Der ließ es sich auch nicht nehmen, hier und dort diesen seltsamen Schritt tatsächlich zu vollziehen. Nur ganz gelegentlich flüchtete Karl in sein Arbeitszimmer unten im Keller, das übervoll beladen war mit diversen Arbeiten aus seiner einstigen Tätigkeit an der Universität.

Ursel versuchte dann in diesen Fällen, solche vorzeitigen Trennungsversuche durch eine erhebliche Redseligkeit zu überbrücken. Oft sprachen wir daher zu Dritt über die Mitternacht hinweg miteinander.

Nur am Rande kam dabei auch die jüngste Entwicklung von Karl gelegentlich zur Sprache. Später erfuhren wir dann auf telefonischem Weg von weiteren Einzelheiten zu seiner anschließenden Entwicklung. Es war ein recht grausamer Weg, den Karl bei ganz vollem Bewusstsein dort Tag für Tag zu beschreiten hatte. Über Ursel erhielten wir Informationen über seinen stets weiter sinkenden Krankenstand und wir hörten gelegentlich, wie sie dabei auch in Tränen ausbrach.

An dieser Stelle wird auf die Wiedergabe von vielen und auch schrecklichen Details der Erkrankung von Karl verzichtet. Nach sehr vielen Monaten des Leidens verstarb unser neuer und doch alter Freund Karl dann endlich und Ursel besorgte seine Beerdigung in dem Grab, das die beiden Partner zuvor im Nachbarort erstanden hatten.

Dieses nicht alltägliche Ereignis mit dem Tod ging nicht so ganz spurlos an Ursel vorbei. Ihr Redefluss hatte unter diesem Ereignis erheblich gelitten. Regelmäßig besuchte sie das Grab. Es befand sich in einiger Entfernung, so dass stets eine halbstündige Autofahrt notwendig wurde. Einmal nahm Ursel uns mit zum Grab und zeigte uns dabei die Vielfalt der Ausstattung der Stätte. Wöchentlich nahm sie diese Pflege wahr. Nur nach einer langen Zeit kam Ursel wieder ein ganz klein wenig zu ihrem alten Charakter zurück. Das empfanden wir jedenfalls so. Wir radelten mit ihr eines Tages längs des Mains auf einer anstrengenden Radtour von Frankfurt nach Nürnberg und schwärmten dort in einem Café über unsere wunderschönen alten Zeiten. Ein besonderes Ereignis irritierte uns jedoch in erheblichem Maß. Völlig überraschend legte unsere Mitradlerin plötzlich eine Redepause ein, so als befände sie sich geistig irgendwo anders.

Hatte sie die körperliche Anstrengung der langen Radtour von Frankfurt bis Nürnberg über alle Maßen erschöpft? Überlegte sie vielleicht eine aufregende Frage, die sie uns stellen wollte? War sie in Gedanken etwa wieder beim Grab von Karl?

Mir wurde diese Situation so sehr peinlich, dass ich angab, direkt zur Toilette zu müssen, um den Tisch so verlassen zu können. Nach seiner Rückkehr hatte sich jedoch die Szene wieder gänzlich beruhigt und kurz darauf betraten wir gemeinsam die Brücke über den Main, wo wir uns freundlich und friedlich verabschiedeten, so als wäre nichts Besonderes passiert.

Der Kontakt mit Ursel blieb Irm bis auf den heutigen Tag dennoch erhalten. Er fand nun allerdings überwiegend auf dem telefonischen Wege statt. Einer der Gründe für dieses Verhalten lag wohl darin, dass Ursel zunächst noch die Schulden abzutragen hatte, die das Paar für den Kauf ihres Eigenheims aufgenommen hatte. Ferner rätselte sie sehr lange über die Frage, ob sie das Haus doch verkaufen sollte, um vielleicht in die Nähe ihrer alten Heimat umzuziehen oder um die Entfernung dahin zu verkürzen.

Schließlich verkaufte sie dann doch das Eigenheim und erwarb dafür eine Eigentumswohnung in einem nahen Dorf mit dem Vorteil, die erworbenen Beziehungen zu den elitären universitären Kreisen nicht zu verlieren.

Als wir sie einmal auf unserer Reise nach München dort besuchten, wo ich einer Fachveranstaltung beizuwohnen hatte, stellten wir fest, dass sich ihr Wesen doch sehr verändert hatte. Ihr Eigenart, die zwischenzeitlich durch das Ableben ihres Mannes einmal etwas eingetrübt worden war und das uns so friedfertig auf unserer gemeinsamen Fahrradtour am Main erschienen war, hatte sich gründlich verwandelt.

Diese neue Erkenntnis begann damit, dass Ursel sich nach meiner Rückkehr aus München spät am Abend über meine angeblich so viel zu lange Abwesenheit beklagte. Das war nicht alles, was sie zu beklagen hatte.

Sie klagte auch über die Mitbewohner des Hauses unten im Erdgeschoss, die den Garten nicht richtig pflegten, so dass Ursel es für sehr notwendig hielt, diese Aufgabe ergänzend wahrzunehmen. Auch die Unordnung im Keller des Hauses nahm regelmäßig solche erhebliche Dimensionen an, dass sie glaubte, dort selbst aufräumen zu müssen. Und als sie sich über die angebliche Unordnung auf dem Parkplatz zu

beklagen begann, zog ich es endlich vor, mich in das Bett zu begeben. Der Abschied am nächsten Morgen fiel ziemlich kurz aus.

Doch auch in der Folge setzte Ursel ihre vielen Klagelieder per Telefon weiter fort. Und bald würzte sie ihre Klagen mit Aussagen zu ihrem Gesundheitsstand weiter aus. Oft wechselte ihren gewohnten Arzt, weil sie mit den ärztlichen Aussagen nicht ganz zufrieden war. Eine neue Dimension in ihren Schilderungen erreichte sie, als sie von Krankheiten aller Art berichtete, die sie befallen hatten. Fast regelmäßig wurde sie mit ihren gesundheitlichen Beschwerden in ein Krankenhaus verfrachtet, um dann dort behandelt und operiert zu werden. Das alles hat sie nun immerhin ein gutes Dutzend Jahre überstanden und noch immer meldet sie sich telefonisch bei uns, das heißt bei Irm daheim, um weiterhin über ihre gesundheitlichen Probleme zu parlieren. Diese Gespräche dauern oft über mehr als eine Stunde und manchmal kann es passieren, dass Ursel sich nach der Beendigung des Telefonats nochmals meldet, weil sie noch etwas mitzuteilen vergessen hatte.

Gerhard Josten

Mein Sohn Stefan

Kommen wir nun zu einem Fall, in dem ein Unglück zu einem Glück avancierte. Es handelt sich um meinen Sohn Stefan. Er zeigte sich in seinen ersten Lebensjahren als ein sehr zurückhaltender Typ. Das fiel uns Eltern bereits früh in der Grundschule auf. Im Gegensatz zu seinen Geschwistern schaffte er dort die polizeiliche Prüfung des Radfahrvermögens nicht und musste sie wiederholen.

Auch in der Grundschule ging es erst einmal daneben. Seine Eltern erhielten keine Zulassung ihres Sohnes zum Besuch eines Gymnasiums. Dennoch gelang ihm am Ende doch noch dieser Weg, der ihm den Weg zum Studium ebnete.

Dies erscheint unfassbar, wenn man weiß, dass er nächtelang im Keller „Boulder Dash“ spielte. Das Spielgeschehen findet dabei bildlich in einer mit Erde, Felsbrocken und Diamanten gefüllten Höhle statt. Diese wird – stark abstrahiert und auch nur ausschnittsweise – im Seitenschnitt auf dem Bildschirm dargestellt. Ziel des Spiels ist es, darin eine vorgegebene

Anzahl von Diamanten einzusammeln und den Eingang zur nächsten Höhle zu passieren.

Trotzdem schaffte er das Abitur. Welch ein Wunder! Dann führte es ihn zunächst weiter nach Hamburg zur Bundeswehr, um der Wehrpflicht zu genügen. Dort ging es wieder daneben. Bei einer Übung im Feld passierte es: Er brach sich ein Bein, so dass er lange nicht mehr dienen konnte.

Dann stand sein Studium an. Er wählte ein Fach, das die Eltern schaudern ließ, weil sie noch nie davon gehört hatten. Es war die Informatik. Auf ihre Fragen, was man darunter zu verstehen hätte, erhielten sie einige Antworten, mit denen sie aber überhaupt nichts anfangen konnten. Auch die Worte Programmiersprache oder Datenbanksystem sagten ihnen natürlich nichts.

Voller Sorge begleitete damals der Vater seinen Sohn nach Aachen, um eine Unterkunft zu finden. Beide wurden schnell fündig. Das Zimmer war recht groß, aber der Weg zu einer Toilette führte über das Treppenhaus. Ob Stefan sie auch immer für das kleine Geschäft aufsuchte, mag hier nicht geklärt werden.

Klar wurde aber nun auch bald, dass Stefan seinen selbstständigen Weg endlich gefunden hatte. Er bestand auf

Anhieb alle Prüfungen. Einen ersten Arbeitsplatz fand er zunächst in Köln. Dort heiratete er Claudia, die er früher kennengelernt hatte, als er bei einer Feier für die Musik sorgte, während sie dort fleißig tanzte.

Nie war von ihnen zu erfahren, wer die Initiative für die Bindung ergriffen hatte. Jedenfalls heirateten diese Zwei. Das Paar hatte einen Brautwagen gemietet, als es zur kirchlichen Hochzeit ging. Auf halbem Weg musste Claudia ihn kurz verlassen, um ein bestimmtes Geschäft zu verrichten. Anschließend ließ Stefan es sich nicht nehmen, seine Braut daheim über zwei Etagen in die gemietete Wohnung zu tragen. Er mühte sich dabei schon ziemlich, wie wir sehen konnten. Mit seiner ersten Arbeitsstelle in Köln war Stefan nicht sehr glücklich, denn dort ging es ziemlich chaotisch zu. Und so begab er sich auf die Suche nach einem besser geeigneten Arbeitsplatz. Den fand er recht schnell in Hamburg und so zog das Paar bald dort hin. Nach etwa fünf Jahren erhielt Stefan das Angebot von der Deutschen Bank in Bonn, dort einen sehr lohnenden Bereich zu übernehmen. Er nahm das Angebot an und das wird wohl sein finaler Arbeitsplatz sein. Eine passende Wohnung fand das Paar auf halbem Weg vom Köln nach Bonn. Sechtem heißt das Dorf, das zur Stadt

Bornheim nahe dem Rhein gehört. Natürlich besuchten wir Eltern das Paar gelegentlich.

Einmal erhielten sie von dem jungen Paar die Frage, ob man nicht einen relativ nahe gelegenen See aufsuchen sollte. Wir Alten zögerten nicht lange und bei bestem Wetter vergnügte man sich dort, bis ich meine Schwiegertochter zur Seite nahm und sie dabei ganz sanft mit der Frage konfrontierte, ob die Neubonner nicht Interesse hätten, sich auch ein eigenes Haus zu beschaffen. Man wäre da auch behilflich, fügte ich hinzu.

Kurz darauf zogen die jungen Leute dann in eine neue Siedlung ein, die gerade geschaffen worden war und dort bezugsfertig auf Käufer wartete.

So gingen die Dinge erst einmal ihre Wege. Stefan fuhr mit der Bahn nach Bonn zu seiner Arbeitsstelle, die ihn Tag für Tag mehr begeisterte. Er errang dort auch fachliche und personelle Anerkennung. Bald übernahm er eine neu gebildete Arbeitsgruppe. Die forderte von ihm einen erheblichen Zeitaufwand, so dass er erst spät abends wieder zu Hause ankam. Claudia sorgte daheim für den Garten. Sie ließ dort viele Blumen blühen, richtete für den Hasen, den sie bereits in

Hamburg gepflegt hatte, eine Hütte auf dem Rasen ein und stellte für ihre Tochter ein rundes Planschbecken auf.

Mit viel Mühe gegenüber Stefan kam es dann endlich auch zum Kauf einer Terrassenüberdachung, weil die Sonne sich dort immer wieder breit machte. Fast 2.000 Euro kostete diese Anschaffung.

Claudia war schon gleich nach dem Einzug in dieses Haus auf die Suche nach einem Arbeitsplatz gegangen. Vornehmlich suchte sie dabei Bäckereien auf und wurde auch fündig. Das hatte zur Folge, dass sie das Haus sehr früh morgens verlassen musste, während Stefan noch fest schlief.

Eine weitere Besonderheit tat sich bald dabei auf. Sie wechselte ihren Arbeitsplatz regelmäßig nach etwa drei Monaten und sprach – vielleicht auch wegen der sehr unterschiedlichen Arbeitszeiten – kaum noch mit ihrem Stefan.

Auch suchte sie oft einen oder auch mehrere Ärzte auf, um irgendwelche Beschwerden behandeln zu lassen. Einer der Ärzte von ihnen wies sie dann schließlich in ein Krankenhaus weit in der Ferne ein. Erst recht spät erkannten wir Schwiegereltern, dass sie dort ein geschlechtliches Verhältnis betrieb. Sie ging fremd, wie der Volksmund zu sagen pflegt. Und so kam es, dass am Ende eine Scheidung von Stefan

ihren Lauf nahm. Das Paar kam noch darin überein, sein Haus zu verkaufen. Claudia zog daran anschließend irgendwo in das Ruhrgebiet und Stefan mietete eine Wohnung nahe Köln. Aus war der Traum!

Oder?

Stefan ging weiter seinem Beruf nach und war also tagsüber nicht zu Hause. Daher traf der Postbote eines Tages mit seinen Paketen ihn nicht gleich an. Auch ein zweiter Versuch einer Zustellung ging in die Hose. Daher klingelte er verzweifelt unten an, um seine Last endlich loszuwerden. Das klappte. Eine nette Frau namens Doreen, die die DDR einst verlassen hatte, nahm die Pakete an und überbrachte sie Stefan. So fielen sie nun endlich in seine Hände und er fiel sogleich in Doreens Hände.

Es ist völlig unmöglich, diese faszinierende Frau zu beschreiben, denn dafür wäre ein ganzes Buch erforderlich. Auch ihr Portrait auf einem schönen Ölgemälde, das Stefan bei einem Künstler in Auftrag gegeben hatte, konnte nur einen ganz schemenhaften Eindruck von ihr wiedergeben. Sie zeigte sich außerordentlich liebenswürdig und faszinierend.

Ja, sie ist einfach das Glück, das Stefan über viele Jahre vermissen musste. Eines Tages fragten diese jungen Leute die

Alten, ob diese ein Interesse daran hätten, mit ihnen einmal die Ausstellung im Gertrudenhof zu besuchen. Der Gertrudenhof bietet direkt vor den Toren Kölns gleich eine ganze Vielzahl an Naturerlebnissen, insbesondere für Familien mit Kindern und setzt sich für Nachhaltigkeit und biologische Vielfalt ein. Auf den Feldern des Gertrudenhofes mit über 130 Hektar – das entspricht etwa 260 Fußballfeldern – wachsen Kartoffeln, Obst, Gemüse und Blumen, aber auch Getreide und Zuckerrüben. Kurz darauf erhielten die Alten die Frage der jungen Leute, ob sie Interesse an einem Besuch des Kölner Weihnachts-circus hätten. Ja, das hatten sie. In der Palastzelt-Manege waren weltbekannte Künstler zu sehen: So präsentierte die weltbekannte Familie Donnert aus Budapest artistische Kunststücke auf ihren Pferden.

Einen atemberaubenden Auftritt lieferte Luba Uliankina, die am Trapez in schwindelnden Höhen geradezu leichtfüßige Lufttänze vorführte. Neben artistischen Vorführungen brachte der Circus auch einiges für die Lachmuskeln mit. Als der Clown Armen Asiryants mit einer Gabel oder einem Auto hantierte, blieb kein Lachen aus! Ein echtes Spektakel fand statt, wenn das fünfköpfige Team um Daniel Diorios in der Manege auftauchte. In rasanter Geschwindigkeit und mit

minimalen Abstand rasten die Jungs mit ihren Motorrädern durch das „Splitting Globe of Speed“ – und verliehen den Zuschauern damit wahrlich Gänsehaut.

Und was ist heute? Stefan und Doreen ziehen sich nicht aus: Sie ziehen nämlich gerade um! Doreen zieht in Stefans Wohnung ein und selbst für ein Telefonat haben sie in Zeiten des Corona-Virus kaum Zeit. Doch kehren wir noch einmal zur Vergangenheit zurück, wie es alte Leute halt gern tun! Nach dem Wehrdienst und meiner Hochzeit mit Irm trat ich meinen Beruf an, der mich nach Köln und dort zum Landschaftsverband Rheinland führte. Mit Irm durfte ich inzwischen die Goldene Hochzeit feiern. Das erinnerte mich an mein Gedicht, das ich damals zur Hochzeit selbst verfasst und dann ganz feierlich aufgesagt hatte:

Liebe Eltern und Geschwister,
Heute ist der Tag des Frein's.
Lang' schon sind wir, nun das wißt Ihr,
Beide einig, sind nun eins.

Mit uns uns're Freud' zu teilen,
Kam't Ihr all' zusammen hier.

Doch wir müssen uns bald eilen:
Nur ein kurzes Wort vorher.

Unsern Eltern heut' zu danken
Ist uns Ehre, ist uns Pflicht.
Nie im Kurs sie bei uns sanken,
Ohne Eltern gäb's uns nicht:

Keine Braut im weißen Schleier,
Und auch keinen Bräutigam,
In der Zukunft keinen Schreier;
Darum seid uns jetzt nicht gram,

Wenn wir Euer Haus verlassen,
Mittagessen, Doppelkopf,
Denn Kartoffeln gibt's in Massen
Auch in Köln, in Irmgard's Topf.

Nun gewährt uns eine Bitte,
Macht den Tag uns wunderschön,
Sagt: „Mit euch ab durch die Mitte“,
Sagt mit uns: „Auf Wiederseh'n“.

In Köln wurden auch unsere drei Kinder geboren. Sie unterschieden sich erheblich. Unserem Sohn Stefan folgten zwei Mädchen. Zunächst war es 1970 Beatrix, die unter recht großen Problemen geboren wurde. Anschließend aber entwickelte sie sich zur Freude ihrer Eltern ganz positiv. Kurz nach ihrem Abitur begann sie ihr Studium an einer westfälischen Universität, nachdem sie das Elternhaus während deren Urlaubszeit ohne Ankündigung verlassen hatte. Erfolgreich schloss sie das Studium ab.

Nach der Hochzeit war sie zunächst beschäftigt in einem der drei Geschäfte ihres Mannes, der ein Juwelier war. Ihr Arbeitsplatz lag recht weit außerhalb von Köln. Nach der Geburt ihres ersten Kindes halfen ihre Eltern dort bei der Betreuung dieses Kindes aus. Ein zweites Kind namens Dominik war bereits unterwegs. Zeitweise pflegte Beatrix auch einen Schrebergarten, aber die vielen nötigen Arbeiten zur Erhaltung wuchsen ihr allmählich über den Kopf.

Eines Tages aber geschah ein schreckliches Unglück, das sie fast das Leben gekostet hätte. Nein, im ihrem Garten geschah das nicht. Es passierte in ihrer Beziehung. Details dieser hässlichen Geschichte seien hier aus verständlichen

Gründen nicht weiter ausgeführt. Jedenfalls kam es danach zur Trennung des Paares.

Weitere feste eheliche Bindungen ging Beatrix nach dieser bitterbösen Erfahrung nicht mehr ein. Sie verkaufte ihre Eigentumswohnung und erstand ein Eigenheim ganz in der Nähe, in der ausreichend Platz für ihre zwei Kinder war. Auch nahm sie in der Folge einen intensiven Kontakt zu uns Eltern auf. Diese übernahmen dann auch einige ihrer Verpflichtungen, denen sie aus Zeitmangel nicht entsprechen konnte und sie genoss in ihrem Haus die Dienstage, an denen ihre Mutter das Mittagessen bereitete.

Inzwischen ist sie seit vielen Jahren Ansprechpartner bei der GMDS (Deutsche Gesellschaft für Medizinische Informatik, Biometrie und Epidemiologie (GMDS) e.V.). Damit hatte auch der recht häufige vorherige Wechsel ihrer Arbeitsstelle ein Ende. Ferner hat sie im privaten Bereich einen Freundeskreis gewonnen, mit dem sie oft unterwegs ist. Und mitteilungsfreudiger gegenüber ihren Eltern als in den vorhergehenden Jahren ist sie auch geworden.

Das kann man von unserer zweiten Tochter Gabriele nicht behaupten. Geboren wurde sie im Jahr 1972. In Kürze wird sie also ihren 50. Geburtstag feiern, doch was der

Volksmund diesem Alter oft zuschreibt, das wird bei ihr auch dann noch nicht eintreten. Diverse Höhen und Tiefen wechselten sich bei ihr immer wieder ab.

Ihre schulischen Zeugnisse in ihren Jugendzeiten glänzten, aber gelegentlich wollte sie die Schule nicht besuchen. Ja, sie erlebte verschiedene Stimmungen. Zur Aufmunterung führte ich sie dann einmal in einen Malkurs, wo sie auch einen wunderschönen Eisvogel in einem Ölgemälde malte, der nun ihr Haus ziert.

Bis heute trägt sie mir nach, dass ich ihr bei der Wahl ihrer Fächer auf dem Gymnasium riet, auf das Fach Latein zu verzichten und stattdessen das Französische zu wählen, weil dieses zeitgerechter wäre. Nach dem Abitur geschah dann das Malheur, denn sie entschied sich, Lehrerin im höheren Dienst zu werden. Studienrat ist in Deutschland eine Amtsbezeichnung für einen Beamten im höheren Dienst, der in der Regel als Lehrer an einer höheren Schule in Deutschland arbeitet und Schüler bis zum Abschluss der Sekundarstufe II unterrichtet.

So blieb ihr nichts anderes übrig, als das Fach Latein nachzuholen. Auch das schaffte sie glänzend und dann heiratete sie ihren Freund Oliver. Weshalb sie nach ihrer Ausbildung

einen Arbeitsplatz an einem Gymnasium in Bonn wählte, begründete sie auch damit, dass sie damit eine übermäßige Belästigung durch die Eltern der Schülerschaft verhindern wollte.

Zusammen mit Oliver ging sie dann bald auf die Suche nach einem Eigenheim und man wurde schnell fündig. Das Haus suchten sie aber gar nicht in Bonn und wir Eltern erkannten auch bald den Hintergrund ihrer Entscheidung. Es dauerte nämlich nicht sehr lange, bis sich der Nachwuchs sich bei diesem Paar meldete. In ganz lustiger Folge erschienen ihre drei Kinder Felix, Moritz und Niklas auf der Welt.

Es wurde also in den Gedanken der Eltern, die beide berufstätig blieben, allmählich Zeit, entsprechende Hilfskräfte an der Hand zu haben und in ihrem Haus mehr Platz auch für die Kinder zu schaffen. Wie diese Familie es schaffte, über viele Monate hinweg in einer riesigen Baustelle hinweg dort zu hausieren, ist uns bis heute ein Rätsel.

Es kam noch ein Aspekt hinzu. Mit der Geburt von Felix gewöhnte die junge Familie es sich an, nur noch gemeinsam mit uns Eltern ihren Urlaub zu verbringen. So sparte die junge Familie einerseits viel Geld und andererseits auch eine intensive Betreuung.

An eine weitere Besonderheit der jungen Familie darf hier doch einmal dezent hingewiesen werden. Gabriele ging in zunehmendem Maß in ihren recht wichtigen schulischen Verpflichtungen auf. Ja, sie war geradezu besessen von ihrem Job. Mit den so herkömmlichen Vorstellungen ihrer Eltern war das nicht zu vereinbaren. Aber ist es eigentlich nicht immer so, dass das Alter die Jugend in zunehmendem Umfang nicht mehr so ganz versteht? Oder auch umgekehrt? Schluss aber nun mit den Klagen! Kehren wir nach Köln zurück, wo Irm und ich eine neue Heimat gefunden hatten.

Dieses Ergebnis spornte mich an, bei meinen Suchen nach den Ursprüngen des Schachspiels noch weiter zurück zu gehen. So riskierte ich einen Blick zurück und suchte intensiv nach dem ältesten Epos der Weltgeschichte.

Es war das Gilgamesch-Epos, das die Sumerer vor etwa 5.000 Jahren verfasst hatten. Nein, sie kannten das Schachspiel nicht, aber befassten sich mit der Unsterblichkeit und so mit dem ewigen Leben.

Im babylonischen Gilgamesch-Epos war Enkidu der Begleiter und treue Freund von Gilgamesch, der ihn auch „Maulesel auf der Flucht“, „Wildesel aus dem Gebirge“ und „Panther aus der Steppe“ nannte. Die Beinamen beziehen sich

auf die Geburt und das Wesen des Enkidu, der einst in der Stille der Steppe von der Muttergöttin Aruru zum Zwecke der Zerstörung beziehungsweise Kontrolle des Gilgamesch aus Lehm erschaffen wurde. Der war zu zwei Dritteln Mensch und zu einem Drittel Gott. Enkidu verkörpert den Urmenschen bzw. Naturmenschen, der ein Gegengewicht zum kultivierten und zivilisierten Gilgamesch bilden soll.

Der nackte, behaarte und wilde Enkidu lebte zunächst mit den Gazellen der Steppe, aß Gras mit ihnen und trank mit ihnen von der Wasserstelle. Auch beschützte er sie vor den Fallen des Fallenstellers, des Urjägers, und zog so dessen Zorn auf sich, da dieser seiner Arbeit nicht ungehindert nachgehen konnte.

Dieser beschwerte sich daraufhin bei seinem Vater, der ihm riet, sich an König Gilgamesch von Uruk zu wenden. Gilgamesch, der durch einen Traum bereits von Enkidu erfahren hatte, riet dem Fallensteller, die Hierodule Schamchat mitzuführen, deren Macht der eines Mannes gleich sei. Enkidu erlag somit der Sinnlichkeit der von Gilgamesch gesandten Tempeldienerin Schamchat, vereinigte sich sieben Tage und Nächte mit ihr und wurde so zivilisiert und der Natur entfremdet.

Schamchat hauchte ihm durch ihre sexuelle Vereinigung den Geist sowie die Einsicht ein und brachte ihm die Sprache der Menschen bei. Doch nach dieser zweiten – eigentlichen – Geburt des Enkidu ergriff das Vieh die Flucht vor ihm. Er konnte nicht mehr mit den Tieren Schritt halten. Schamchat erzählte ihm daraufhin von Gilgamesch und seiner wilden Tyrannei am Volk, damit Enkidu sich mit Gilgamesch messen könne und dadurch die Gebete der Bewohner von Uruk erhört und die Menschen von Gilgameschs Gewaltherrschaft befreit würden.

Die zweite Tafel erzählt von Enkidus Menschwerdung, wobei die Entwicklungs- und Urgeschichte der Menschheit versinnbildlicht und etappenweise nachgezeichnet wird und von seiner ersten Begegnung mit Gilgamesch. Schamchat führte Enkidu zunächst in das Lager der Hirten, das an der Grenze zwischen Steppe und Zivilisation lag. Dort brachten die Hirten Enkidu bei, Bier zu trinken und Brot zu essen wie die Menschen, was Enkidu bisher fremd war.

Nachdem ein Barbier Enkidu die Haare und den Bart schnitt, ihn ölte und Schamchat dem bisher nackten Enkidu ein Gewand anlegte, wurde er zum echten Menschen. Daraufhin wird Enkidu, der ehemalige Beschützer der Tiere,

zum Hirten, der die Löwen und Wölfe abwehrt und tötet und Fleisch isst. Dadurch verliert er endgültig seine Gemeinschaft mit den Tieren.

Enkidu ging im weiteren Verlauf in Shamchats Begleitung nach Uruk und wurde nach einem heftigen Kampf mit Gilgamesch, der dann unentschieden endete, dessen Kampfgefährte und Wegbegleiter. Gilgameschs Mutter Ninsunna adoptierte den mutterlosen Enkidu, der so auch zum Bruder des Gilgamesch wurde. Nach ihren vielen gemeinsamen Abenteuern wurde Enkidu schließlich als Strafe für seine Beteiligung an der Tötung des Himmelsstieres von den Göttern zum Tode verurteilt und durch eine vierzehntägige Krankheit qualvoll dahingerafft.

Aus Rache wird Enkidu auf Geheiß der Götter von einer Krankheit befallen und qualvoll sterben. Er wird wieder zu Lehm, aus dem er gemacht wurde, er wurde somit wieder zu Staub. Durch dieses Ereignis ist Gilgamesch so erschrocken und verzweifelt worden, dass er von nun an in der Wildnis umherwandert und das Geheimnis der Unsterblichkeit sucht. Gilgamesch weiß, dass ihn dasselbe Los erwartet und macht sich auf die Suche nach der Unsterblichkeit.

Auf abenteuerlichem Weg gelangt er zu einem Fährmann, der ihn über das Wasser des Todes zu Utnapischtim – einem Vorfahren Gilgameschs – übersetzt. Jener rät Gilgamesch, sechs Tage und sieben Nächte nicht zu schlafen, dann würde er Unsterblichkeit erlangen. Gilgamesch hält dies jedoch nicht durch. So erzählt ihm Utnapischtim von der Pflanze, die aus alt jung macht. Daraufhin taucht Gilgamesch in die Tiefen des Meeres und findet sie. Und so beschreibt das Epos den Verlust der Unsterblichkeit:

Utnapischtim sprach zu ihm, zu Gilgamesch:

*Du, Gilgamesch, kamst, hast dich abgemüht, abgeschleppt.
Was soll ich dir geben, daß du kehrst in die Heimat? Ein
Verborgenes, Gilgamesch, will ich dir enthüllen
Und ein Unbekanntes will ich dir sagen:
Es ist ein Gewächs, dem Stechdorn ähnlich,
Wie die Rose sticht dich sein Dorn in die Hand.
Wenn dies Gewächs deine Hände erlangen,
Findest du das Leben!*

Kaum hatte Gilgamesch dieses gehört, grub er einen Schacht. Da band er schwere Steine an die Füße, und als zum Apsû sie ihn niederzogen, da nahm er's Gewächs, ob's auch

stach in die Hand, schnitt ab von den Füßen die schweren Steine, daß ihn die Flut ans Ufer warf. Gilgamesch sprach zu ihm, zum Schiffer Urschanabi:

Urschanabi, dies Gewächs ist das Gewächs gegen die Unruhe, durch welches der Mensch sein Leben erlangt! Ich will's bringen nach Uruk-Gart, es dort zu essen geben und dadurch das Gewächs erproben! Sein Name ist 'Jung wird der Mensch als Greis'; Ich will davon essen, daß mir wiederkehre die Jugend.

Nach zwanzig Doppelstunden nahmen sie einen Imbiß ein, Nach dreißig Doppelstunden schickten sie sich zur Abendrast. Da Gilgamesch einen Brunnen sah, dessen Wasser kalt war, stieg er hinunter, sich mit dem Wasser zu waschen. Eine Schlange roch den Duft des Gewächses. Verstohlen kam sie herauf und nahm das Gewächs; Bei ihrer Rückkehr warf sie die Haut ab!

Um Menschen jung zu machen, will er die Verjüngungspflanze in seine Heimat bringen, doch eine Schlange raubt sie. Gilgamesch kehrt daraufhin verzweifelt nach Uruk zurück. Er hat nun Gewissheit über das Todesschicksal der

Menschen gewonnen. Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit ist nichtig.



Gilgamesch

Gerhard Josten

Vom Rheinpark

Doch kehren wir nun nach diesem poetischen Ausflug in die Gegenwart und damit nach Köln zurück. Auf einer ihrer Wanderungen zum nahen Rheinpark mit dem Kinderwagen wurde Irm von einer anderen Mutter mit gleicher Begleitung angesprochen. Es war Hildegard. Sehr bald entwickelte sich eine gute Freundschaft zwischen diesen zwei Frauen. Auch ihr Männer Manfred und Gerd wurden darin eingeschlossen. Sehr viele gemeinsame Interessen entdeckten diese zwei Paare. Dazu zählte auch einmal das Fernsehen, über das Irm und Gerd damals noch nicht verfügten. Ob es an ihrem Geldmangel oder der kleinen Wohnung mit nur 30 m² lag, können sie heute nicht mehr sagen.

Zu der tollen Fußball-Weltmeisterschaft 1974 in München, die unser Land als Sieger sah, wurden wir von unserer neuen Freundschaft zum Fernsehen ganz herzlich eingeladen. Hildegard war es dann auch, die uns kurz nach unserem Kennenlernen fragte, ob wir nicht Interesse hätten, einem neu zu

gründenden Kegelclub beizutreten. Wir freuten uns darüber und sagten sogleich zu.

Da gab es aber noch ein kleines Problem zu lösen. Der Kneipenwirt hatte just an dem Wochentag, den die Partner des neuen Vereins ausgewählt hatten, leider geschlossen, aber der Wirt kam ihnen entgegen und sagte damals zu, jeweils eine Kiste Bier auf die Bahn zu stellen. Der junge Verein brachte dann abwechselnd die nötigen Fressalien mit, wie die Mitglieder sie nannten, um beim abendlichen Kegeln nicht zu verhungern.

Kürzlich feierte man in dieser Runde stolz das 45-jährige Bestehen. Bis auf ein Paar, das später hinzukam, war der Verein mit seinen fünf Paaren immer personell beständig. Dieses neue Paar ersetzte dann das älteste Gründungsmitglied, das kurz zuvor in seinem Urlaub verstorben war. Daraufhin trat dann auch dessen Frau aus. Wie es sich für einen richtigen Kegelclub ziemt, wählten die Mitglieder einen Präsidenten. Der ahnte damals noch nicht, dass diese Wahl auf Lebenszeit erfolgt war.

Das ging recht lange gut, bis er uns abends bei einer Karnevalsfeier mit der Nachricht überraschte, dass er diese Funktion nicht mehr wahrnehmen könnte, weil er sich von seiner

Frau getrennt hätte. Die beiden erschienen zu unseren Kegeln kaum noch höchstens nur einzeln und wir vermieden es dabei, sie um des lieben Friedens willen zu ihrem Verhältnis zu befragen. Bis dahin hatten wir auch regelmäßig Ausflüge durchgeführt, die von den jeweiligen Verantwortlichen immer sehr unterschiedlich organisiert worden waren. Eines dieser Unternehmen war dabei so aufregend und auch lustig, dass Einzelheiten an dieser Stelle besser verschwiegen werden. Ein anderes Mal gähnten wir alle vor Langeweile und nach der Hälfte der geplanten Dauer löste sich die Gesellschaft einfach temporär auf. Ziemlich große Freude überfiel der Klub aber nach zwei Jahren, als unser alter Präsident wieder sein altes Amt aufnahm und zusammen mit seiner Frau zum Kegeln erschien, ohne über seine damalige Entscheidung zur Trennung auch nur ein einziges Wort zu verlieren. Heute ist dieses Paar also einfach wieder mit uns zusammen.

Zum Kegeln konnten wir Annemie und Franz Josef nicht animieren, nachdem Hildegard und Manfred umgezogen waren, uns in Deutz quasi verlassen hatten und ein Paar des Vereins nach Norddeutschland umgezogen war. So fielen auch die Treffen im Rheinpark aus. Weil Irm aber dort

gelegentlich Annemie mit ihrem Kinderwagen getroffen hatte, die auch in Deutz wohnte, nahm sie näheren Kontakt zu ihr auf. Es entstand damit eine neue und sehr angenehme Freundschaft.

Doch auch dieses Paar verließ dann bald seine gemietete Wohnung und erstand eine schöne Eigentumswohnung in Deutz. In der Folge trafen wir uns öfter und eines Tages mussten wir feststellen, dass Annemie sich im Krankenhaus befand. Zwar wurde sie kurz darauf entlassen, aber die Krankheit verließ sie nicht. Es folgte nämlich eine Verschlimmerung ihrer Erkrankung, doch Details sind hier einer detaillierten Schilderung nicht zugänglich. Soviel kann hier allerdings gesagt werden: Annemie verlor durch viele Operationen ganz wesentliche Teile ihrer Organe. Für uns erschien das medizinische Geschehen gerade so wie ein Wunder.

Franz Josef übernahm viele der Aufgaben, die Annemie bisher erledigt hatte, und gelegentlich blieb ihm sogar Zeit, sich im Keller des Hauses der Konstruktion seiner Dampflokomotive hinzugeben, die etwa 80 cm in ihrer Länge aufweist. Unser Kontakt blieb trotz dieser gewaltigen Veränderungen bis heute sehr gut erhalten. Regelmäßig treffen wir uns und

Annemie ist sogar wieder in der Lage, auch uns im Kölner Süden zu besuchen.

Wunder gibt es immer wieder! Ein Wunder gab es auch, als das Paar uns ein Gemälde anbot, zu dem wir über Jahre hinweg Kaufangebote unterbreitet hatten. Dieses Kunstwerk war wahrscheinlich über sehr viele Jahre hinweg in einer versteckten Ecke eines ihrer Zimmer abgestellt worden. Nun ziert es unser Wohnzimmer und erntet Lob von allen Seiten. Regelmäßig verleihe ich meine Bücher auch an Annemie, die sie mir abschließend nach ihrer Lektüre zurückgibt. Dagegen hat Franz Josef sich nicht durch eine Lesewut ausgezeichnet. Er ist eher handwerklich tätig. Leider ist auch er gerade erheblich erkrankt. Beim letzten Besuch hier in Weiß ließ es Annemie sich nicht nehmen, mein neues Gemälde, das ein junges Mädchen beim Spaziergang im Wald zeigt, wegen einer klitzekleinen Kleinigkeit zu kritisieren. Trotz dieser Kleinigkeiten verstehen wir uns prächtig wie alle Jahre zuvor.

Um zum nächsten Thema zu kommen, tue ich mich schon ein wenig schwer. Wie kommt man nämlich von einem Gemälde in das Weltall? Wie kommt man von der großen Nähe in die unendliche Ferne?

Für mich ist die Frage inzwischen längst entschieden, wie groß das Weltall ist. Es ist unendlich groß und Gott hat es so geschaffen, um uns nach den Irren und Wirren rund um das Weltall wieder auf unsere so tolle Erde zurückzuführen. Von einer Rückführung berichtet auch das Evangelium nach Lukas:

Ein Mann hatte zwei Söhne. Der jüngere von ihnen sagte zu seinem Vater: Vater, gib mir das Erbteil, das mir zusteht! Da teilte der Vater das Vermögen unter sie auf. Nach wenigen Tagen packte der jüngere Sohn alles zusammen und zog in ein fernes Land. Dort führte er ein zügelloses Leben und verschleuderte sein Vermögen. Als er alles durchgebracht hatte, kam eine große Hungersnot über jenes Land und er begann Not zu leiden. Da ging er zu einem Bürger des Landes und drängte sich ihm auf; der schickte ihn aufs Feld zum Schweinehüten.

Er hätte gern seinen Hunger mit den Futterschoten gestillt, die die Schweine fraßen; aber niemand gab ihm davon.

Da ging er in sich und sagte: Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben Brot im Überfluss, ich aber komme hier vor Hunger um. Ich will aufbrechen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen

dich versündigt. Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein; mach mich zu einem deiner Tagelöhner! Dann brach er auf und ging zurück zu seinem Vater. Der Vater sah ihn schon von weitem kommen und er hatte Mitleid mit ihm. Er lief dem Sohn entgegen, fiel ihm um den Hals und küsste ihn. Da sagte der Sohn zu ihm: Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt; ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein. Der Vater aber sagte zu seinen Knechten: Holt schnell das beste Gewand und zieht es ihm an, steckt einen Ring an seine Hand und gebt ihm Sandalen an die Füße! Bringt das Mastkalb her und schlachtet es; wir wollen essen und fröhlich sein. Denn dieser, mein Sohn, war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden.

Und sie begannen, ein Fest zu feiern. Sein älterer Sohn aber war auf dem Feld. Als er heimging und in die Nähe des Hauses kam, hörte er Musik und Tanz. Da rief er einen der Knechte und fragte, was das bedeuten solle. Der Knecht antwortete ihm: Dein Bruder ist gekommen und dein Vater hat das Mastkalb schlachten lassen, weil er ihn gesund wiederbekommen hat. Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen. Sein Vater aber kam heraus und redete ihm gut zu. Doch er erwiderte seinem Vater: Siehe, so viele Jahre schon diene ich dir und nie habe ich

dein Gebot übertreten; mir aber hast du nie einen Ziegenbock geschenkt, damit ich mit meinen Freunden ein Fest feiern konnte. Kaum aber ist der hier gekommen, dein Sohn, der dein Vermögen mit Dirnen durchgebracht hat, da hast du für ihn das Mastkalb geschlachtet. Der Vater antwortete ihm: Mein Kind, du bist immer bei mir und alles, was mein ist, ist auch dein. Aber man muss doch ein Fest feiern und sich freuen; denn dieser, dein Bruder, war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden.



Der Rheinpark in Köln

Doch kommen wir weiter vorwärts in die Gegenwart.

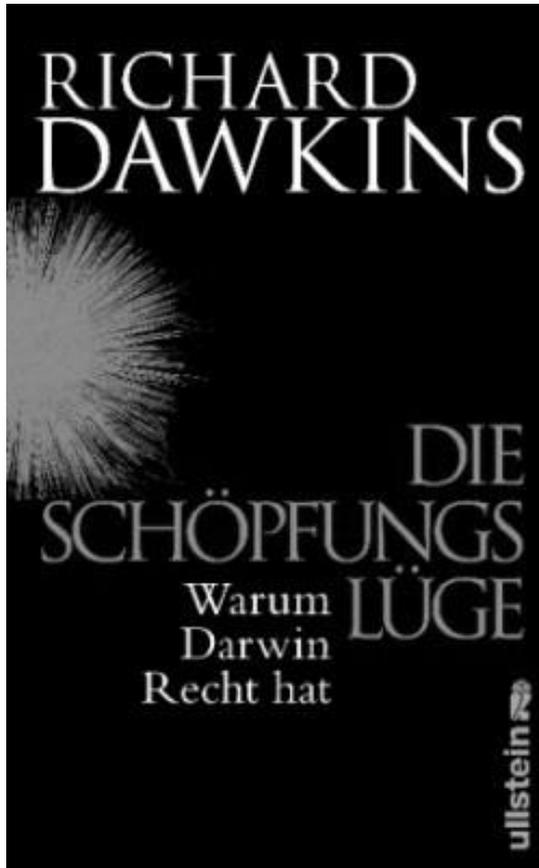


Richard Dawkins

Der selbst ernannte Missionar des Atheismus hat viele Anhänger. Der Glaube an Gott ist nach seiner Ansicht ein „Wahn“ und Religion „irrational“. Richard Dawkins gilt als prominentester Vertreter eines neuen Atheismus. Der selbst ernannte Missionar des Atheismus hat viele Anhänger. Richard Dawkins gilt als prominentester Vertreter eines neuen Atheismus. Bekennender Atheist zu sein, ist heute nichts Besonderes mehr.

Doch der radikale Kampf des Richard Dawkins gegen alles Religiöse hat immer wieder für Schlagzeilen gesorgt.

Dawkins gilt weltweit als prominentester Vertreter eines „neuen Atheismus“.



Mit seinen Streitschriften „Der Gotteswahn“ (2006) und „Die Schöpfungslüge“ (2009) wurde der selbst ernannte

Missionar des Atheismus weltbekannt. „Wenn dieses Buch die von mir beabsichtigte Wirkung hat, werden Leser, die es als religiöse Menschen zur Hand genommen haben, es als Atheisten wieder zuschlagen“, schreibt er in der Einleitung zu „Gotteswahn“.

2007 bekam Dawkins bei einem Festakt in Frankfurt am Main den mit 10.000 Euro dotierten Deschner-Preis der Giordano-Bruno-Stiftung verliehen. Dawkins habe „in herausragender Weise zur Stärkung des säkularen, wissenschaftlichen und humanistischen Denkens beigetragen“, so der Stiftungsvorstand.

Dawkins' Credo lautet: „Religion ist irrational, fortschrittsfeindlich und zerstörerisch.“ Der Glaube an Gott sei nicht vernünftig. Religion schade einer Gesellschaft und sei „die Wurzel aller Übel“. Der Evolutionsbiologe bekämpft jede Auffassung, die in der Existenz des Universums und des menschlichen Lebens das Werk eines schöpferischen Gottes sieht.

Die Wahrscheinlichkeit der Existenz Gottes hält er für „sehr gering“. Existierte Gott, sähe die Welt völlig anders aus, meint Dawkins. Doch forschen wir nun weiter.



Der Kosmologe Andrew H. Jaffe analysiert das Nachleuchten des Urknalls.

Die winzigen Unterschiede der Strahlung sind auf dem kleinen Himmelsglobus in seiner Hand dargestellt – und auf dem größeren auf dem Tisch im Vordergrund. Die Unendlichkeit hinterlässt keine Spuren, sagt Andrew H. Jaffe. Deshalb fahndet der Kosmologe nach Hinweisen auf ein endliches Universums.

Seit Anbeginn der Wissenschaft versucht der Mensch zu verstehen, wie die Welt beschaffen ist. Wir wissen darüber heute mehr als je zuvor, doch die Unendlichkeit birgt noch viele Geheimnisse. GEO geht in der Ausgabe „Die 7 großen

Rätsel des Universums“ den wichtigsten Fragen auf den Grund – und hat sich dafür mit sieben Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die an den Grenzen der Begreiflichkeit forschen. Einer davon ist Kosmologe Andrew H. Jaffe, der am Imperial College London die Struktur des Universums erforscht. Seit der Antike fragen sich die Menschen, ob der Kosmos irgendwo endet. Wie viel näher sind wir der Antwort gekommen?

Andrew H. Jaffe: Ein großes Stück. Erstens wissen wir nun, was überhaupt gemeint ist, wenn wir sagen, das Universum sei endlich. Zweitens sind unsere Teleskope zum ersten Mal in der Geschichte so präzise, dass wir in den Messdaten nach Hinweisen auf ein endliches Universum fahnden können. Und was ist gemeint mit „endlich“?

Kosmologen glauben jedenfalls nicht, dass zum Beispiel irgendwo eine Feuerwand kommt. Denn das würde sofort die nächste Frage aufwerfen: Was verbirgt sich dahinter? In der Mathematik kann ein Raum endlich sein, ohne dass er eine Grenze hat. Vielleicht erinnern Sie sich noch an „Asteroids“, eines der ersten Computerspiele. In diesem Spiel steuern Sie ein Raumschiff und schießen auf Asteroiden. Wenn das

Schiff am Rand des Bildschirms ankommt, prallt es nicht ab, sondern taucht auf der anderen Seite wieder auf. So ähnlich könnte unser Universum beschaffen sein.

Wie würde es sich anfühlen, wenn wir diesen „Rand“ überqueren?

Das Verrückte ist: Sie würden es gar nicht bemerken. Man kann sich das so vorstellen: Rollt man eine Ebene auf und fügt die Enden zusammen, erhält man die Form eines Donuts. Wer sich auf der Oberfläche dieses Donuts bewegt, kommt irgendwann wie von selbst wieder in der Nähe des Ausgangsorts an – egal, in welche Richtung er geht.

Aber wir leben doch nicht in zwei Dimensionen!

Stimmt, deshalb ist das Bild auch sehr vereinfacht. Sie müssen sich im Grunde einen dreidimensionalen Raum vorstellen, der an allen Seiten miteinander verbunden ist.

Das kann ich aber nicht. Wie soll das gehen?

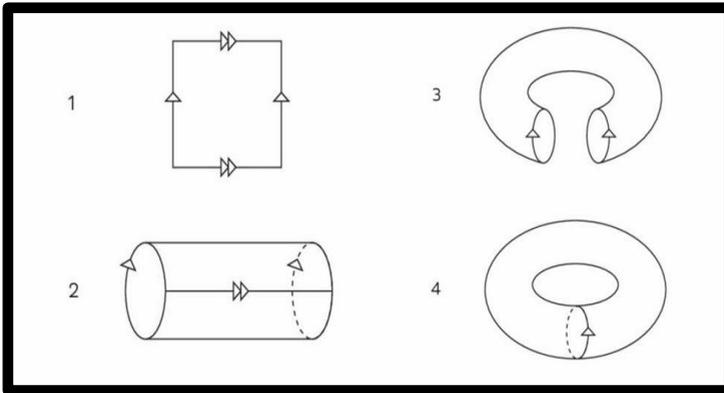
Niemand kann sich davon ein Bild machen, auch ich nicht. Wir können aber die Gleichungen für verschiedene Formen aufstellen, etwa für den Donut. Wir nennen diese Formen Topologien.

Das klingt für mich nach einer mathematischen Spielerei.

Nein, ganz und gar nicht. Es ist keineswegs ein Gedankenspiel ohne Bezug zur Wirklichkeit. Denn wir können unsere Hypothesen überprüfen. Wir können herausfinden, welche Topologie unser Universum hat.

Wie genau machen Sie das?

Wir benutzen dafür eine einzigartige Datenquelle, ein Überbleibsel aus der frühen Zeit des Universums: die kosmische \uparrow Hintergrundstrahlung. Sie entstand etwa 380.000 Jahre nach dem Urknall, als sich die geladenen Protonen und Elektronen zu elektrisch neutralen Atomen zusammensetzten. Die Lichtteilchen, die Photonen, wurden nun nicht mehr andauernd abgelenkt. Seitdem fliegen sie frei durch das Universum. Anfang dieses Jahrzehnts hat das Planck-Weltraumteleskop die Hintergrundstrahlung sehr präzise aufgenommen. Es hat sozusagen das älteste Bild vom Universum geschossen.



Ein Donut, oder in der Sprache der Mathematiker ein Torus, kann helfen, sich ein endliches, aber grenzenloses Universum vorzustellen. Man nehme ein Blatt Papier (1) und klebe die gegenüberliegenden Seiten zusammen (2). Man biege den Zylinder zu einem Kreis (3) und verbinde die Enden. Fertig ist der Torus (4). Eine Ameise kann auf der Oberfläche herumkrabbeln, so viel sie will, sie wird keine Grenze finden. Ihr zweidimensionales Universum ist grenzenlos. Trotzdem ist es endlich: Seine Fläche entspricht der Fläche des Papierblatts, aus dem es gefaltet wurde. Unser Universum hat eine Raumdimension mehr. Uns einen entsprechenden Donut vorzustellen, übersteigt unsere Möglichkeiten.

Wonach suchen Sie auf dem Bild?

Schon damals war die Materie im Universum nicht gleichmäßig verteilt. An manchen Stellen war sie dichter als an anderen, es hatten sich hellere kosmische Klumpen geformt. Wenn das Universum endlich ist, dann müssten wir diese Klumpen mehrfach auf unserem Bild sehen. Verstehen Sie?

Nein, das müssen Sie mir erklären.

Denken Sie zurück an den Donut! Die Photonen, die von einem hellen Klumpen stammen, sind damals in sämtliche Richtungen geflogen. Sie müssten uns heute also auf verschiedenen Wegen erreichen. Wir müssten daher den gleichen Klumpen an verschiedenen Stellen auf dem Bild erkennen können. Mit dem bloßen Auge kann ich solche Muster in der Hintergrundstrahlung nicht erkennen, doch ein Computer spürt sie in den Daten auf. Er kann daraus sogar die exakte Form des Universums berechnen.

Sind Sie fündig geworden?

Bisher leider noch nicht. Vor 14 Jahren schien es einen Durchbruch zu geben. Damals stießen Wissenschaftler aus Frankreich und den USA

in älteren Daten der Hintergrundstrahlung auf eine bestimmte Form: einen zwölfseitigen Körper. Mit meinem Forschungsteam habe ich allerdings gezeigt, dass diese Form lediglich mit einem Teil der Daten übereinstimmt, nicht mit allen.

Werden wir jemals wissen, wie unser Universum beschaffen ist? Wir werden die Hintergrundstrahlung noch genauer vermessen, und wir werden unsere Analysen verbessern. Aber vielleicht werden wir das Rätsel nie lösen. Denn wir haben ein fundamentales Problem: Wir können unsere Daten nur nach Hinweisen auf ein endliches Universum durchsuchen. Die Unendlichkeit hinterlässt keine Spuren.

Als der Mensch begriff, dass die Erde eine Kugel ist, änderte sich sein Weltbild radikal. Worin besteht für uns der Unterschied, ob das Universum endlich oder unendlich ist?

Für die Raumfahrt spielt das keine Rolle. Denn wir würden nie zu den Grenzen vordringen; sie sind viel zu weit entfernt. Aber die Antwort hilft, unseren Platz im Universum zu verstehen. Wenn es wirklich unendlich sein sollte und in allen Richtungen gleich aussähe, dann würde dieses Gespräch genau in diesem Moment unendlich oft stattfinden. Diese Vorstellung ist doch irre.

Zu den Urknallstudien

Anita und Manfred

Heute werden alle finanziellen und sonstigen Versuchsmittel an die Urknallstudien hingegeben. Die Geldmittel stammen aus nur wenigen Quellen und die Untersuchungsausschüsse, die sie kontrollieren, werden von Anhängern der Urknalltheorie beherrscht. Dies hat zur Folge, dass sich die Herrschaft der Urknalltheorie auf diesem Gebiet ohne Rücksicht auf die wissenschaftliche Gültigkeit der Theorie selbst aufrechterhält.

Tycho Brahe schlug einen sehr eigenwilligen Mittelweg ein. So kam er zu einer Art vermittelnden Lösung, dass die Planeten um die Sonne laufen, aber die Sonne mit den um sie herumlaufenden Planeten um die wohl ruhende Erde im Zentrum. Damit waren sozusagen die strittigen Bibelstellen erfüllt: Die Erde steht und die Sonne läuft (um sie) herum.

„Willst du mich erschlagen?“ fragte Anita ihren Freund.
„Erinnerst du dich noch an Goethes vier Zeilen, die ich dir einmal zitierte? Waren das nicht sehr schöne Zeiten, als wir zusammen Brombeeren sammelten und genossen? Haben

wir früher nicht auch gemeinsam Kaulquappen gesammelt?

Wie oft waren wir mit dem Fahrrad unterwegs!

Nie gingen uns die Worte aus! Wie gut haben wir uns immer verstanden! Und haben wir uns früher nicht einmal die Frage gestellt, ob wir nach dem Abschluss unserer Studienzeiten zusammen nach Australien aufmachen sollten, um uns einmal auf den Kopf zu stellen? Und jetzt kommst du mit dem Weltall daher. Ich fasse es nicht!“

„Anita, und du erinnerst dich auch nicht an die Nacht, in der dein Vater uns in die Geheimnisse des Alls einführen wollte? Du wolltest damals von ihm wissen, wie groß dieses Weltall eigentlich ist und ob es dort oben auch noch andere Menschen gibt. Aber da schwenkte er leider etwas ab und kam auf die Zahl 0 zu argumentieren. Wahrscheinlich kam er damals auch auf weitere Themen zum All zu sprechen, aber an Details erinnere ich mich nicht mehr.“

„Halt, an eine besondere Geschichte erinnere ich mich doch noch, Anita. Ich meine die Lichtgeschwindigkeit! Dein Vater verschwieg uns damals nicht, dass sich Licht auch mit einer geringeren Geschwindigkeit als durch das Vakuum bewegen kann. So beträgt die Lichtgeschwindigkeit im Wasser nur rund 75 Prozent und die in Diamanten nur 41 Prozent des

Wertes im Vakuum.“

„Ja, auch ich erinnere mich an diese Geschichte, die du mir damals erzähltest, Manfred. Irgendwie kam damals auch die Formel $E=mc^2$ von Albert Einstein zur Sprache. In Princeton vertieft sich sein Glaube an eine „kosmische Religion“, worunter er eine Offenbarung der unerschütterlichen Weltgesetze versteht.

„So viel zu Einstein und zur Vergangenheit, Anita. Und inzwischen habe ich erhebliche Zweifel, ob diese Rotverschiebung im All als eine Flucht zu verstehen ist. Ich habe mich einmal im Internet auf die Suche nach diesem Thema begeben und dabei auch die Aussage gefunden, dass die gravitative Rotverschiebung eine relativistische Rotverschiebung ist, die halt von der gravitativen Zeitdilatation abhängt, Anita. Bei dieser Rotverschiebung, kommt es auch zu einer Wellenlängenvergrößerung bzw. Frequenzerniedrigung, jedoch diesmal aufgrund von Gravitationsfeldern und deren relativistischen Auswirkungen.“

„Komisch! Also stimmt es, dass alle Sterne mit großem Abstand von unserer Erde ihre Fluchtgeschwindigkeit stets erhöhen und so zu sagen vor uns fliehen?“

„Nun denn, das sagen die meisten Forscher.“

„Also wirklich?“

„Ja!“

„Dann stehen wir mit unserer Erde also doch im Mittelpunkt unseres Weltalls und Ptolemäus lag mit seiner Idee gar nicht so daneben?“

„Nun das hängt ganz davon ab, in welchem Bereich wir uns gedanklich bewegen, wie offen wir sind und ob wir danach gefragt werden, Anita.“

„Also dann frage ich dich einmal danach, ob du jetzt ein altes Volkslied mit mir singen würdest. Ich hätte eine Kopie für dich dabei!“

1. Die Ge - dan-ken sind frei! Wer kann sie er - ra-ten.
Sie flie-gen vor- bei wie nächt-li - che Schat-ten.
Kein Mensch kann sie wis-sen, kein Jä-ger er-schie-ßen
mit Pul-ver und Blei. Die Ge - dan - ken sind frei!

„Nanu! Ich auch, Manfred. Du hattest ja mit meiner Mutter

darüber schon gesprochen. Sie gab mir das Stück heute mit.“

Die anfängliche Missstimmung des Paares war verflogen.

Und so sang das Paar dieses Lied.

„Kennst du vielleicht meinen derzeitigen Gedanken?“ fragte Manfred seine Freundin.

„Ja, ich glaube es schon, mein kluger Freund“, antwortete ihm Anita.

„Was denn?“

„Vielleicht Australien?“

„Nein.“

„Vielleicht das Weltall oder die Milchstraße?“

„Nein.“

„Vielleicht Einstein?“

„Nein, ganz daneben!“

„Vielleicht Ptolemäus?“

„Du kommst der Sache schon etwas näher!“

„Vielleicht unsere Erde?“

„Nun ja, du bist inzwischen auf dem besten Weg!“

„Die Kaulquappen meinst du bestimmt auch nicht.“

„Richtig. Du hast aber ein gutes Gedächtnis, Anita!“

„Und diese deine Geschichte dauert bis zur Realisierung nicht so schrecklich lange, wie es damals hier auf der Erde

geschah, das Weltbild von Ptolemäus endlich aus den Angeln zu heben?“

„Richtig!“

Manfred versagten erst einmal seine Gedanken und damit seine Worte. War sie ihm etwa schon auf der Spur? Wie sollte er seine Mission nun endlich an die Frau bringen? Jetzt riskierte er noch einen Blick auf den Himmel, wo sich die Milchstraße in fast völliger Größe präsentierte. Dann aber umarmte er Anita so heftig, dass ihr beinahe die Luft ausging, küsste sie fast ohne Ende, um sie dann schließlich zu fragen, ob sie seine Frau werden wollte.

„Ja, aber dazu müsste ich vorher meine Eltern fragen“, scherzte sie.

„Ist dir denn nicht noch mehr in Erinnerung über unseren Ausflug geblieben, Manfred? Denke doch einmal an unsere damalige Rückfahrt über Dänemark nach. Sind wir dort nicht auch Martinus begegnet?“

„Ach, das meinst du also!“

„Ja. Dieser Fall hat mich besonders fasziniert. Die Betrachtungsweise des Lebens, die sich Martinus eröffnete, war ein Teil seiner Einweihung in das göttliche Bewusstsein. Die Gottheit ist gemäß Martinus das Weltall in seiner Ganzheit

und umfasst sowohl maskuline als auch feminine Eigenschaften. Martinus ist mit den Astronomen darüber einig, dass der physische Weltraum gigantisch ist, da er alles von Elementarpartikeln bis zu Supergalaxien umspannt. Er betrachtet jedoch das All als eine lebendige Einheit und erschafft somit ein geisteswissenschaftliches Weltbild.“

„Also interessierte ihn die Realität nicht in erster Linie, nicht wahr?“

„Ja, er betrachtete das Bewusstsein als die Instanz, die die Entwicklung des Lebens leitet – auch die biologische Entwicklung. Der Keim aller unterschiedlichen Arten befindet sich auf der geistigen Ebene, und langsam setzen sich die mannigfachen Arten durch, manifestieren ihr Leben und entwickeln sich, je nachdem wie es auf der physischen Ebene möglich ist.

Dies geht im Tierreich als Kampf ums Dasein vor sich. Der Mensch wird – in Übereinstimmung mit der Naturwissenschaft – als Lebewesen betrachtet, das sich aus dem Tierreich heraus entwickelt hat.“

„Nun, so neu ist diese Geschichte aber nicht. Noch bevor Darwin in seinem zweiten großen Werk „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ 1871

seine Andeutung näher ausführen konnte, waren ihm andere zuvor gekommen und hatten weiter in der schmerzhaften Wunde unserer Abstammung gebohrt.

Martinus war der Ansicht, dass diese Entwicklung weitergeht und dass wir als Menschen noch nicht fertig entwickelt sind. Es fehlt uns noch an so manchen Erfahrungen, die unter anderem unser Mitgefühl, unsere Toleranz, unser soziales Verständnis und unseren Sinn für Ethik entwickeln werden. Auf lange Sicht wird dies mit sich bringen, dass eine gerechte und liebevolle Weltgesellschaft sowie ein neues und bewussteres Gottesverhältnis entstehen werden.“

Martinus' Leben enthält Berichte über den armen und unbesessenen Dorfjungen aus Nordjütland, der unbemerkt lebte, bis er als Dreißigjähriger eine tiefgehende Bewusstseinsveränderung erlebte, die ihn befähigte, nicht weniger als ein allumfassendes geisteswissenschaftliches Weltbild zu beschreiben. Danach arbeitete er während eines fast sechzigjährigen Zeitraums daran, dieses Weltbild, das auch die Bezeichnungen Martinus-Kosmologie und Martinus-Geisteswissenschaft trägt, zu beschreiben und zu vermitteln.

„Martinus' Vorschlag, wie wir mit unserer persönlichen Entwicklung arbeiten können, klingt ganz einfach“, meinte

Anita. „Er weist nach, dass wir – ein jeder – durch die direkte Sprache des Lebens ein persönliches Übungsgebiet benannt bekommen. Jedes Mal, wenn wir Widerstand, Stress, Krankheit und anderen Leiden begegnen, ist das ein Signal dafür, dass es etwas in unserem Handeln und Verhalten gibt, das wir lernen sollen anders zu machen. Das verlangt aber, dass wir lauschen und selbst die Willenskraft einsetzen, um die notwendigen Veränderungen zu schaffen, nicht wahr? Die allerhöchste Auszeichnung, die wir haben können, ist unsere Freundlichkeit gegenüber dem Nächsten.“

„Als Entgelt werden wir also erleben“, fügte Manfred nun hinzu, „dass der Gewinn immer größer wird, je mehr wir fürsorglich, vergebend und liebevoll gegenüber anderen Lebewesen zu sein vermögen.“

Das gilt auch für das Verhältnis zu unserem eigenen Organismus, wo eine gesunde Lebensweise und frohe positive Gedanken eine weit größere Bedeutung haben, als wir uns normalerweise vorstellen. Außerdem haben wir einen glänzenden Führer in unserem eigenen Gewissen, das in den Worten von Martinus ein leuchtendes Mentalfeld des Bewusstseins ist.

Das Gewissen gibt uns meistens ein deutliches Signal, wenn

wir nicht nach unseren eigenen humanen Idealen leben. Und nun habe ich eine ganz verwegene Idee, Manfred.“

„Ja, du willst mir nun endlich einen Kaffee spendieren, nicht wahr, Anita?“

„Nein, noch nicht, aber vielleicht danach.“

„Weißt du, woran ich gerade denke?“

„Nein.“

„Es gab einmal eine Szene, in der ich mich ähnlich verhielt, wie du es gerade ausübst, Anita. Aber das weißt du vielleicht nicht mehr.“

„Aha, du denkst bestimmt an unseren überstürzten Aufbruch in Finnland. Aber du überraschtest mich damals nicht, weil ich schon lange zuvor ganz ähnliche Gedanken hatte, wie du sie wohl gerade hattest, meine allerliebste Freundin.“

„Du weißt doch, dass ich sehr neugierig bin. Also: Um was geht es dort in deinem Gehirn?“

„Du wirst dich auch nicht erschrecken, wenn ich dir meine Idee erkläre? Und du wirst unseren Nachbarn nicht sagen, dass ich hin und wieder recht verrückte Ideen habe?“

„Nein!“

„Nun gut! Dann werde ich also eine Platte in Auftrag geben und am Eingang zu unserem Haus anbringen, auf der alle

Besucher unsere Erde im Mittelpunkt des Alls erkennen können.“

Anita holte tief Luft und verbarg mit den Händen zeitweise ihr Gesicht. Mit einer solchen ungewöhnlichen Reaktion hatte Manfred natürlich gerechnet und vorsorglich ganz geringe Abmessungen dieser Platte vorgesehen. Sie zeigte unsere Erde ganz allein im Zentrum des Weltalls und die Sonne mitsamt den anderen Planeten darum kreisend.



Mit den Berneckers im Boot nach Finnland

Ungeachtet der wissenschaftlichen Erkenntnisse stimmen

bei Umfragen in westlichen Gesellschaften regelmäßig 20 – 30 % der Befragten der Aussage zu, dass sich die Sonne um die Erde drehe. Auch in Schulbüchern werden die Sachverhalte oft verkürzt, missverständlich und teilweise falsch dargestellt.“

Damit gab Anita sich schließlich geschlagen und Manfred installierte die kupferne Platte wie von ihm vorgesehen vor dem Haus. Auch die Eltern des Paares bewunderten bei ihrem nächsten Besuch dieses neue Kunstwerk. Nein, eine inhaltliche Kritik zu dieser Platte gaben sie nicht von sich. Anitas Vater meinte dazu:

„Jeder von uns hat ja eine eigene Vorstellung vom Himmel. Deswegen begrüße ich eure Idee. Wissenschaftliche Kreise sind sich ja auch angesichts der vielfältigen Ideen nicht immer einig in der Beantwortung der Frage, wie das da oben nun tatsächlich funktioniert. Ptolemäus irrte wohl und unser heutiges Weltbild wird irgendwann auch über Bord geworfen werden. Aber kommt es denn nun wirklich darauf an, alles wissen zu wollen statt auch zu glauben? Irgendwie habe ich sogar Mitleid mit denjenigen, die sich dort in das menschen- und gottesferne All verirren.“

Manfred tat diese Worte gut. Auch Anita fühlte sich

erleichtert. Anschließend plante sie schon insgeheim, ihre drei Kinder genauso mit dem Weltall vertraut zu machen, wie es einst geschah, als Manfreds Vater die zwei Kinder in den Himmel blicken ließ.

„Und es ist auch wichtig, dass man sich nicht auf Dauer in einem bestimmten Weltbild aufhält“, fügte Anitas Mutter hinzu. „So habt ihr es richtig gehalten, als ihr euren Ausflug nach Finnland zeitig beendetet. Und Manfred ging – vielleicht auch mit Anitas Unterstützung – nur eine recht kurze Zeit im fernen Weltall spazieren. Es kommt doch im Leben wirklich darauf an, dass man sich nicht auf Dauer von seiner irdischen und familiären Heimat entfremdet.“ Und so gingen Manfred und Anita Hand in Hand weiter auf ihrem gemeinsamen Weg.

Nach der Urknalltheorie soll sich das Universum stets ausdehnen. Anzeichen dafür haben die Physiker Willem de Sitter und später Aleksander Friedmann, zwischen 1922 und 1924, entdeckt. Sie untersuchten dafür die Feldgleichungen aus der allgemeinen Relativitätstheorie. Diese Gleichungen beschreiben das Konzept der Gravitation mathematisch. Nach Albert Einstein werden sie entsprechend auch Gravitationsgleichungen genannt.

Im Anschluss hat der Physiker Georges Lemaître 1927 die Hypothese des, bereits beschriebenen, Uratoms aufgestellt. Den Theorien dieser Physiker wurde jedoch zunächst keine Beachtung geschenkt. Erst mit den Beobachtungen von Edwin Powell Hubble, 1929, bekamen sie eine Bedeutung.

Hubble beobachtete, dass sich fast alle Galaxien voneinander weg bewegen. Dabei nimmt die Geschwindigkeit linear mit der Entfernung zwischen den Galaxien zu. Die Galaxien haben hierbei eine Geschwindigkeit erreicht, bei der die gegenseitige Gravitationskraft überwunden wird.

Solch eine tolle Geschwindigkeit nennst Du auch Fluchtgeschwindigkeit. Je größer also die Entfernung zwischen zwei Galaxien ist, desto schneller bewegen sie sich voneinander weg. Diese sogenannte Galaxienflucht soll somit das erste charakteristische Merkmal sein, das für die Urknalltheorie spricht.

Der Physiker George Gamow und sein Arbeitsteam knüpften 1948 an diese Erkenntnis an. Sie sagen, dass die für die Galaxienflucht verantwortliche Strahlung immer noch messbar sein sollte. Die kosmische Hintergrundstrahlung konnte dann, 17 Jahre später, nachgewiesen werden. Mit dieser Entdeckung wurde die Urknalltheorie folglich als geltende

Theorie für den Anfang der Geschichte des Universums anerkannt.

Als Abschluss sei hier ein Foto wiedergegeben, das unsere Familie während einer Schiffstour rund um Köln zeigt. Es waren Sabine und Gerd, die zu Weihnachten des Jahres 2022 dieses Geschenk erhalten hatten. Zuerst ging es aufwärts bis nach Rodenkirchen und anschließend abwärts in Richtung Mühlheim. Bis auf eine Viertelstunde lachte dabei die Sonne uns munter zu. Leider waren Jacqueline und Dominik nicht mit von der Partie.



ANHANG 1

Zwei gegensätzliche Beiträge

Beitrag 1

Lisz Hirn ist als Philosophin, als Publizistin & als Dozentin in der Jugend- und Erwachsenenbildung tätig sowie als freiberufliche Künstlerin an internationalen Kunstprojekten und Ausstellungen beteiligt. Zusätzlich hatte sie 2017 den Diplomlehrgang für „praxisorientiertes Projektmanagement“ abgeschlossen. Die Schwerpunkte ihrer philosophischen und wissenschaftlichen Arbeit liegen in der philosophischen

Anthropologie, politischen Philosophie, interkulturellen Ethik und der kognitiven Beratung. Die im interkulturellen Dialog engagierte Philosophin, Obfrau des Vereins für praxisnahe Philosophie und im Vorstand der Gesellschaft für angewandte Philosophie (gap) war u.a. als Gastlektorin an der Kathmandu University in Nepal tätig und hat an der Sophia University und an der Nihon University in Tokio sowie

an der Universidad Nacional Mayor de San Marcos in Lima referiert.

Außerdem unterrichtete sie auch an der École Supérieure Roi Fahd de Traduction in Tanger, Marokko, sowie am ULG Philosophische Praxis der Universität Wien. Von Oktober 2015 bis Januar 2017 war sie Fellow am Forschungsinstitut für Philosophie in Hannover. Lisz Hirn lebt und arbeitet derzeit in Wien. Dies ist ihr Glaube:

1. Atheisten glauben auch. Nur eben daran, dass es Gott nicht gibt. Der Atheismus ist nicht der Gegenspieler der Religionen, für den er gehalten wird. Der schlaue Hinweis kam bereits von Arthur Schopenhauer: „Was für eine schlaue Erschleichung und hinterlistige Insinuation in dem Wort Atheismus liegt! – als verstände der Theismus sich von selbst.“ Ein Atheist glaubt nämlich, dass es Gott nicht gibt. Denn auch das nicht- an-einen Gott-zu-glauben ist noch immer ein Glaube, der sich unter Kategorien wie wahr oder falsch stellen lässt.

Friedrich Nietzsche, einer der bekanntesten Gottlosen in der Philosophiegeschichte, schreibt in seinem Buch *Ecce Homo*: „Ich kenne den Atheismus durchaus nicht als Ergebnis, noch weniger als Ereignis: er versteht sich bei mir aus

Instinkt. Ich bin zu neugierig, zu fragwürdig, zu übermütig, um mir eine faustgrobe Antwort gefallen zu lassen.“

2. Atheisten sind unabhängiger. Die vielen sozialen Probleme, die aufgrund religiöser Differenzen entzündet werden, legen den Schluss nahe, dass wir nicht mehr religiöse, sondern mehr atheistische Inputs in der Gesellschaft brauchen, um die Konflikte abzufedern. Atheistische und agnostische Inputs sind in der Lage, interreligiöse und moralische Konflikte auf einer nicht-religiösen Basis zu behandeln, jenseits des Absolutheitsanspruchs, während Religion und religiöse Perspektiven dazu tendieren, Abhängigkeiten zu fördern (zwischen Frau und Mann) oder Differenzen zu betonen (wir Muslime sind „moralisch besser“ als die Christen).

3. Atheisten haben „es“ geschafft. Religiöser Glaube ist schließlich nicht nur eine Frage des Charakters. Auch soziale Umstände haben Einfluss auf die Ausbreitung des Atheismus. Sobald Menschen dem Prekariat entkommen, also eine einigermaßen gesicherte Existenz haben und ihre primären und sekundären Bedürfnisse befriedigt sind, verliert Religion nachweislich an Bedeutung. Haben die Menschen ihr tägliches Brot, müssen sie nicht darum beten. Darauf weist unter

anderem der Soziologe Prof. Phil Zuckermann in seinem Aufsatz „The rise of the nones in the US“ hin.

4. Atheisten sind moralischer. Weiter belegen Studien, dass Atheisten wesentlicher moralischer handeln als Religiöse. Je mehr Einfluss die Religion auf das Leben eines Kindes ausübte, umso weniger freigiebig zeigte es sich. Die großzügigsten Kinder kamen wie auch die, die moralische Verfehlungen weniger hart bestraften, aus atheistischen Familien. Auch Philosoph Charles Taylor wies bereits darauf hin, dass einige der christlichen Werte sich durch Säkularisierung und Relativierung zu kulturchristlichen Werten weiterentwickelt hätten. Religiöse Werte gehen also nicht einfach durch Säkularismus verloren, sondern können – sofern sie soziale Relevanz besitzen – weiterbestehen. So hätte sich die christliche Nächstenliebe in den sozialistischen Begriff der Solidarität transformiert. Davon, dass Atheismus und Nihilismus Hand in Hand gehen, kann also keine Rede sein!

5. Atheisten wirken positiv auf die Gesellschaft ein. Atheisten haben meist ein ausgeprägtes Faible für Säkularismus. Von dem behauptet Maryam Namazie, eine führende Humanistin und Aktivistin, dass „Säkularismus ein wichtiges Vehikel ist, um die Gesellschaft vor der Intervention der

Religion in das Privatleben der Menschen“ zu schützen. Er bezeichnet nichts anderes als eine Weltanschauung, die sich auf die Immanenz und Verweltlichung der Gesellschaft beschränkt und auf darüber hinausgehende, religiöse Fragen verzichtet. Er vertritt aus diesem Grund die strikte Trennung von Staat und Religion. Seit der Aufklärung, die bekanntlich einige Atheisten hervorgebracht hat, war man überzeugt, dass ein fundamentaler Unterschied zwischen der Herrschaft, die von einer Religion oder einer Herrschaft, die von den Menschen selbst legitimiert ist, besteht. „Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört!“ Atheisten nehmen diesen Bibelters besonders ernst.

6. Atheisten wissen: Glauben heißt nicht wissen. Genauso ernst nehmen Atheisten auch den Unterschied zwischen Religion und Wissenschaft. In beiden glaubt man zwar an etwas, allerdings auf andere Weise. Religiöser Glaube kann nicht den Anspruch erheben, gerechtfertigt wahrer Glaube im Sinne wissenschaftlicher Erkenntnisse zu sein. Religiöser Glaube beruht stets und vor allem auf dem Willen zum Glauben. Folgende Fragen können den Unterschied zwischen Glauben und gerechtfertigten, wahren Glauben aufgrund methodischer Prüfungen deutlich machen: Sind

alternative Heilmethoden genauso belegbar wie schulmedizinischen Therapien? Ist der Glaube an den allgütigen, christlichen Gott genauso legitim wie der an das fliegende Spaghettimonster?

7. Atheisten sind wissenschaftsgläubiger. Die Grenzen zwischen Glauben und Wissen scheinen zusehends mehr zu verschwimmen, und zwar nicht nur in den USA oder der Türkei, sondern auch in Österreich und Deutschland. Zwar glauben viele Menschen an Wissenschaftler, z.B. an Ärzte, aber nur wenn diese Dinge sagen, an die die Menschen glauben wollen. Zum Beispiel, dass es dank Genetik und Mikrobiologie bald mehr Behandlungsmöglichkeiten für schwere Krankheiten geben wird. Wissenschaftliche Fakten negieren sie dann, wenn diese ihren Wünschen und lieb gewonnenen Überzeugungen nicht entsprechen.

Ein Beispiel gefällig? In Österreich gab es 2017 eine Umfrage unter Religiösen mit türkischem Migrationshintergrund, ob sie denn an Darwins Evolutionstheorie glaubten. Ein oft wiederholtes Statement lautet wie folgt: „Ich glaube nicht an die Evolution. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Mensch und Affe einen gemeinsamen Ursprung haben. (...) Darwin ist Bullshit – weil für Muslime klar ist, dass Allah die Welt

erschaffen hat. Das hören wir von den Eltern, das hören wir in der Moschee. Die Evolutionstheorie lernt man zwar in der Schule, aber man glaubt sie nicht.“

8. Atheisten werden eher schlau. Auch unser Gefühl, dass in manchen Gesellschaften in letzter Zeit die Religiosität zugenommen hat (z.B. in Polen, Indien, Türkei oder Indonesien), täuscht uns. Viel eher scheint es zu einer starken Politisierung der Religion gekommen zu sein – mit schwerwiegenden Folgen für die Jugend. Als Beispiel kann die Bildungspolitik der AKP dienen. Zu Beginn konnte sie noch Erfolge verbuchen, doch längerfristig sank das Niveau rapide ab, wie die Pisa-Erhebungen belegen. Wie sehr die religiöse vor der wissenschaftlichen Erziehung in den Vordergrund getreten ist, zeigt sich also nicht nur an dem rapiden Anstieg von Korankursen, sondern auch in der Statistik.

9. Atheisten wissen, was es heißt, diskriminiert zu werden. Opferrolle hin oder her: Wir hören zwar ständig von der Diskriminierung religiöser Minderheiten, doch diese wird bei Weitem durch die Diskriminierung von Atheisten, Humanisten, Agnostikern und Nicht-Religiöse übertroffen. Atheisten werden als moralisch suspekt bis sozial inkompetent diffamiert. Die Weltkarte der Internationale Humanistische und

Ethische Union (IHEU) zeigt die Problematik eindringlich auf: Es gibt kaum ein Land, in dem Atheisten nicht diskriminiert werden. Auch Deutschland und Österreich bilden hier keine lobenswerte Ausnahme. Erschwerend kommt hinzu, dass Atheisten schlecht oder gar nicht organisiert sind, sie also keine umfassende, legitimierte, offizielle Interessenvertretung haben. Während also Religionen und Konfessionen in vielen Ländern Toleranz und Sonderrechte genießen (oder zumindest einfordern können), kann das die steigende Anzahl der Atheisten nicht.

10. Atheisten benötigen keine Theodizee. Warum lässt Gott das Leiden zu, wenn er doch die Allmacht, die Allwissenheit und den Willen besitzen müsste, alles Leiden zu verhindern? Theodizees versuchen diese Frage verschieden zu beantworten. Wie ist das subjektive Leiden in der Welt zu erklären, wenn Gott doch allmächtig, allgütig und allwissend sei? Wann immer Atheisten diesen Vorwurf einbringen, versuchen Gläubige diesen dadurch abzuschmettern, indem sie auf die fehlende Glaubenskompetenz, Spiritualität oder Ignoranz der Atheisten verweisen.

Statt durchaus konstruktive Kritik zu hören, gehen die wertvollen atheistischen Inputs stattdessen verloren.

Beitrag 2

Warum es einen Gott auf Erden gab, das veranschaulicht die Autorin Marilyn Adamson mit ihren folgenden Worten. Würdest du gerne wissen, wie das nun ist mit Gott, ob es ihn jetzt gibt oder nicht? Und nicht mit solchen Sätzen abgespeist werden wie: „Das musst du eben glauben.“ Dann untersuche doch mal die folgenden Hinweise.

Über einige Dinge sollten wir uns zuerst klar werden. Wenn jemand ablehnt, dass es überhaupt einen Gott geben kann, dann müssen wir nicht weiter reden. Das wäre ja genauso, wie jemand nicht glauben würde, dass Menschen den Mond betreten haben. Man könnte noch so viele Argumente bringen, wie Fotos, Interviews, Steine vom Mond... Alles würde angezweifelt werden, weil die Person schon ihre Meinung gefasst hat und immer ein Argument findet es dagegen zu halten, z.B. Das ist eine Fotomontage, die Interviews sind gestellt, die Steine sind von der Erde...

Über die Existenz Gottes schreibt die Bibel: Dass die Menschen genügend Hinweise haben, um zu erkennen, dass es einen Gott gibt, aber sie wollen diese Tatsache nicht wahrnehmen. Die anderen aber, die sich auf die Suche machen,

zu denen sagt Gott: „Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so werdet ihr mich finden.“ Bevor wir uns einige Fakten über die Existenz Gottes ansehen, sollten wir uns fragen:

„Bin ich bereit, Gott zu suchen, ihn zu entdecken, wie er wirklich ist und nicht so hinzudrehen wie ich ihn haben will?“

Ok, dann lass uns mal folgendes betrachten...

1. Gibt es Gott? Während allen Epochen und durch alle Kulturen, waren Menschen davon überzeugt, dass es einen Gott gibt. Milliarden von Menschen aus verschiedensten sozialen, intellektuellen und bildungsmäßigen Umgebungen sind überzeugt, dass es einen Schöpfer der Welt gibt, der es wert ist, angebetet zu werden. Allein die Tatsache, dass viele Leute etwas tun, heißt natürlich noch nicht, dass es richtig ist.

Trotzdem ist es schwer zu behaupten, dass sich all diese Menschen, oft mit starker Überzeugung, nur etwas eingebildet haben.

„Anthropologische Untersuchungen zeigen, dass selbst bei den entlegensten Stämmen ein universeller Glaube an einen Gott vorhanden ist. In der frühesten Geschichte der Völker und ihren Legenden steht am Anfang ein Gott, der die Welt

erschaffen hat. Auch bei den polytheistischen Religionen deuten die Wurzeln auf einen schaffenden höchsten Gott.

2. Existiert Gott? Die Komplexität unserer Welt weist darauf hin, dass es jemand geben muss, der sie geschaffen hat und erhält. Es gibt unendlich viele Beispiele, die man an dieser Stelle nennen könnte, aber hier eine kleine Auswahl:

Die Erde...ihre Größe ist perfekt. Durch ihre Größe und damit ihre Anziehungskraft hält sie die dünne Atmosphäre von ca. 30 km mit ihren lebenserhaltenden Gasen fest. Wäre die Erde kleiner, hätte sie keine Atmosphäre, wie der Planet Mercury. Wäre die Erde größer, würde sie auch freien Wasserstoff festhalten, wie Jupiter. Die Erde ist der einzige bekannte Planet, der die richtige Mischung von Gasen enthält, um einen Lebensraum für Pflanzen, Tiere und Menschen zu bieten.

Die Erde steht im optimalen Abstand zur Sonne. Der Temperaturbereich hier erstreckt sich von ca. -40°C bis $+60^{\circ}\text{C}$. Wenn der Erdabstand zur Sonne größer wäre, würde die Erdoberfläche einfrieren. Wäre der Abstand geringer, würden wir gegart werden oder verbrennen. Nur die kleinste Änderung des Erdabstandes würde ein Leben auf der Erde unmöglich machen. Die Erde behält ihren exakten Abstand,

während sie mit ca. 107.000 km/h um die Sonne kreist. Durch die Eigenrotation erfährt jeder Ort auf der Erde täglich eine Erwärmung mit anschließender Abkühlung.

Auch der Mond hat die perfekte Größe, um mit seiner Anziehungskraft die Gezeiten hervorzurufen. Durch die Bewegung dieser großen Wassermassen wird auf allen Kontinenten vermieden, dass das Wasser steht und gammelt.

Wasser...farblos, geruchlos, ohne Geschmack und doch kann nichts und niemand ohne dieses Nass leben. Pflanzen, Tiere und Menschen bestehen zu einem Großteil aus Wasser (der Mensch besteht zu ca. 2/3 aus Wasser). Lass uns die einmaligen Eigenschaften von Wasser betrachten, die so optimal für das Leben geschaffen sind:

Es hat einen außergewöhnlich hohen Schmelz- und Siedepunkt. Nur durch Wasser können wir in einer Umgebung mit Temperaturschwankungen leben und trotzdem unsere Körpertemperatur auf 37,2°C halten. Wasser ist ein vielseitiges Lösungsmittel. Diese Eigenschaft des Wassers ermöglicht es, dass eine Vielzahl von Mineralien, Nährstoffen und chemischen Substanzen durch unseren Körper transportiert werden können und so bis in die kleinsten Blutgefäße in unserem Körper gelangen.

Wasser ist chemisch neutral und verändert dadurch die Substanzen, die im Wasser gelöst werden nicht. Nährstoffe, Medikamente und Mineralien werden unbeschadet in unserem Körper transportiert und können vom Körper aufgenommen werden. Wasser hat eine einmalige Anhangskraft. Deshalb kann Wasser in Pflanzen gegen die Erdanziehung in die Spitzen der höchsten Bäume steigen und sie mit Wasser und Nährstoffen versorgen. Wasser hat die einmalige Eigenschaft, dass es sich beim Gefrieren ausdehnt. So können Fische unter einer schwimmenden Eisdecke den Winter überleben.

97% des Wassers auf der Erde findet man in den Ozeanen. Ein riesiges Entsalzungssystem holt das Wasser aus dem Meer und verteilt es über die Erde. Durch die Verdunstung entstehen Wolken, die von den Winden über das Festland geblasen werden. Der Regen fällt auf Pflanzen, Tiere und Menschen. Reinigung wird ermöglicht und Leben erhalten. Das Wasser befindet sich in einem genialen System, das Wasser reinigt und wieder verwendbar macht. Nichts geht verloren.

Das menschliche Gehirn...verarbeitet parallel riesige Informationsmengen. Dein Hirn nimmt die Farben und Formen

deiner Umgebung wahr, die Temperatur um dich herum, den Druck mit dem deine Füße den Boden berühren, die Musik im Hintergrund, deinen trockenen Mund und den Text des Artikels, den du gerade liest. Dein Hirn merkt sich Emotionen, Gedanken und Erinnerungen. Gleichzeitig steuert dein Gehirn alle Prozesse, die zum Überleben notwendig sind: Atmen, Lidschlag, Herztätigkeit, Nahrungsverarbeitung.

Das menschliche Gehirn verarbeitet über eine Million Informationen innerhalb einer Sekunde. Dein Gehirn prüft all die Daten, die du liest und sortiert die nicht relevanten aus. Diese Funktion ermöglicht es erst, die Gedanken zu fokussieren und in der Welt zu überleben. Ein Organ, das eine Million Informationseinheiten verarbeiten kann, gleichzeitig selektiert, was wichtig ist und die Gedanken in die Tat umsetzt... kann man da sagen, dass ein solcher „Hochleistungsrechner“ einfach so entstanden ist?

Wenn die NASA ein Raumschiff ins All schießt, dann glaubt kaum jemand, dass ein Affe das Konzept entwickelt hat, sondern hochintelligente Leute, die „einiges drauf haben“. Wie können wir uns erklären, wie das menschliche Gehirn entstanden ist? Nur eine Intelligenz, die umfassender ist konnte

in der Lage sein, das menschliche Gehirn zu schaffen.(Unvollständigkeitssatz von Goedel)

3. Gibt es Gott? Nur der Zufall reicht nicht aus, um die Entstehung des Lebens zufriedenstellend zu erklären. Stell dir vor, du siehst auf den Mount Rushmore, in dem Bilder von den amerikanischen Präsidenten Washington, Jefferson, Lincoln und Roosevelt eingeschlagen sind. Kannst du dir vorstellen, dass die Bilder durch Erosion entstanden sind? Selbst wenn man unendlich viel Zeit verstreichen lassen würde, Wind und Regen wirken lässt, dann ist es trotzdem schwer vorstellbar, dass etwas aus der Menschheitsgeschichte so getreu nachgebildet wurde. Der gesunde Menschenverstand legt uns nahe, dass es Leute gab, die ihr Vorhaben geplant haben und anfangen, mit Geschick die Figuren in den Fels zu hauen. Dieser Artikel kann nur einige Außergewöhnlichkeiten unserer Erde streifen: Die Position der Erde zur Sonne, die Eigenschaft des Wassers, ein menschliches Organ. Kann eines von denen einfach so entstehen? Der bekannte Astronom Sir Frederick Hoyle zeigt auf Grund der Wahrscheinlichkeitsrechnung, wie weit hergeholt es ist, dass sich Aminosäuren zusammenfinden und eine Zelle bilden. Sir Hoyle vergleicht die Unwahrscheinlichkeit

mit folgender Illustration. „Wenn man annähme, auf einem Schrottplatz lägen alle Einzelteile für eine Boing 747 und es fegte ein Tornado darüber, dann würde mit derselben Wahrscheinlichkeit hinterher ein Flugzeug dastehen, das startbereit ist . Das Ereignis ist so zu vernachlässigen, dass sich auch nichts daran ändert, wenn das ganze Universum voller Schrottplätze wäre!“

Wenn wir die Komplexität unseres Lebens und des Alls betrachten, dann ist es vernünftig anzunehmen, dass ein intelligenter Schöpfer alles geschaffen hat. Die Bibel beschreibt Gott als den Initiator und Erhalter des Lebens.

4. Gibt es Gott? Die Entscheidungsfähigkeit von Gut und Böse kann nicht biologisch erklärt werden. Jeder Mensch, egal welcher Kultur, hat ein universelles Gefühl von Richtig und Falsch. Selbst ein Dieb spürt Unrecht, wenn jemand seinen Besitz stiehlt. Wenn jemand ein Kind von seiner Familie raubt und es misshandelt, dann entsteht in uns Ärger und Wut. Diese Tat wird als Unrecht bezeichnet, egal aus welcher Kultur wir kommen. Woher haben wir diese Empfindung von Unrecht? Wie kommt es, dass man in allen Kulturen sagt, dass Morden aus Spaß falsch ist?

Und woher kommen Liebe, Pflichtbewusstsein und Mitgefühl? Wenn die Menschen allein das Ergebnis von Evolution, von „survival of the fittest“ sind, warum helfen wir einander und setzen uns füreinander ein? Woher stammt unser innerer Sinn für Gerechtigkeit? Die Evolutionstheorie liefert hier keine Erklärungen. Unser Gewissen kann dagegen leicht durch einen liebevollen Schöpfer erklärt werden, der sich auch selbst um die Harmonie zwischen Menschen und ihr Wohlergehen sorgt.

5. Gibt es Gott? Gott spiegelt sich in der Natur und im menschlichen Leben wieder und kann so erkannt werden. In der Bibel wird Gott allerdings noch deutlicher sichtbar. Was Gott denkt, meint und wie er ist erfahren wir nur, wenn er uns seine Gedanken mitteilt. Alles andere ist Rätselraten. Aber Gott will uns nicht im Ungewissen lassen und zeigt uns seinen Charakter in der Bibel und wie wir zu ihm Kontakt aufnehmen können.

Deshalb ist natürlich die erste Frage, wie zuverlässig ist die Bibel? Archäologische Funde bestätigen die Bibel anstatt dass sie sie widerlegen. Beispielsweise hat man 1993 im Norden Israels Hinweise gefunden, dass David, der König von Israel gelebt hat. Er hat viele Psalmen in der Bibel

geschrieben. Dann die Schriftrollen vom Toten Meer haben erstaunliche Ergebnisse geliefert, wie exakt die Bibel überliefert wurde.

Die Bibel wurde über 1500 Jahre von 40 verschiedenen Autoren unterschiedlicher Herkunft und an unterschiedlichen Orten in drei verschiedenen Sprachen geschrieben. Erstaunlich dabei ist, dass alle Teile zusammenpassen. Durch die ganze Bibel wiederholt sich die gleiche Botschaft.

1. Gott schuf unsere Welt und er schuf uns, damit wir in Beziehung zu ihm leben.
2. Er liebt uns absolut.
3. Aber wir haben ihn ins Gesicht geschlagen und uns von ihm getrennt.
4. Gott ist bereit, einen neuen Anfang mit einem jeden von uns zu machen.
5. Er bietet uns seine Vergebung an und eine Beziehung, die selbst den Tod übersteht.

Mit dieser Hauptbotschaft verrät die Bibel gleichzeitig den Charakter Gottes. Psalm 145 drückt die Gedanken und

Gefühle aus, die Gott uns gegenüber hat. Gibt es Gott? Alle anderen Offenbarungen Gottes übertrifft diejenige, die Jesus Christus uns gab. Er übermittelte uns die klarste Darstellung davon wie Gott ist. Warum Jesus? Untersucht man die Weltreligionen, dann entdeckt man, dass sich Buddha, Muhammad, Konfuzius und Moses alle als Lehrer oder Erleuchtete bezeichnen.

Keiner von ihnen behauptete jemals, Gott gleich zu sein. Jesus tat es. Jesus hat im Gegensatz zu den Religionsgründern gesagt, dass er Gottes Sohn ist. Ja, noch mehr: Dass sie einfach ihn ansehen sollen, wenn sie wissen wollen, wie Gott ist. Er versicherte, dass er nicht seine eigenen Gedanken auslebte, sondern nur das tat, was Gott ihm zeigte.

Jesus sagte: „Ich bin das Licht für die Welt. Wer mich nachfolgt, wird nicht mehr in der Dunkelheit umherirren, sondern folgt dem Licht, das ihn zum Leben führt.“ Er schrieb sich Eigenschaften zu, die nur Gott gehören: Nach seiner Aussage hatte er die Kraft die Trennung zwischen Gott und Mensch aufzuheben (Sündenvergebung). Das alte Verhaltensmuster der Rebellion gegenüber Gott, die Sucht Böses zu tun und die Abhängigkeit von all unseren Launen, mit denen wir anderen schaden, diesen Teufelskreis durchbrach

er. Jesus sagte nicht: „Befolge meine Worte und du wirst die Wahrheit finden.“ Er sagte, „Ich bin der Weg, ich bin die Wahrheit, und ich bin das Leben! Ohne mich kann niemand zum Vater (Gott) kommen.“

Es ist nicht sonderlich schwer solche Behauptungen aufzustellen. Obwohl - man bräuchte schon einiges an philosophischen Erfahrungen und Menschenkenntnis, um solche Aussagen zu formulieren, die genau ins Schwarze treffen. Trotzdem wären es noch Behauptungen, wie es schon viele gibt. Welchen Beweis liefert Jesus, dass er Gottes Sohn ist?

Er tat, was andere Leute nicht tun konnten. Jesus vollbrachte Wunder. Er heilte Leute... Blinde, Verkrüppelte, Taube, er weckte sogar Tote auf. Er hatte Macht über Gegenstände ... aus ein paar Broten und Fischen machte er Essen, genug, dass mehrere tausend Menschen satt wurden.

Er vollbrachte Wunder in der Natur... lief auf dem Wasser, stillte einen heftigen Sturm. Und das tat er am laufenden Meter, Leute waren dabei, sie konnten es selbst sehen. Leute folgten ihm, weil er ihre Bedürfnisse sah. Und er sah nicht nur die vordergründigen Bedürfnisse wie Hunger, Krankheit, Gefahr, sondern die eigentlichen Bedürfnisse, einen

Schutzraum, wo Menschen bedingungslos angenommen werden und wieder Zugang zur Lebensquelle finden.

„Kommt alle her zu mir, die ihr euch abmüht und unter eurer Last leidet! Ich werde euch Frieden geben. Nehmt meine Herrschaft an und lebt darin! Lernt von mir! Ich komme nicht mit Gewalt und Überheblichkeit. Bei mir findet ihr, was euerm Leben Sinn und Ruhe gibt. Ich meine es gut mit euch und bürde euch keine unerträgliche Last auf.“

Was erfahren wir durch Jesus über die Persönlichkeit Gottes? Was denkt Gott über die Menschen? Was denkt er über dich und mich?

Gott sieht uns in unserer Egozentrik in unseren Süchten in unserer Abkehr von ihm. Eigentlich hätten wir es verdient, dass wir in unser Elend laufen und uns selbst und andere kaputt machen, denn das haben wir ja immer angestrebt oder kaum etwas dagegen unternommen. Den „Vertrag“ haben wir schon unterschrieben. Tod ist unsere Wahl, auch wenn wir sagen „Aber ich wollte doch nur...“. Wie ein Schaf, das seinen Weg ohne seinen Hirten gegangen ist und sich jetzt mit der Wolle in einer Hecke verfangen hat. Zu wissen, dass es nur noch eine Frage der Zeit ist, bis das nächste Raubtier

kommt und es frisst. Gottes Vaterherz blutet, wenn er uns so verirrt sieht. Er sieht die Konsequenzen, die auf uns zu kommen. Und doch muss Recht halt Recht bleiben. Kann man die Sache nicht einfach vergessen?

Gott ist gerecht. Jemand muss bezahlen. Gott reißt sich sein allerliebstes vom Herzen, weil er uns liebt und nicht unser Schicksal besiegelt sehen will. Jesus, Gottes Sohn, willigt ein und gibt sein Leben für uns. Er trägt unsere Krankheit und unsere Schmerzen, damit wir Überleben können. Er tat es nicht aus einer Berechnung heraus, sondern aus Liebe, ohne dass wir dazu einen Beitrag hätten leisten können. Gott hat Sehnsucht nach unserer .

Er will, dass wir da sind, wo es uns gut geht. „Ich habe euch schon immer geliebt, darum bin ich euch stets mit Güte begegnet.“ So geht Gott mit uns um. Ein deutliches Zeichen, dass Jesus mehr war als ein Mensch.

Ein weiteres Wunder ist, dass Jesus nach drei Tagen auferstanden ist. Weil bereits bekannt war, dass Jesus auferstehen sollte, unternahmen seine Gegner einiges, um dies zu verhindern. Trotz Bewachung, 2 Tonnen-Felsblock vor dem Eingang und einer verängstigten Jüngerschar, die nicht im

Traum an Diebstahl dachte, war die Leiche weg. Dazu kam noch, dass viele Jesus auferstanden gesehen hatten. Ein weiteres Zeichen, dass Jesus nicht nur ein normaler Mensch war. Gibt es Gott?

Man wird sich immer an einem Argument aufhängen können, nicht an Gott glauben zu müssen. Gottes Haltung, uns gegenüber ist klar: „Denn Gott hat die Menschen so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn für sie hergab. Jeder, der an ihn glaubt, wird nicht verlorengehen, sondern das ewige Leben haben.“

Willst du jetzt mit Gott eine Beziehung anfangen und erleben, dass du von ihm angenommen wirst? Er wartet auf dich: „Merkst du es denn nicht? Noch stehe ich vor deiner Tür und klopfe an. Wer jetzt auf meine Stimme hört und mir die Tür öffnet, bei dem werde ich einkehren. Gemeinsam werden wir das Festmahl essen.“ Wenn du gerne mit Gott eine Beziehung anfangen willst, aber nicht weißt, wie du dich ihm gegenüber ausdrücken sollst, dann können die folgenden Worte ein erstes Gespräch mit ihm sein:

„Danke Jesus, dass du für mich gestorben bist. Du weißt, was in meinem Leben schief liegt. Ich bitte dich um Vergebung und bitte dich, dass du in mein Leben kommst. Danke,

dass du eine Beziehung mit mir haben willst. Amen.“ Gott ist wirklich treu. Er verspricht: „Ich kenne sie, und sie folgen meinem Ruf. Ihnen gebe ich das ewige Leben, und sie werden niemals umkommen. Niemand kann sie aus meiner Hand reißen.“

Gibt es Gott? Alle diese Tatsachen weisen darauf hin, dass es einen Gott gibt, der uns liebt und den Kontakt zu dir und mir sucht. Wenn du mehr über Jesus oder Gott wissen willst, dann schick uns einfach eine Email.

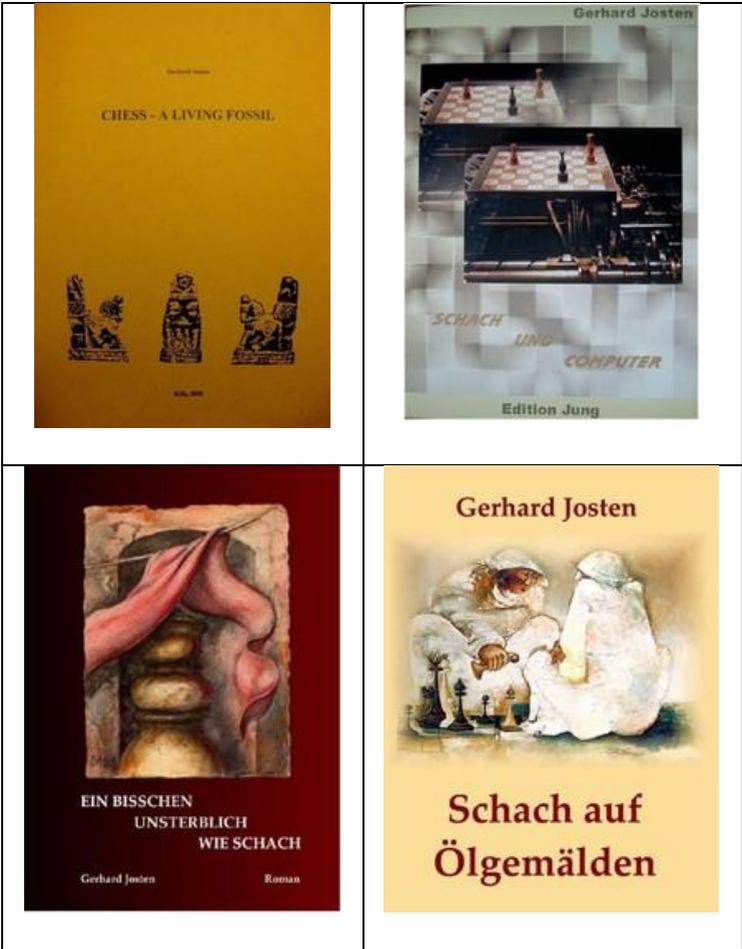
Über die Autorin: Als ehemalige Atheistin war es für Marilyn Adamson schwierig, die Gebetserhörungen ihrer Freunde und ihre positive Ausstrahlung einzuordnen. Sie war verblüfft, wie viele Fakten es gibt, die darauf hinweisen, dass es Gott gibt. Nachdem sie ein Jahr lang alles genau geprüft hatte, entschloss sie sich, mit diesem Gott eine Beziehung einzugehen. Auch heute, noch Jahre nach diesem gemeinsamen Start empfindet sie den Glauben an Jesus Christus für ihr Leben als sehr bereichernd.

ANHANG 2

Fast alle meine Bücher und Ölgemälde

Fast alle meine Literatur





Gerhard Josten



Matt & Remis

Erhard-Verlagsgesellschaft

Gerhard Josten

Köln

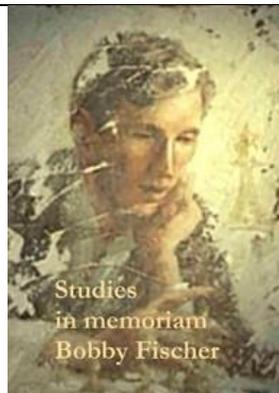
2007

Nachträge zu meinen
Schach-Erinnerungen
von 2007

Gerhard Josten

Köln

2010



Studies
in memoriam
Bobby Fischer



Schachgenetik

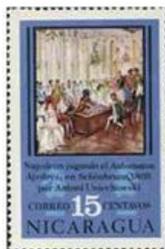


Gerhard Josten • Köln • September 2000

XII. Symposium der ICS 2003 in Berlin

SCHACHGESCHICHTE AUF BRIEFMARKEN

Gerhard Josten



NICARAGUA S. 1976
Nachdruckem Genehmigt von Antonio J. Diaz-Berrios (1983-1976)

Gerhard Josten

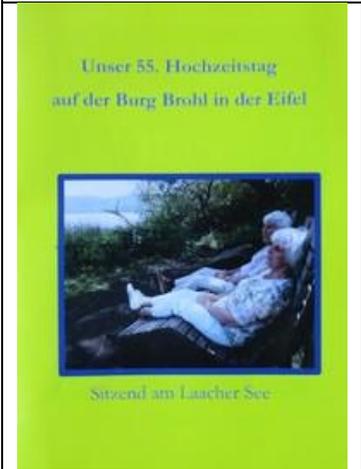
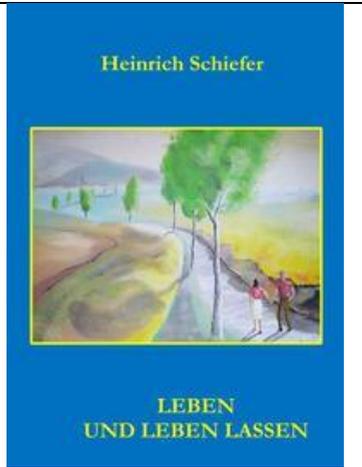
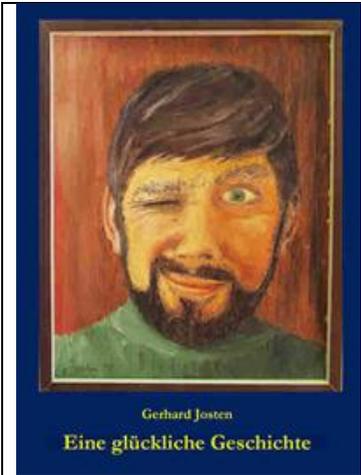
VIA COLORATA Straßen auf Gemälden



ZUR BEURTEILUNG DES WELTALLS



Gerhard Josten



GERHARD JOSTEN

**EINIGE
BLICKE
ZURÜCK**

Gerhard Josten

**WARUM
IN DAS WELTALL
SCHWEIFEN?**

Eine Anthologie

Gerhard Josten

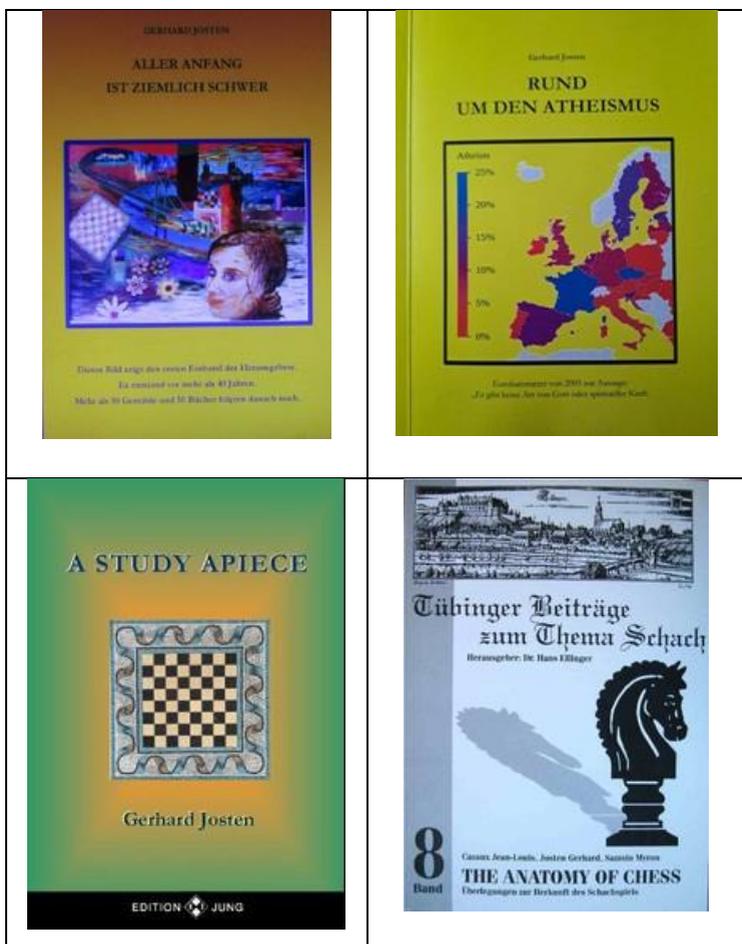
**UNSER URLAUB 2022
IN GRÖMITZ**

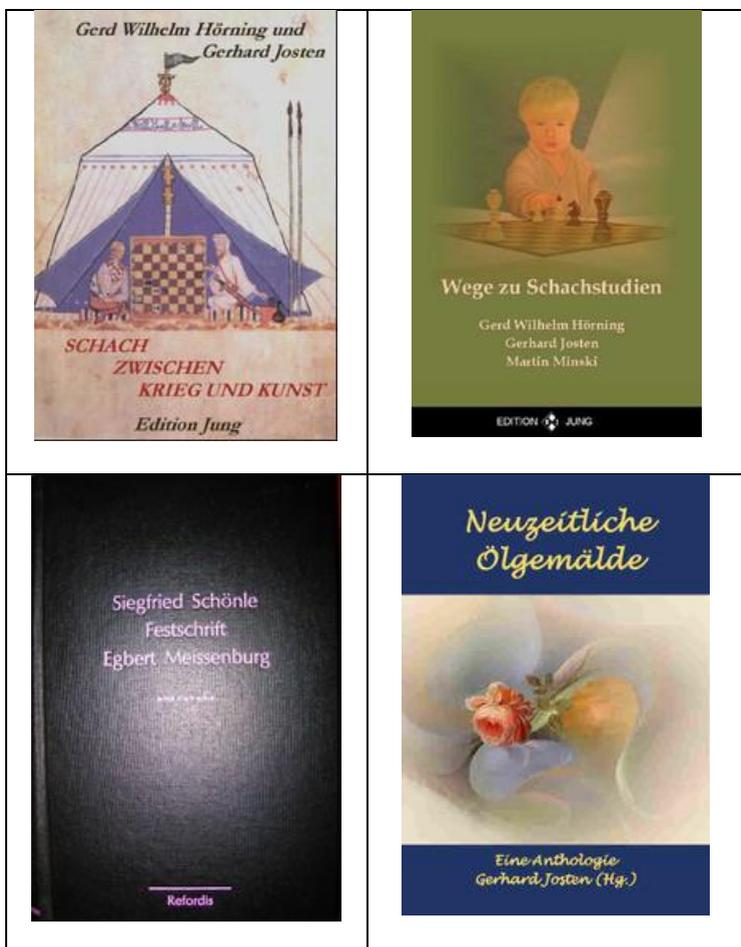


Gerhard Josten

**EIN AUSFLUG
IN DIE GANZ
FERNE WELT**

Eine Anthologie





Luigi D'Amico - Antonio Riva
Siegfried Schiele - Jürgen Wigdorff (Hrsg.)

**Festschrift zu Ehren
Alessandro Sanvito**

Internationale Beiträge zur
Geschichte und Bibliographie
des Schachspiels



MAI 1
2010

VINDOBONA
2010

Wolfgang Unzicker



Hrsg. Gerhard Josten

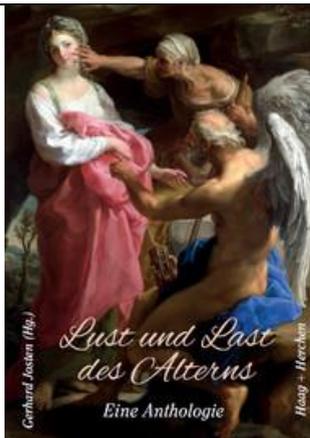
Hans Holländer, Ulrich Schädler (Hrsg.)

Scacchia Ludus



Studien zur Schachgeschichte

Band 1



Gerhard Josten (Hrsg.)

*Lust und Last
des Alters*
Eine Anthologie

Hans-Jochen

Liebe
zwischen Freud und Leid



Hg. Gerhard Josten



Über die
Wolken



Eine Anthologie
Hg. Gerhard Josten

ALLERLEI
NÖRGELEI

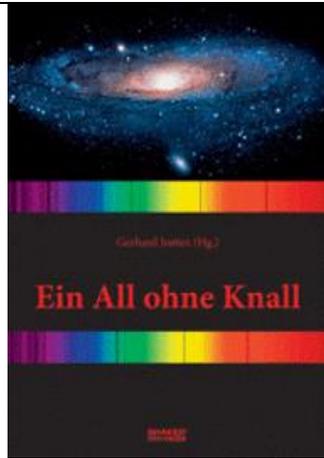


Gerhard Josten



*Viel Glück
und viel Freude*

*Eine Anthologie
Herausgeber: Gerhard Josten*



Gerhard Josten (Hg.)

Ein All ohne Knall

BRASS

**SO EIN
BLÖDER APFEL!**



Gerhard Josten

Eine zweite Erde?

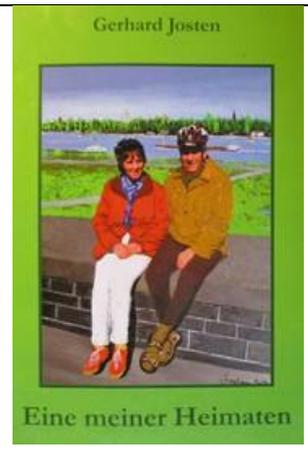
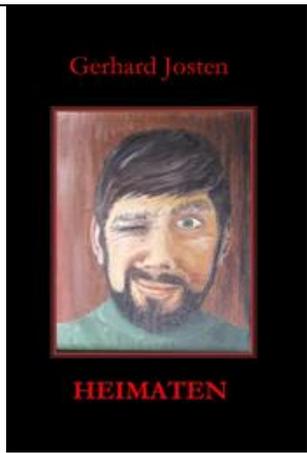


Gerhard Josten

<p>Jacqueline Behrendt & Gerhard Josten</p> <p><i>Schwups</i></p> <p>– und Kim war weg</p>  <p>Beimdall Verlag</p>	<p>Gerhard Josten (Hrsg.)</p> <p>Warum Tandem?</p>  <p>Verlag Klaus Lohberg</p>
<p>Gerhard Josten</p> <p>VIA COLORATA</p> <p>Straßen auf Gemälden</p> 	 <p>Warum in die Ferne schweifen?</p> <p>Wahre Anthesologie</p> <p>Gerhard Josten</p>

*Meine Ölgemälde
in Bild und Wort*

Gerhard Josten



Wenn ich wach im Bett liege....

Von eurer Mutter,
Großmutter und
Urgroßmutter

Elisabeth Josten, geb. Hamer

Gerhard Josten



Einige Blicke zurück



Die Fidele Holzköpp
2005



Gerhard Josten

Zur Position der Erde im Weltall



Eine Anthologie

Gerhard Josten



LIEBER
IN DER NÄHE
SCHWEIFEN!

Gerhard Josten



(K)EIN ERFOLG

Gerhard Josten



EINIGE BLICKE NACH VORN

Eine Anthologie

Gerhard Josten



FANTASIEN

Gerhard Josten

DAS WUNDER VON SHAR-I SOKHTA

Mit der folgenden Konstruktion eines Matropeffekts glaube ich, ein Wunder vollbracht zu haben. Ein Bauer muss bei sterbender Dame, Leber, Spinnere oder Tann umgründelt werden, um in vier Zügen umzusetzen.



Langs glaube ich, dass ich auf der Welt zu erkenne, bei dem besten zwei Jahre zuvor im Bunde er geschaff hat, eine völlig klassische Umwandlung von Wall und Scheure zu vollenden. Wenn also Scheure sein Bunde in einen Spinnere umwandelt, dass man Wall dieses verfallen.

In einem zweiten Fall habe ich aber erfolgreich. Langen der Mischung eines schweizer und ungenies Fledertanzen, der die Alter des Schachspiel um maximal 2.000 Jahre vorwärts, conducted sich ein Schachspiel im einem Alter von etwa 1.000 Jahren.

Gerhard Josten



EINIGE

BLICHE

ZURÜCK

Mein kleines Gedächtnis zu einer Hochzeit, Davoren und Herford!

Gerhard

Grüne Abend, liebe Leute,
Wird's ein schönes Tag zu heute!
Nicht das Wonne manne ich!
Nennens dieses Poes zu befrucht!

Lebe Eines: nach Geduldswiese,
Heute ist der Tag des Fests!
Lang' selbst noch, und davon weißt du,
Der mein einzig, sind nun mein

Mit mir diese Fests! zu haben,
Kann't die all' passieren hier.
Doch die nunzeit noch bald ein!
Nur ein letztes Wort noch!

Lebe Wichte gelies im Frieden
Das ist allerdings kein Märchen
Und sie sind kein Allgegenwart
Denn sie dieses umschließt!

Alle Eris' sich auf die Fests
Und die Kraft nicht nur bei Mann
Doch die durch es nicht weggenom
Es geht nur nicht nur nur das Eines!

Einem Eines hier' zu Analysis
Im noch Eines, in noch Pflicht
Nur im Kraft sie bei mich werden,
Glaub Eines gelies noch nicht!

Keine Eines im braves Schönen,
Und noch nicht die Einesman,
In der Zukunft denke die sie die Fests,
Denn sie sind nur jetzt nicht gehen.

Manches muß sich bald verkleinern
Das geschieht nicht nur an Randern
Manches veraltet die bald sterben
Und die Verhältnisse weiter einken!

Wartet Eines aber Eines verkleinern,
Denn Kantenfläche gibt's in kleinen
Keine Hingegen: Nicht an Kopf
Auch verkleinern bald im Kopf!

Nur glücklich nur eine Eines,
Sagt: „Mit noch ich durch die Mitte“,
Macht den Tag nur doch noch schön,
Sagt nur nur: „Auf Wiederseh'n!“

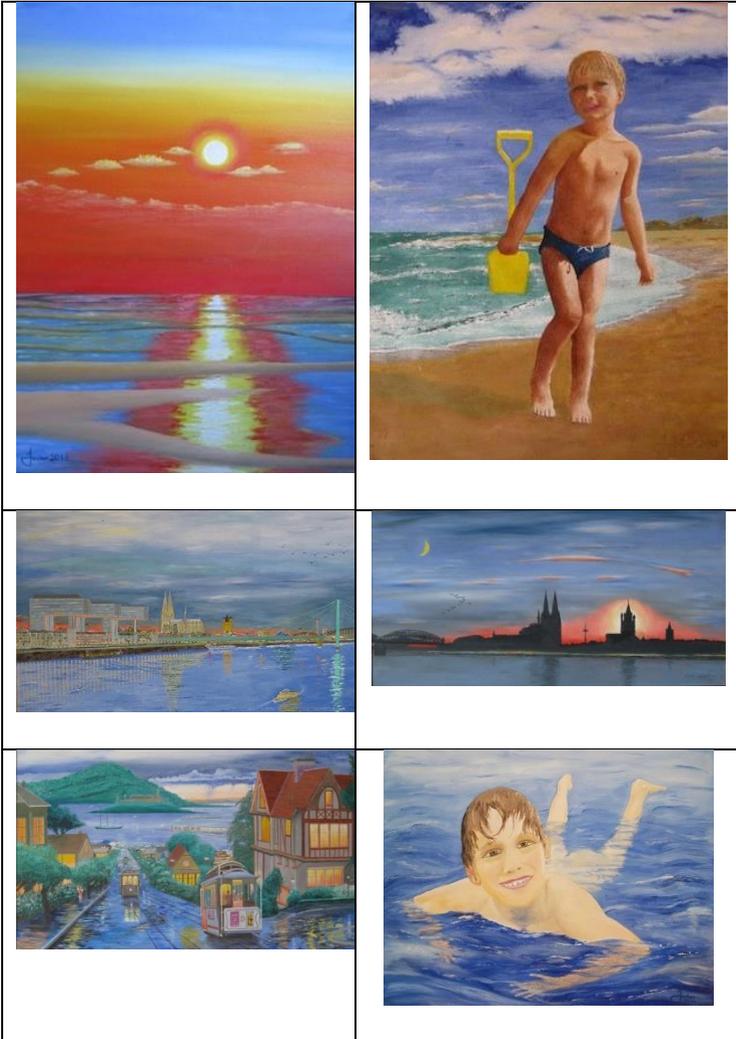
Doch die Fests nur wie gerne
Und das nicht nur so nur die Fests!
Wie wünschen auch ein gutes Eines
Und werden wird gar nicht weggenom!

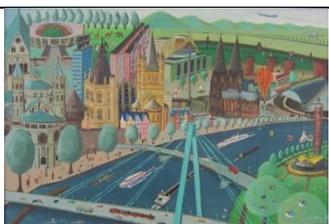
Nur klären wir zu seiner Hinsicht
Doch das gelies nicht nur im Ende
Einesman: nur verkleinern selbst,
Wann sie nur ich wieder gelies!

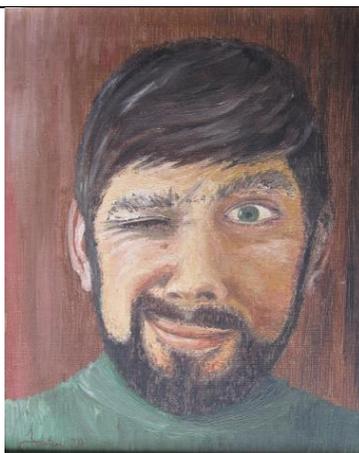
Wie wünschen auch viel Glück!
Es geht nun vorwärts, nicht zurück!
Der Zukunft kommt die schön gestalten
Nur wenn Wicht' und das wird haben!



Fast alle meine Ölgemälde







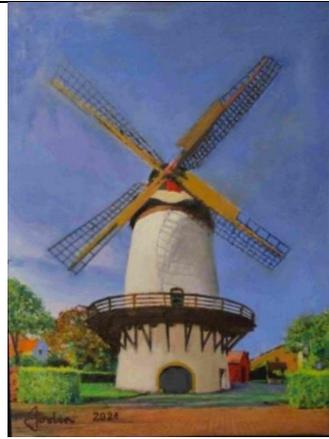


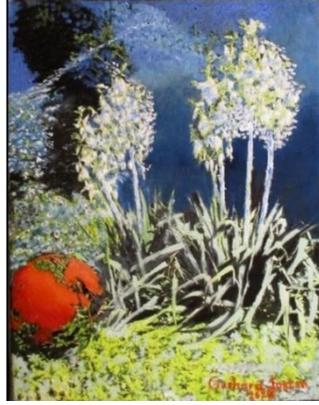












Der Triebwagen vor dem Kölner Dom

Schlusswort

Dieses Büchlein dürfen wir nicht beenden, ohne euch als die fleißigen familiären Fragesteller ein ganz herzliches „Danke-schön“ zuzurufen für eure Mühe und euren Mut, weit in die Zukunft zu schauen. Es versteht sich von selbst, dass auch noch später einige ungestellte Fragen auftauchen werden. Aber vielleicht ist es uns mit diesem Unternehmen doch gelungen, das zu erwartende Defizit ein klein wenig zu minimieren. Es ist ja auch nicht ausgeschlossen, dass eure Kinder eines Tages ebenfalls Klage führen werden über nicht gestellte Fragen. Daher möchte dieses Büchlein euch auch etwas ermuntern, viele Gespräche mit euren Kindern zu führen.

Auf eine sonst übliche Prüfung der Rechtschreibung haben wir hier verzichtet, weil das erstens Geld gekostet hätte und ihr uns einige Tippfehler zweitens nicht verübeln werdet. Wir wünschen euch und euren Kindern viel Spaß bei der Lektüre!

Irmgard und Gerd

Mein finaler Kommentar

Ein Streit um die Realität von Jesus lohnt sich nach meiner Auffassung nicht. Infolge unseres Umzugs von Duisburg nach Köln in 1966 führte ich mich zunehmend in das Kölner Klima, das so lautet:

Et es wie et es!
Et kütt wie et kütt!
Et hätt noch immer got gegange!
Wat fott es, es fott!
Et bliev nix wie et wor!
Wat wells de maache?
Kenne mer nit, bruche mer nit, fott domet!
Maach et got, ävver nit ze off!
Wat soll dä käu?
Drinks de eine met?
Do laachs de dich kapott!

„Et kütt wie et kütt!“ Wäre hier mein Favorit.